



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### **Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### **About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

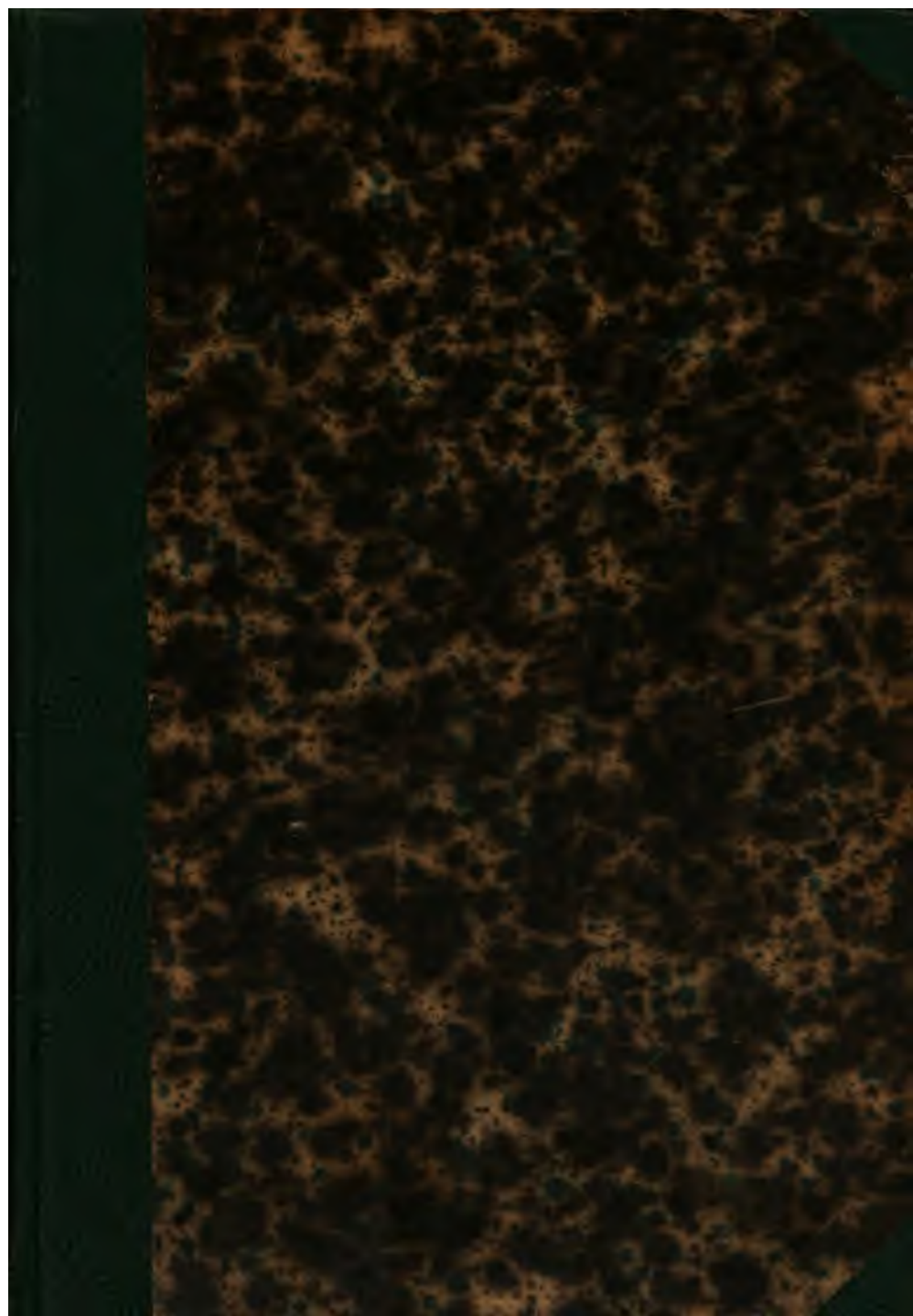
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

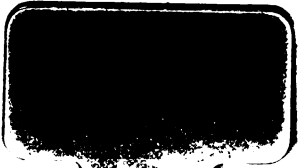


(K38)

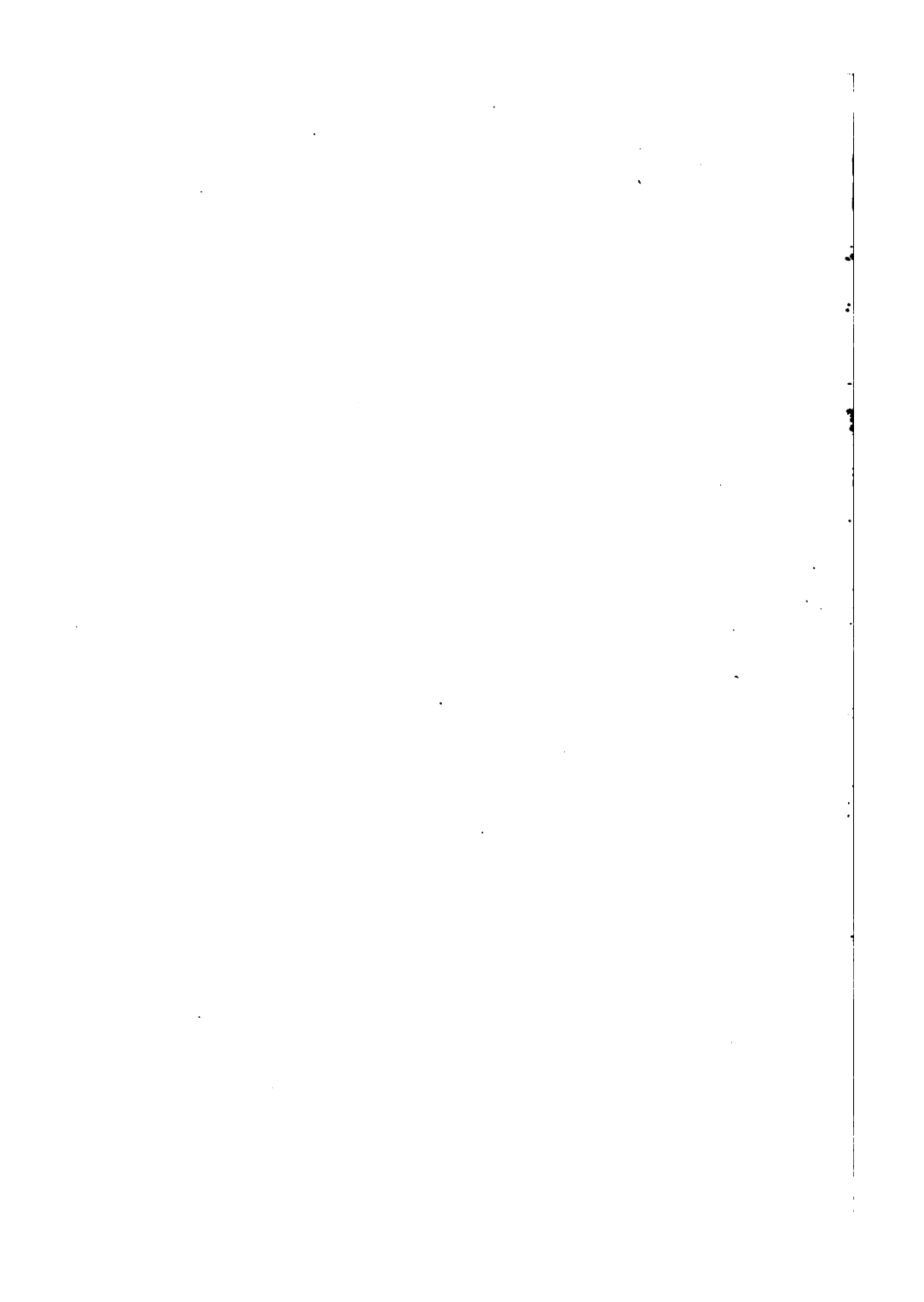
62



Fiedler. ADDS. III B. 34



M 5039  
'36



fran-Professor Kazanow  
als Zücher der Teresianer

B. 17/3/70.

vom H.

## Die Söhne Pestalozzi's.

Erster Band.

## Neuester Verlag von Otto Janke in Berlin.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

**Sugkow, Karl, Die Ritter vom Heiske. Fünfte, völlig umgearbeitete Auflage. 4 Bde. Geh. 2 Thlr.**

**Brachvogel, K. E., Der deutsche Michael. Roman. 4 Bde. Geh. 5 Thlr. 20 Sgr.**

**Brachvogel, K. E., Ludwig XIV. oder Die Komödie des Lebens. Roman. 4 Bde. Geh. 4 Thlr.**

**Becker, August, Des Nabbi Vermächtniß. Roman in 3 Abthl. à 2 Bände.**

Erste Abthl.: Der Maler. 2 Bde. Geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

Zweite Abthl.: Der Rabbinist. 2 Bde. Geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

Dritte Abthl.: Der Erbsgraf. 2 Bde. Geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

**Becker, August, Verwehmt. Roman aus der Gegenwart. 4 Bde. Geh. 5 Thlr. 15 Sgr.**

**Becker, August, Aus Stadt und Dorf. Zwei Erzählungen. Geh. 20 Sgr.**

Inhalt: Todt und lebendig. Eine Erzählung aus der Cholerazeit.

Digruenerkoffelt. Eine Abendgeschichte.

**Becker, August, Hedwig. Roman aus dem Basgau. 2 Bde. Geh. 3 Thlr.**

**Byr, Robert, Mit eherner Stirn. Roman. 4 Bde. Geh. 4 Thlr. 15 Sgr.**

**Broof, K., Das Schloß in den Ardennen. Roman. 2 Bde. Geh. 2 Thlr.**

**Galen, Philipp, Jene, die Jüdin. Roman. 3 Bde. Geh. 5 Thlr.**

**Galen, Philipp, Das Irrlicht von Argentières. Roman. 3 Bde. Geh. 5 Thlr.**

**Galen, Ph., Waltram forscht, der Semagoge. Roman. 4 Bde. Geh. 6 Thlr. 20 Sgr.**

**Galen, Philipp, Der Fwe von Juzern. Roman. 5 Bde. Geh. 8 Thlr. 10 Sgr.**

**Giese, Marie, Es ist bestimmt in Gottes Rath. Erzählung. Geh. 1 Thlr.**

**Golz, Bogumil, Vorlesungen. 2 Bde. Geh. 2 Thlr.**

1. Band: „Die Ehe und die Ehehabs-Candidaten.“ —

„Charakteristik der Männer und Frauen.“

2. Band: „Shakspeare's Genjus und die Tragödie Hamlet.“ —

„Kindheit, Jugend und Alter.“ — „Das Märchen.“



Die  
**Söhne Pestalozzi's.**




Roman in drei Bänden

von

**Karl Gutzkow.**

**Erster Band.**

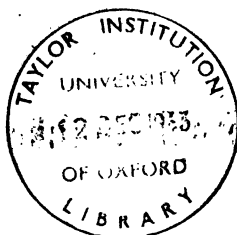
Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen ist vorbehalten.



**Berlin, 1870.**

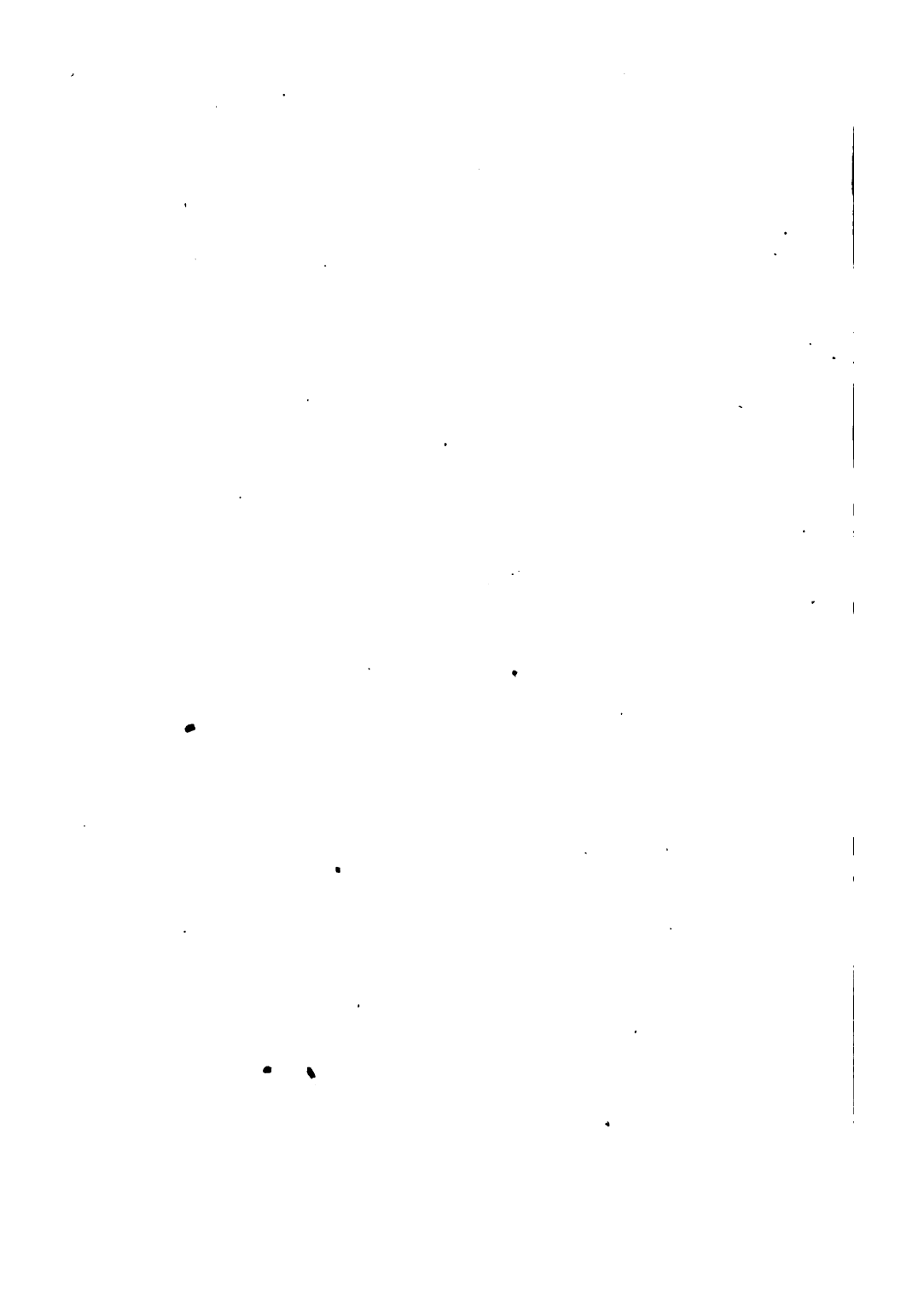
Druck und Verlag von Otto Jante.

21. 10. 1954



# Erstes Buch.

---



## Erstes Kapitel.

---

Der Frühling war gekommen.

Nicht aber mit dem Bilbe vom goldnen Sonnenschein, der sich auf die vom Eise befreiten Fluren und Ströme niedersenkt, nicht mit dem Bilbe vom frohen Geläut der Heerden, die wieder aus enger Winterhaft auf die mit zahllosen weißen, rothen und gelben Blumen geschmückten Bergesmatten getrieben werden, läßt sich jener Seelenzustand vergleichen, welchen unsere in einer Gebirgsgegend Deutschlands beginnende Erzählung zunächst zu schildern hat.

Vielmehr führt derselbe den Leser in den schroffsten Gegensatz zu den Feierstunden der Natur, in einen Frühling, der verschneit ist, in einen Sonnenschein, der den Fluren und Strömen seinen goldnen Glanz nur gelogen hat, in ein wildes Geläut der Heerden, die angstgetrieben in jäher Flucht von den Sennhütten wieder zurückeilen; denn der Winter ist wieder auf den Bergen hereingebrochen in einer Nacht voll Sturm, Regen, Schnee und eisescharfen Schlossen — —

Eine Dame sitzt im Geschäftsbüreau eines Advocaten und fragt ihn:

„Sagen Sie mir, mein Herr — was hat man zu thun, um von seinem Manne geschieden zu werden — —?“

— — — Dumpfe Stille und ein Lächeln des Advocaten war zunächst die Antwort. Die Thür des Nebenimmers, wo die Schreibgehülfen des Rechtskundigen arbeiteten, hatte die Dame schon beim Eintritt gebeten, sofort schließen zu dürfen.

Heiliger Genius der Ehe, Friedensbote des Himmels, der du die christlichen Völker das Band zweier Herzen als Rückkehr zum Paradiese, die Ehe als eine Sühne für den Sündenfall, als die Erhebung der Töchter Evas zur vollen Gleichberechtigung mit den Ansprüchen des Mannes auf wahre Menschenbestimmung zu erfassen lehrtest, ja sogar erst aus Mann und Weib allein das Bild des einigen, des vollkommenen, ganzen Menschen überhaupt geschaffen hast und in jenen Zeiten, wo die Werke der Priester als Werke von ewiger Dauer aufzufassen durch Rom, das Rom der Stellvertretung Christi, gelehrt wurde, die Huldigung empfangst, daß man die Lehre aufstellte und sie in die Gesetze der Staaten einführte: „Ehescheidung ist unmöglich —!“ verhülle Dein Angesicht und traure über die Worte, die hier — in einem dumpfen, niedrigen Gemach, neben staubbedeckten Acten, vor tintenbefleckten Tischen, auf Schemeln, die für Bauern-

gefäße berechnet sind, innerhalb glattgegriffener Holzschranken — widerhallen und nur vom Ticken einer alten Wanduhr, die alle Stunden einmal ein mütternes Kuckuck! abrufft, unterbrochen werden.

Der Advocat Hellwig zu Buchenried, einem angesehenen Fabrikstädtchen am Fuße einer langen Gebirgskette, war keineswegs ein Rabulist.

Er führte die Proceffe, die nicht weit von seinem Wohnorte zu Dornweil, der Regierungs- und Gerichtsstadt des ansehnlichen „Kreises“, in erster Instanz entschieden werden sollten. Eine neue Verwaltungsorganisation hatte in dies kleine, gewerbreiche Gebirgstädtchen einer unserer östlichen Provinzen, nach Buchenried, kein Kreisgericht, kein Steueramt, kein Landwehredepot oder ähnliche Culturhebel der Neuzeit, jedenfalls Befehlungen des Verkehrs, Mehrungen der Erwerbsquellen verlegt, sondern nach dem unbedeutenderen nachbarlichen Dornweil. Die Telegraphendrahtleitung ließ sich dorthin bequemer legen. Und so spielte denn der freundliche, klugblickende „Justizkommissarius“ Hellwig nicht mit seinen Richtern Abends im Casino Boston, war durch keine „Loge“ mit seinem Proceßgegner zu Bruderpflichten verbunden. Er hätte aber auch, der kleine Mann im grauen Rock mit einem grünen Schreibärmel bis zum Ellenbogen hinauf, der gesuchte Herr Hellwig, der heute, erschreckt durch Damenconsultation, schnell den grünen Schirm von seinen angegriffenen Augen abgenommen und neben sich hingellegt

hatte, mit hinübergezogen sein können nach Dornweil, wohin er zu den Terminen in einem eigenen Einspanner zu fahren pflegte, es würde doch mit seiner Praxis ehrlich und gewissenhaft hergegangen sein, Dank jener schönen Idealität, die noch im deutschen Richter für seinen Beruf durch unser unabhängiges deutsches Universitätsleben genährt wird.

Nur in der Situation lag es, daß Hellwig allerdings soeben das Ansehen eines recht verschmitzten Sportelhahns hatte. „Was hat man zu thun, um von seinem Mann geschieden zu werden —? — Hm! Hm! —“ Er saß mit zusammengeslagenen Beinen, spielte mit seiner gedrechselten Horndose, brachte die Priese zehnmal an die Nase, ehe seine an Alles, nur jetzt nicht an die Wirkung des Schnupftabacks auf die Stärkung des Gedächtnisses denkende scheinbare Zerstretheit die Priese in die dunkeln Nasenhöhlen führte, schielte mit entschieden falschem Blick bald links an's Fenster, bald rechts an die Barrière hin — die in seinem Audienzzimmer, der groben, aufgeregten Bauern die den größten Theil seiner Clientel bildeten, wegen nöthig war — die Dame saß innerhalb dieses Burgfriedens dicht angelehnt an's Gitter.

War aber nicht auch die Situation in hohem Grade eine spannende und fragwürdige? Die Dame war ihm völlig unbekannt. Sie sah entschieden vornehm aus. Sie war gebieterisch eingetreten, anfangs verschleiert. Sie hatte ihn allein zu sprechen ge-



wünscht. Eben erst, als sie kurzweg ihre Frage ausgesprochen, hatte sie ein wenig gezupft und gerückt an dem blauen Schleier, der ihr Antlitz und einen eleganten modischen Hut bedeckte, einen Hut, der in jenen Tagen, wo der geheimnißvolle Besuch in Buchenried an der forellenreichen Illig, beim Justizcommissarius Hellwig, stattfand, noch ein wirklicher Hut mit Kopf und Seitenflanken, keine bloße Haube, wie jetzt, kein Phantasieschlupf war.

„Bitte, darf ich nicht wissen, mit wem ich die Ehre habe —?“ Das hatte Hellwig nicht gefragt. Denn im Geist hatte er hierauf schon hinter dem blauen Schleier die Antwort gehört: „Bester Herr, der Name thut gar nichts zur Sache —!“

Das aber fragte er doch:

„Protestantin —?“

Ein kurzes „Gewiß —!“ war die Antwort und ein aufklärender Zusatz, aber weniger entschieden vortragen, folgte: „Es ist die Angelegenheit einer Freundin. Die Dame nimmt Anstand, sich zu nennen — deshalb habe ich übernommen, statt ihrer —“ Nun verrollte die Rede. Im Lügen hatte die Frau keine Gewandtheit.

„Es ist nicht Neugier,“ begann Hellwig, die schlanke, jugendliche, wenn vielleicht auch nicht eigentlich schöne Erscheinung — wer konnte das unter dem Schleier sehen —! im braunen Moirée = Seidenkleide, mit zierlich eleganten Stiefelchen, die jedoch bis zu

den zuweilen sichtbaren Strümpfen über und über mit förmlichem Straßenkoth bespritzt waren, von der Seite betrachtend; „es ist nur mein Wunsch, dem späteren Urtheil vorzubeugen, daß es dann nicht heißt, der Advocat Hellwig da in Buchenried hätte für die Lösung eines unglücklichen Eheverhältnisses wahrhaftig einen besseren Rath ertheilen können —!“

„Haben Sie darum keine Sorge —!“ sagte die Dame kurzweg.

Der Advocat fuhr fort:

„Man hat in der That in solchen Fällen den Trieb, dem Neussersten vorzubeugen — versöhnliche Schritte einzuleiten — zu vermitteln —“

„Die Sachlage ist eine allgemeine — die Frage noch gar nicht bis zur Entscheidung gebiehen — meine Freundin wünscht sich nur für etwa eintretende Umstände einigermaßen über unsere hilflose Frauenlage zu — orientiren —“ So hatte die Sprecherin muthvoll zu erwidern eingefeskt. Wieder aber schloß sie mit einiger Kleinlautheit.

„Nun denn,“ begann der Advocat, „das römische Recht behandelt bekanntlich die Ehe wie einen Vertrag. Wir dagegen —“

Da unterbrach sich plötzlich der Sprecher und fragte mit wirklich erschreckter Gebehrde und voll Theilnahme:

„Ist Ihnen nicht wohl? Sie bedürfen einer Stärkung — ohne Zweifel haben Sie einen wei-

ten Weg gemacht —? Vielleicht zu Fuß —? Soll ich klingeln —?“

In der That hatte die Dame plötzlich den Schleier etwas gelüftet und zeigte sich auffallend verfärbt. Sie war, wie man selbst durch den Schleier hindurch hatte sehen können, in's Zimmer anfangs hocherglöhnt eingetreten. Nachdem sie Platz genommen, wurde sie immer blasser. Bald hatte sie ihr Taschentuch ergriffen, führte es manchmal an die Stirn, an die Wange; jetzt plötzlich auch an den Mund — so daß es war, als wenn ein — Kolikanfall ihr den Athem nahm. Sie hatte sich abgewendet — aufrichtiges Mitleid flößte sie dem Advocaten ein. Dieser klingelte um frisches Wasser, obschon die Dame mit der linken Hand abwehrend gewinkt hatte.

„Ich habe keinen weiten Weg gemacht,“ sagte sie, nachdem sie sich etwas erholt und von dem mittlerweile gebrachten frischen Wasser getrunken hatte. „Ich wohne ganz in der Nähe —“ setzte sie wieder mit jenem zaghaften Tone, der die Unwahrheit verrieth, hinzu und trocknete dabei die Lippen mit einem battistenen, gestickten Taschentuche, dessen Namenszug zu erforschen den Advocaten nicht wenig reizte; „es geht vorüber —“ hauchte sie und verbarg rasch die Stickerie ihres Luches, in welcher selbst den schwachen Augen des Advocaten eine Krone nicht entgangen war; „die Frühlingssonne ist immer tückisch. In der Sonne war es heiß und die Winde sind noch kalt. Hier

scheinen sie von den Bergen zu kommen, auf denen wohl noch Schnee liegt —“

Das ist die Vermuthung einer Frau, sagte sich im Stillen der Advocat, die im Gegentheil den weitesten Weg gemacht hat und gar nicht aus unserer Gegend ist —! Auch die Absicht, durch den Versuch eines harmlosen Plauderns Gleichgültigkeit vorzuspiegeln, entging ihm nicht.

„Sagen Sie mir offen und rund heraus,“ begann wieder die Dame, nachdem sie sich etwas erholt hatte, aber immer noch eine Todtenblässe in ihrem, wie sich jetzt deutlich erkennen ließ, plastisch geformten Angesicht zeigend, „worauf scheiden die Gerichte?“

Der Advocat schickte seinen Mittheilungen über die traurigste Parthie der richterlichen Praxis die Bemerkung voran, daß es dabei manchen unheimlichen Vorgang aus dem Leben der Seele, ja aus dem Leben der Natur zu erwähnen geben würde —

„Verschweigen Sie nichts!“ sagte sie. „Ich bin selbst verheirathet! Ich kenne alles, worauf es möglicherweise hier ankommt —!“

Aha! könnte es im Innern des Rechtsbeistandes wider. Er mußte die Stirn runzeln. Daß er eine Adlige vor sich hatte, war ihm gewiß.

Die Aristokratie der Provinz, in der er wohnte, hatte einen übel berufenen Namen in Ehefachen und im Umgang den Namen für rücksichtslos, schroff und

wilb. Von dem Gedanken, mit hierortigen Abelsfamilien in Collisionen zu kommen, fühlte sich Herr Hellwig unangenehm angemuthet.

Indessen blieb er nichts von seinem Wissen schuldig.

Er legte die Geseze aus, wie sie einmal auf protestantischem Gebiete sind und wie sie damals in ihrer Anwendung noch nicht durch eine neue, kirchlich sein wollende Richtung der Regierungsmethode empfindlich eingeschränkt wurden. Abneigung, Untreue, bössliche Verlassung, ein von einem der beiden Theile bezangenes Verbrechen, Erwerbs- und Erhaltungsunfähigkeit u. s. w., kurz die ganze Scala der traurigsten Collision des menschlichen Charakters mit dem Ideal der Liebe wurde von seiner Darstellung vorgeführt, ja auch die Hypothese widerlicher Krankheiten fehlte nicht, und manche Nachtseite des menschlichen Lebens, manches Geheimniß aus dem Gebiet der erloschenen Fackel Hymens, mancher Vorgang aus dem Grenzleben der Natur und der Seele wurde angedeutet, einem Gebiet, das die unbarmherzige kanonische „Casuistik“, jene verdächtige Vermählung der christlichen Anschauungsweise des heidnischen Alterthums mit der salbungsvollen Neugier des mittelalterlichen Beichtstuhls an's Tageslicht gezogen hat.

Die jetzt wieder ganz verschleierte Dame hörte Allem aufmerksam zu, ja sie ermutigte den Sprecher, wenn seine Delicateffe Anstand nahm, zu sehr auf

die Details einzugehen, und manche Parteen des ehelichen Lebens verschweigen wollte.

Wieder trat eine längere Pause ein. Das Sprechzimmer des Advocaten lag in den Hof seines eigenen Häuschens hinaus. Diesem schloß sich ein frühlingbelebter Garten an. Helle Kinderstimmen wurden unter den frischumgegrabenen, noch schwarzbraunen Erdschollen der Beete vernehmbar. Wohl mußten sie hier erklingen wie Glockentöne, die zu einem Begräbniß rufen, wie ein fast fröhlich anmuthendes Armenfünderglöcklein vor Vollstreckung eines Beförderns vom Leben zum Tode. Die Dame horchte erschrocken auf. Sie saß tief sinnend und schien durch die Kinderstimmen gerührt. Ihre Linke hielt krampfhaft das Holz des Gitters, woran sie saß. Die Rechte ließ einen der ungestickten Zipfel des Taschentuchs über ihren Schooß hinweg bis zur Erde gleiten. Offenbar grubelte sie, welches der erwähnten Motive auf sie selbst anwendbar sein würde. Vielleicht war es Haß, der in diesem Augenblick ihre Züge so marmorkalt erscheinen ließ — vielleicht auch nur einfach die Vergleichung der Motive, die ein Verstandescalcul still in sich vollzog. Trauriger Scharfsinn des menschlichen Geistes, der sich vielleicht bemühte, das möglicherweise hier in Wahrheit nur Halbzutreffende für das Ganze zu deuten, vereinzelte Merkmale in Eins zusammenzufassen, das keineswegs vollkommen vor dem Gesetz Ausreichende mit Gewalt, vielleicht durch Lüge, durch Erfindung —

ja durch Selbstentehrung einzuzwängen in die todtten Paragraphen, die nach dem Gesetzbuch hier erst über zwei Menschenleben sollten entscheiden können —!

Nach einer Weile stummen Nachdenkens fragte die Dame:

„Und welches ist nun die Stelle, die in diesem Falle etwa vorhandene Kinder einnehmen —?“

„Kinder verhindern vorläufig jede Ehescheidung, selbst wenn diese auf gegenseitiger Uebereinkunft der Gatten beruhen sollte —“

Die Dame horchte lange dem Klange dieser Worte nach. Eine ganze Welt moralischen Lebens lag in ihnen ausgesprochen —! Dann sagte sie tonlos:

„Meine Freundin hat keine Kinder —“

Der Advocat suchte einen leichteren Ton geltend zu machen. „Um so besser!“ antwortete er, eine Prise nehmend. „Die armen Kleinen müssen in solchen Fällen mit so unglücklich getheiltem Herzen aufwachsen —“

„Oder — doch vielleicht —“ lenkte die offenbar jetzt ihrer eigenen Situation Nähergekommene ein und gab sich dabei auf ihrem Stuhl eine andere Stellung. Sie ließ wieder die Augensterne sinken, so daß erst jetzt die langen dunkelfarbigen Wimpern derselben sichtbar wurden. — „Doch vielleicht —“ Aber nun konnte sie nicht weiter.

Der gute Meister Hellwig hatte niemals zu den Pessimisten gehört, die von dem bekannten Sage der Juristen ausgehen: Wer mir nicht von sich das Gegen-

theil beweist, der ist mir bis auf Weiteres — schlecht! Seine Bauernpraxis beruhte größtentheils auf Erbschafts-, auf Mein- und Dein-Sachen, wo die Beweggründe und die Charaktere in der Regel offen genug zu Tage liegen. Bei aller Heimtückerei des Landvolks kann sich die Natur und die Absicht des gemeinen Mannes selten verleugnen. Auch hier kam dem Advocaten nicht der Gedanke: Vielleicht — — ist die Freundin erst noch im Begriff, Mutter zu werden —! Er bemerkte nicht das eigenthümliche Aufzucken der Lippen seiner Hörerin, als er, wie ganz gelegentlich, die Bemerkung hatte fallen lassen:

„Uebrigens wird keine Scheidung vollzogen, solange die Frau, die sich trennen will, im Zustand der Hoffnung ist! Der Gesetzgeber hat damit eine weise Absicht verbunden. Nicht nur, daß die Frauen in dieser eigenthümlichen Verfassung für beinahe unzurechnungsfähig gelten und dann auch in der That, wie die Erfahrung lehrt, auf Gedanken gerathen können, auf Unternehmungen, die sie oft hinterher ernstlich bereuen, zum mindesten als nicht aus ihrem freien Willen hervorgegangen anerkennen — es ist auch möglich, daß ein Kind, wenn es erscheint, zum Anlaß der Versöhnung wird und das Band der lockergewordenen Eintracht wieder anknüpft.“

Das Ohr der Dame nahm jedes Wort von den Lippen des Advocaten mit einer Schärfe auf, die sich immer mehr zu steigern schien. Scheinbar wollte sie



die persönlich nicht im Mindesten Beteiligte sein. Der Advocat, der aus Zuvorkommenheit diesen Schein gelten ließ, vermochte auch in der That nicht zu entdecken, ob er sich dem Gebiet genähert hatte, worauf vorzugsweise die Dringlichkeit des Interesses seiner Rathserholerin gerichtet war.

„Auch darin,“ fuhr er fort, „findet der Richter einen Grund, die Scheidung einer werdenden Mutter zu unterlassen, daß die Vermögensfrage nach Geburt eines Kindes und nach dem wichtigen Ergebnis: ob ein Sohn oder eine Tochter —? zuweilen eine recht complicirte werden kann —! In den vornehmen Regionen werden in der Regel Ehepacten geschlossen, denen zufolge, wenn eine Scheidung eintritt, Bestimmungen vorausgesehen sein können zu Gunsten entweder des Vaters oder der Mutter, Bestimmungen, die sich verändern nach Vorhandensein eines Kindes. Ist z. B. der Mann nicht der schulbige Theil oder, sagen wir, derjenige, welcher zunächst nicht selbst die Trennung des Ehebundes wünscht, so hat er jedenfalls ein Recht, die Stellung der Frage abgewartet zu verlangen: Wie, wenn ich inzwischen einen Sohn oder eine Tochter haben werde, wie wird es dann mit dem Vermögen und besonders mit dem Vermögen, das die Frau eingebracht hat —? Ist dagegen der Mann der schulbige Theil oder nur der, der die Trennung wünscht, so darf keinesfalls sein Kind unter seiner Schuld oder seinem Dringen auf Scheidung leiden! Gesezt, eine

Dame von Vermögen scheidet sich von ihrem Gatten, so kann durch Ehepacten der Fall eintreten, daß sie das eingebrachte Vermögen, vielleicht mit Ausnahme eines Pflichttheils, ganz wieder mit sich zurücknimmt, wohingegen, wenn die Ehe mit Kindern gesegnet wäre, dies Vermögen den Kindern und, wenn der Vater die Kinder erziehen und behalten darf, für die Zeit seiner väterlichen Gewalt über die Kinder ihm selbst verbliebe. Gedenkt sich die geschiedene Frau oder der geschiedene Mann wieder zu verheirathen oder ist wol gar vielleicht derjenige oder diejenige schon vorhanden, auf welche die Getrennten für den Fall ihrer errungenen Freiheit als neue Gatten reflectiren, so könnte hier, da in der neuen Ehe wieder Kinder zu erwarten stehen, ein höchst verwickelter Casus eintreten, falls dem Allem nicht schon bei Zeiten und bei den Motiven der Scheidung vorgeesehen würde —“

Die Hörerin schwieg jetzt und saß wie starr. Sie lebte offenbar nur im Nachhall der vom Advocaten gegebenen Schilderung, im grübelnden Prüfen, im vollkommen abgezogenen Vergleichen aller einzeln hervorgehobenen Momente.

„Darf ich die eigentliche Sachlage nicht genauer wissen?“ fragte Hellwig jetzt mit gleichsam eigener Anerkennung der Naivetät seiner Frage, die schon in dem Ton, in dem er sprach, lag. „Meiner Discretion können Sie versichert sein,“ setzte er auf seine Dose klopfend hinzu.

Statt einer Antwort auf diesen Versuch zur Er-

öffnung vertraulicher Geständnisse erhob sich die Dame und verrieth, daß sie sich für genügend unterrichtet glaubte. Mit den Händen begann sie schon ein gewisses Manöver, das nur Aerzte und Advocaten kennen, eine für die Söhne Apolls und der Musen nicht eben erbauliche, wenn auch für die Frage der Existenz nothwendige Bedingung ihres Berufs. Heimlich zog sie ein Portemonnaie hervor und legte eine Bezahlung auf den Rand des Tisches, vor welchem der Rathgeber gefessen hatte, der sich jetzt ebenfalls erhob und nicht wenig erstaunen mußte über die erst jetzt von ihm vollkommen übersehene imposante Gestalt. Er grübelte, ob er denn diese Dame nicht irgendwo schon gesehen hätte.

„Können Ehepacten von den Gerichten umgestoßen werden?“ fragte sie während des Stehens und verrieth damit, daß gerade der letzte Theil in Hellwigs Aufklärungen der „für ihre Freundin“ bezüglichere war.

„Wenn sie legal vollzogen sind und sie sogleich zuvor nichts enthielten, was dem Wesen der Ehe überhaupt widerstrebt, dann gewiß nicht —“ Also beruhigte sie der Advocat.

„Dem Wesen der Ehe überhaupt widerstrebt? Was wird darunter verstanden?“ lautete eine Frage, die offenbar wie Bestürzung klang.

„Bedingungen sind das, die für einen Ehebund unnatürlich gewesen wären, ihn zur Illusion gemacht hätten, wie etwa: Die Vermeidung der Gemeinschaft,

die Verschiedenheit des Wohnortes und dergleichen, was in der großen Welt nicht selten vorkommt —“

„Und in Vermögenssachen —?“

„Herrscht die vollste Freiheit. Die Fragen über Mein und Dein sind dem Belieben anheimgelassen. Sie beruhen auf besondern Interessen, die jeder vor Eingehung einer Ehe und Abschluß eines Ehepactes, ob er sich in Schaden begeben will oder nicht, prüfen mag!“

„Ich danke Ihnen!“ sagte die Dame, warf noch einmal einen blinzelnden Blick auf die Kante des Tisches, den der Advocat gleichsam verstehen sollte und den er vollkommen auch verstand, nahm einen Sonnenschirm, den sie an die Balustrade gestellt hatte, und entfernte sich eben so rasch, wie sie gekommen.

Auf dem Rande des Tisches fand der Rathgeber einen Doppellouisb'or.

Und so sehr ihn nun auch die Neugier hätte reizen können, so fand er es doch unpassend und mit seinem Beruf nicht vereinbar, jetzt rasch durch das Nebenzimmer zu laufen und neugierig der Dame über die Straße nachzusehen oder wol gar zum Spähen einen seiner Schreiber nachzuschicken. Einfach schüttelte er den Kopf, trug das Goldstück in sein Einnahmehandbuch ein und ging, an die Flucht der Zeit durch den „Kuckuck“ seiner Wanduhr erinnert, auf seine nächste Geschäftsnummer über, die — eine Scheune betraf, über deren Beschaffenheit sich zwei Bauern beim An- und Verkauf eines Gehöftes nicht hatten vereinigen können.

## Zweites Kapitel.

---

Nun wirbelten draußen im Felde die Lerchen und die Baumblüthe prangte wie ein silbernes Geschmeide um die Häupter der kleinen Vorhügel, die ein wellenförmiges Auslaufen des Gebirges in die Ebene bezeichneten.

Ringsum überwog, trotz einiger auf Wasserkraft und viel Holz angewiesenen Fabriken, das üppig wuchernde Hirtenland. Aber auch die geregeltere Bodenpflege wurde durch lange grüne Streifen keimender Saaten bezeichnet, durch die gelben Decken der Rapsblüthe, die rings ihren würzigen Duft verbreitete. Noch vor kurzem hatte es lange geregnet. So breitete sich denn die Landschaft — mit ihren unabsehbaren Abwechslungen von Kirchthurmspitzen, blendendweißen Meierhöfen und waldbumfriedigten Einzelgehöften — in verdoppelt frischem Farbenreiz aus.

Die Wege waren nicht günstig für den Fußwanderer. Von Buchenried aus, über die kleine, über massenhaftes Kieselgeröll dahineilende Illig hinweg (eine nur schmale Holzbrücke schloß vom bequemeren

Ueberschreiten derselben Reiter und Fuhrwerke aus) gab es zwischen den mit Hecken und Stangen eingefriedigten Weideplätzen Fußwege, welche die Windungen abschnitten, die sich unterwärts ausdehnten, eine gepflegte Kunststraße entlang. Der Sonnenstrahl dieser letzten Apriltage hatte hier noch nicht mit voller Macht durchdringen können. Die Dame, die sich in Buchenried diese Wege zwischen den Wiesen als kürzer hatte bezeichnen lassen, um in den nächsten Ort, Burghausen, zu gelangen, durfte an eine Schonung ihres Kleides, ihres eleganten Schuhwerks nicht denken. Zuweilen mußte sie den weichen und schlüpfrigen Thonkalkboden ganz verlassen und dicht an den Wiesenrändern hinstreifen, nur um nicht auszugleiten. Nichts schien sie sich verbrießen lassen zu wollen. Nur nach innen gewandt schien ihr Denken und Fühlen zu sein. Sie schwebte dahin wie eine windbewegte Flocke, macht- und willenlos.

War die verschleierte Fremde schon im Städtchen genug aufgefallen, wo sie in den Straßen vor Niemand, selbst wenn sie die Leute um die Hausnummer des weitberühmten Advocaten angesprochen hatte, die Hülle, die sie unkenntlich machen sollte im Antlitz, küftete, so mußte sie vollends Jedem, der ihr jetzt nachsah, und Jedem, der ihr begegnete, eine seltsambefremdliche Erscheinung sein. Wie sie da eben so über die schmale Illigbrücke dahinschritt, zuweilen sich umsah, ob ihr Niemand folgte, und sie sich zwischen den

schmalen Wiesenstegen verlor, über den linken Arm einen kostbaren türkischen Shawl gelegt, den Hut mit einer Reiherfeder geschmückt, den seidenen Sonnenschirm mit einem Griff von kunstvollem Elfenbeinschnitzwerk in der Hand, über die hellbraunen Handschuhe hinweg einen schweren goldenen Armring mit Steinen besetzt tragend, das seidene Kleid hörbar rauschend und sich zuweilen steif aufbauschend, so daß die Wanderin beinahe am Gehen verhindert wurde — dieses ganze Bild mußte Jeden den Kopf schütteln lassen. Wer sie grüßte erhielt von ihr ein kurzes Nicken zur Antwort. Sah er etwas besser gekleidet aus, so antwortete ihm auch wol ein prüfender, ängstlich besorgter Blick aus den schwarzumrandeten großen braunen Augen.

Schon ging es auf Mittag. Arbeiter saßen am Wege, hier unter einem erst halbblaubten Weiden-, dort an einem blühenden Apfelbaum, und verzehrten ihre bescheidene Mahlzeit. Die Wanderin hatte das Wort: „Nicht wahr, das ist der Weg nach Burg-hausen —?“ für jede Gruppe, die sie antraf, für Jeden, der ihr begegnete, bereit. Immer war sie dann zu ihrer Beruhigung auf der richtigen Fährte.. Zuweilen sah sie auch, wenn die Verschiebung der Hügel es gestattete, das Städtchen, das sie suchte, schon ganz nahe vor sich liegen und, wenn gerade die Sonne darauf schien, wie zum Greifen mit der Hand. Dennoch waren es zwei Stunden, die sie zurückzulegen hatte, eine volle Meile. Sie hatte heute schon die-

selbe, das Auge täuschende Entfernung zu Fuß zurückgelegt und da noch dazu den längeren Weg genommen, unten auf der Landstraße.

Als sie sich bei einer Ausbiegung, die sie machen mußte, um eine vom zurückgebliebenen Regenwasser noch unwegsame Strecke zu umgehen, auf ihren Sonnenschirm stützen wollte, brach dessen langer zierlicher Elfenbeingriff ab. Sie hatte den halben Stab in der Hand und stand verbrießlich und hemmte eine Weile ihren hastigen Schritt. Laut sprach sie ein ungeduldiges „Dumm!“ vor sich hin. Sie glaubte allein zu sein.

Um so erschreckender wirkte auf sie ein schadenfrohes Lachen, das sie zur Seite von einem Menschen vernahm, der in Hemdärmeln, lang ausgestreckt, am Wege im Grase lag. Aus einem Strauch, der bereits blühte, ehe er Blätter trug, hatte sich dieser einen dicken Zweig herausgebrochen und schälte ihn eben zum Spazierstock mit einem hell blinkenden großen Messer. Die Blüthen fielen unbarmherzig unter seiner markig ansholenden Hand.

„Hahaha!“ lachte er. „Kann ich etwa Madame meinen Stock offeriren?“

Die Wanderin beeilte sich weiter zu kommen. Ihre mißliche Lage, diesen einsamen, wenn auch kürzeren Weg gewählt zu haben, erkannte sie erst jetzt, seitdem sie sich zuweilen wie in Hohlwegen eingeschlossen fand, abgeschnitten von jedem Ueberblick der Gegend und



rings überragt vom üppigen Grafe und zahllosen hochstaudigen Blütenkronen. Ab und zu waren auch schon kleine Gehölze gekommen, die jetzt, wo sich die Aussichten verloren, größeren Umfang zu gewinnen drohten.

Der schrille Ton der Schadenfreude tönte ihr noch im Ohr, als sie plötzlich den, der diese so höhnisch gezeigt hatte, dicht an ihrer Seite erblickte. Er mußte den Weg abgeschnitten, quer über die Wiesen gegangen sein und gesellte sich ihr zu hinter dem Hürdenstaket, von einiger Höhe auf sie hinunterschauend.

Noch trug er, an dem frischgeschälten Stabe, seine ausgezogene Jacke quer über die Schulter und ging in Hemdbärmeln. Die Mittagssonne machte heiß.

„In Burghausen ist heute wol Ball, Madame?“ rief er mit der gleichen höhnischen Stimme, die noch von vorhin im Ohr der Wanderin nachgelte. „Oder war einer in Buchenried? Gewiß haben Sie da Ihre Kutsche verpaßt?“

Hatte vielleicht der boshafte Mensch ein scharfes Gehör, so konnte er die lauten Athemzüge der Wanderin vernehmen. Sie antwortete nicht, sondern lief nur und wie in Todesangst. Ein Gehen war dieser eilende Schritt nicht mehr zu nennen.

„Donner, Ihre Beine können ausholen, schöne Madame oder Mamsell — Fräulein — oder was?“ spottete der unheimliche Gesell und hielt mit der angst-erfüllten Frau gleichen Schritt. Mit Entsetzen be-

merkte sie, daß er Miene machte, sich trotz der Beschleunigung auch seiner Geweiße den Rock anzuziehen, wodurch er seinen Stoc frei bekommen mußte. Ein einziger Blick in die Höhe hatte genügt, der Wanderin ein verwilbertes, von struppig röthlichem Bart überwuchertes Angesicht zu zeigen, listige, fagenartig lauernde und doch scheue blaue Augen, eine stumpfe Nase, eine kleine stark schon gefurchte Stirn. Der hämische Gesell schien bei Alledem noch jung zu sein.

Wieder kam ein Gehölz mit dichtem Unterwuchs. Mit Schauder trat sie in die engen Wege ein. Doch hatte die Veränderung des Terrains das Gute, daß der Fremde aufgehalten wurde und nicht sofort oben aus dem eingefriedigten Wiesenrain herauskommen konnte. Dadurch gewann die Geängstigte einen Vorsprung. Doch nur für kurze Zeit. Nur zu bald hörte sie, daß ihr der Gesell dicht auf den Fersen war. Bei einer halben Wendung des Kopfes bemerkte sie, daß sein Rock eine Jägerjoppe war und daß er seinen Schlehdornstoc bald behaglich in der Hand wog, bald damit hin und her fuchtelte.

„Sind Sie so in der Gegend bekannt, Madame?“ rief er, nun schon dicht in ihrer Nähe.

Die Wanderin gab keine Antwort, sondern eilte sich nur.

„Na, na, haben Sie sich nur nicht! Ich werde Ihnen nichts thun! Seien Sie doch lieber froh, daß Sie angenehme Gesellschaft haben —“

Die Angeredete ließ sich durch Nichts zum Stillstehen bewegen.

„Soll ich Ihnen nicht Ihren Shawl tragen? Oder geben Sie mir Ihren Sonnenschirm — der nützt Ihnen im Walde hier doch nichts —!“

Die Dame zog den Sonnenschirm im Gegentheil fest an sich. Er kam ihr wie eine Waffe vor, die sie auch, wenn sie angegriffen worden wäre, aus Verzweiflung würde geführt haben.

Die Bekanntschaft des unheimlichen Begleiters mit Toilettengegenständen, die er so richtig bezeichnete und besser zu kennen schien, als für die einfachen Landleute, denen sie seither begegnet war, vorauszusetzen gewesen wäre, milderte etwas die Steigerung der Angst, die der fremden Dame die Besinnung zu rauben angefangen hatte. Sie faßte sich, mäßigte ihren Schritt und erwiderte ein einfaches:

„Ich danke Ihnen —! Gehen Sie auch nach Burghausen, so bitte ich, thun Sie es allein —!“

„Nach Burghausen? Ich will noch viel weiter, Madame! Gewiß, Sie sind in der Gegend bekannt? Wissen Sie nicht, wo das Schloß Wildenschwert liegt —?“

War es nun die Wirkung dieser Frage oder die Folge eines Blicks, den die Wanderin auf jenes große Messer richtete, das den Dornstoß beschnitten hatte und jetzt zwar zusammengelegt, aber doch in der Westentasche ihres nun schon dicht neben ihr hinschreitenden Begleiters hervorragen zu sehen war, sie stand

unwillkürlich, wie vom Schläge getroffen, und schien nicht zu wissen wo aus wo ein.

„Alle Donner, was haben Sie für eine schöne Taille!“ sagte jetzt der Freche, umfaßte die schlanke Gestalt und zog sie an sich, um ihr mit wildem flammendem Blick in's tiefverschleierte Antlitz zu sehen.

Die Wanderin stieß den Menschen so heftig zurück, daß er unsicher, wie auch sein Beginnen selbst gewesen war, zurückerstarrte. Der Hülfseruf, den die Ueberfallene ausstoßen wollte, erstickte ihr in der Kehle.

„Sie mögen eine vornehme Dame sein,“ grinzte der Freche, „aber die Erste sind Sie doch nicht, die früh morgens schon beim Kaffee Glacéhandschuhe trägt und sich doch manchmal — einen Kuß gefallen läßt von einem so strammen Kerl, wie Unsererins —“

Die Dame unterbrach seine unsaubere Rede. „Gehen Sie voran —! Ich kann den Weg allein finden —“

Damit blieb sie stehen und wollte ihm Platz lassen, an ihr vorüber und weiter zu gehen.

„Machen Sie doch hier keine Geschichten!“ fuhr der rohe Gesell mit losbrechendem Zorn auf, faßte den Arm seiner Begleiterin und entdeckte jetzt mit gierem Blick das goldene Armband, dessen Anblick seine Zorneswallung wieder zu durchkreuzen und auf andere Gedanken zu lenken schien. „Verlieren Sie's nur nicht!“ sagte er, als wäre schon lange von dem Armband gesprochen worden.

In dem fielen in weiter Ferne plötzlich einige Schüsse.  
 „Paff!“ rief der Unheimliche, ließ den Arm der Dame los, wandte sich und begann vom Wetter zu reden — das für die Schnepfenjagd günstig wäre.  
 „Kein Wind!“ sagte er, die Hand in die Höhe streckend.  
 „Da kommen sie und merken nicht die Jäger! Sehen Sie mir's denn nicht an —? Ich bin ein Jägermann —!“

Die letzten Worte kamen halb gesungen heraus —  
 „Wenn Sie einen guten Dienst für mich wüßten —“ fuhr er mit Vertraulichkeit und ohne Zweifel durch die Schüsse etwas zur Selbstbeherrschung gemahnt fort — „so könnten Sie mir die Weiterreise ersparen. Oder ist's nicht mehr weit bis Schloß Wildenschwert —?“

Wieder zuckte die Wanderin, die sich doch durch die Schüsse in demselben Maße hätte ermutigen lassen sollen, wie sie ihren Begleiter zur Vorsicht zu mahnen schienen. Aber die Zeichen der Nähe von Jägern schien auch auf sie eben so beängstigend zu wirken. Nicht minder schien es die Frage nach dem Schlosse Wildenschwert. Bekommen hielt sie den Athem an, horchte auf, spähte ängstlich um sich her und erwiderte nichts.

Das Gehölz lag jetzt hinter ihnen. Die Gegend wurde wieder freier. In der Ferne sah man Arbeiter. Auch näherte sich Burghausen. Der verwilderte Jäger, (denn als solcher machte sich ihr Begleiter immer mehr geltend) trällerte Jagdlieber, hielt aber doch jetzt in seinen

Zubringlichkeiten inne und gab sich sogar den Schein, als wäre sein Benehmen im einsamen Wald-  
dickicht nur ein Scherz gewesen. Er fing an, von  
allerlei zu plaudern, und hatte schon einen an-  
sehnlreichen Theil seiner Biographie erzählt; ehe noch  
die neben ihm wie mit Windeseile dahinfliegende  
Frau auf eine einzige Thatsache derselben genauer ge-  
achtet hatte.

Soviel schlug zuletzt allmählig doch an ihr Ohr,  
daß der unwillkommene Genosse Hennenhöft heißen  
wollte, Soldat gewesen, dann in einer entlegenen  
Provinz in Privatdienst gestanden hätte und jetzt hier  
im Gebirge bei einem Förster, um eine Stelle zu  
suchen, angefragt, keine gefunden hätte, zunächst  
nach Burghausen zurückwollte, wo seine „Sieben-  
fachen,“ wie er sich ausdrückte, auf ihn warteten, seine  
„Zeugnisse,“ wie er ein über das anderemal hervor-  
hob, sein Schießzeug, seine Kleider — er wollte neun  
volle Jahre beim Militair gestanden und doch keine  
Versorgung bekommen haben, wetterte deshalb und  
schimpfte nicht wenig auf Gott und die Welt, bat  
wiederholt und, wie er sich ausdrückte, „in allem Ernst“  
um Recommendation und sagte, er hätte jetzt seine  
ganze Hoffnung auf einen alten Kameraden gesetzt,  
einen Jäger, Namens Wülfing, der einige Meilen  
weiter bei einem steinreichen Grafen, dem Grafen von  
Wildenschwert, in Diensten stünde.

Die Begleiterin hörte immer nur zu und war

schon beruhigt, bemerken zu können, daß die Erzählung den wilden Gesellen zerstreute. Ihm für eine Recommendation dienen zu können, stellte sie durch Kopfschütteln in Abrede. Erneueretes Fragen nach ihrem Namen, ihrem Wanderziel lehnte sie mit kurzen Antworten ab, ja bei seinem wiederholten Zurückkommen auf Schloß Wildenschwert entschlüpfte ihr die halb und halb begonnene, doch sogleich wieder abgebrochene Erklärung, sie wäre dort bekannt, könnte ihm jedoch die Versicherung geben, daß es daselbst keinen Jäger Namens Wülfing gäbe — weshalb er gut thun würde —

„Mich dorthin nicht zu incommodiren?“ fiel der Jäger, Hennenhöft, wie er sich genannt hatte, mit einem forschenden unheimlichen Blicke ein.

Die Dame nickte mit Entschiedenheit. Jetzt, wo man im Felde ab und zu wieder Menschen sah, fing sie sogar an, sich mit ihrem Portemonnaie zu beschäftigen, das sie freilich noch mit dem Taschentuch umhüllt trug. Als sie sich von Bauersleuten, die ihnen begegneten, die Versicherung hatte geben lassen, daß der Weg, der jetzt durch offene Felder ging, die erst die Saat in kaum schuhhohem Wachsthum zeigten, und nicht mehr unterbrochen durch Gehölze, die nun zur Seite blieben, nach Burghausen führte, nahm sie ihren ganzen Muth zusammen, sagte zu ihrem Begleiter: „Sie würden mir in der That einen Gefallen thun, wenn Sie mich allein gehen ließen! Nehmen

Sie bies als einen Beitrag für Ihre Reifecasse —!“  
Damit gab sie ihm einen neuen blanken Thaler.

Der dienstlose Jäger sah sie darauf groß an. Ein flüchtiger Blick auf das einen Augenblick geöffnete Portemonnaie hatte ihm gezeigt, daß es voll Silber und Gold stak. Sein Lächeln sagte nicht ganz: Sieh, sieh, das hätte ich Dir mit einem einzigen Griff oben im Dickicht abnehmen können! war aber doch schwerlich ganz so gutmüthig gemeint, wie es sich den Schein gab. Jedenfalls schimmerte ein Anflug von Ueberraschung, sogar von Dankbarkeit über seine grinsenden Züge. Er zog die Mütze, steckte den Thaler zu sich, blieb stehen und ließ die Dame allein.

Diese holte einen tiefen Athemzug wie aus erlöster Brust. Der Weg ging abwärts. Sie schoß dahin, wie von einem Wirbel erfaßt. Bald konnte sie die Landstraße benutzen. Sie hätte wieder den Weg abschneiden können durch Wiesen und Felder, aber sie blieb auf dem allgemeinen breiten Fahrwege. Die Obstbäume, die ihn begrenzten, standen in voller Blüthe. Vor einigen Stunden hatte sie denselben Weg gemacht.

Wie sie so dahinschoß, kam ihr plötzlich wieder dasselbe üble Befinden, das sie im Zimmer des Advocaten befallen hatte... Sie hätte sich in's Gras werfen mögen, so elend wurde ihr zu Muth. Sie kämpfte mit sich, ob sie wenigstens still stehen, an einen der Bäume sich lehnen sollte. Einmal hätte sie geradezu auf einen der Steinhäufen, die für die Pflege der Chauffee in bestimmten



Zwischenräumen mit Nummern von Kalk darauf lagen, niedersinken mögen. Ein Weh überfiel sie zum Aufjammern. . . . Doch strengte sie alle ihre Kräfte an, erst das Städtchen zu erreichen. Vom Rathhausthurne desselben, grade der Posthalterei, die zugleich ein Wirthshaus war, gegenüber, schlug es Zwei, als sie in der Gaststube ankam und dort auch wirklich — zusammenbrach.

Vor wenigen Stunden, ehe sie nach Buchenried ging, hatte sie hier ein Essen bestellt. Dies sollte ihr jetzt servirt werden, während sie mit einer Uebelkeit kämpfte, die ihr alles, was sie zum Essen vor sich sah, zum Ekel machte. Mit einigen kaum hingehauchten Worten versicherte sie die Posthalterin, die Mägde, die ihr beispringen, mit Arzneien, starken Gerüchen, Thee dienen wollten, daß sie nichts begehrte, als — die Extrapost, die sie schon ebenfalls vor ihrer Wanderung bestellt hatte. Auch diese stand bereit. Ihr Uebelbefinden wollte sie verbergen. Nachdem sie versucht hatte, einen halben Teller Suppe, etwas gedörrtes Obst zu sich zu nehmen — alles Fleisch stieß sie mit Widerwillen zurück — bezahlte sie, gab reiches Trinkgeld und schwankte in den Wagen, der sie denselben Weg zurückführen sollte, den sie vor einigen Stunden ein Knecht der nächsten Posthalterei heraufgeführt hatte. Die Ruhe im Wagen, die innegehaltene Diät schien ihr wohlzutun. Um vier Uhr wechselte sie ihr Gefährt, das sie von hier an immer geschlossen bestellte. Allerdings zeigten sich am Himmel Regen-

wollen. Um sechs Uhr stieg sie vor den Thoren eines Städtchens Namens Altenberg aus, umging die Bleichgärten und Bewässerungscanäle des durch Leinwandhandel berühmten Städtchens und machte wieder einen Weg von einer halben Stunde zu Fuß. Schon war es allmählig dunkel, auch kühl und stürmisch geworden, als sie über den letzten, glücklicherweise nur mäßig bewaldeten Hügel hinweg, in die sich hinfort ganz gleichmäßig haltende Ebene niederstieg. Am Wirthshause eines Dorfes erwartete sie ein herrschaftlicher Wagen mit einem stolzen Wappen am Schlage. Ein Bedienter, im langen hellbraunen Livréerock mit metallenen Knöpfen, kam mit den Worten auf sie zu und öffnete den Schlag:

„Frau Gräfin sind lange geblieben —! Es wurde uns schon bange —!“

„Es wird nicht viel über sechs Uhr sein —“ antwortete die Angeredete mit gleichgültigem Ton. „Die Frau Pfarrerin wollte mich den ganzen Tag bei sich haben —“

„Wenn Frau Gräfin nicht ausdrücklich befohlen hätten, daß wir hier ausspannen sollten, wir würden hinübergekommen sein —“

„Den Gäulen wird die Ruhe gut gethan haben. Jetzt aber schnell nach Hause —!“

Auch der Kutscher, in gleicher Livrée wie der Bediente, hatte, als die Dame kam, zum Gruß den Treffenhut erhoben.

Neun Uhr schlug es. Eine Windsbraut schien in die alten Ulmen und Lindenbäume des gräflich Wildenschwert'schen Parks gefahren zu sein, so ächzten und schwankten die erst halbbelaubten, aus dem Park über die Straße hinausragenden Zweige, als die Gräfin dicht am Rande der Einfassungsmauer dahinfuhr.

Daß die Herrin des Schlosses erst so spät und allein nach Hause kam, sofort auf ihre Zimmer ging, sich daselbst einschloß und den Grafen, der schon lange von einem Jagdausflug mit seinen Jagdgenossen heimgekehrt war, ihm selbst und seiner, wie man an dem erleuchteten und belebten Schlosse erkennen konnte, sehr angeregten Gesellschaft allein überließ — alles das fiel nicht im Mindesten auf.

### Drittes Kapitel.

Gräfin Jadviga Wilbenschwert verdankte die slavische Modelung ihres Vornamens Hedwig dem Umstande, daß einst ihre nicht mehr lebende Mutter ihrem Vater von der Grenze Polens her große Güter zugebracht hatte. Ihr einziges Kind war dort geboren und Pächter und Pächterinnen mußten aus dem benachbarten, größtentheils polnischen Adel gewählt werden. Etwas von ihren slavischen Pächtern hatte sie mit „eingebunden“ erhalten, rasches Entschlossensein und Mangel an Furcht vor allem Schein des Abenteuerlichen.

Als Gräfin Jadviga ihr schnell erleuchtetes, komfortabel eingerichtetes Ankleidezimmer betreten hatte, entledigte sie sich eilends ihrer Kleider, that ihrer Wirthschafterin, einer noch nicht lange angenommenen Frau Derenbach, einige Fragen, ohne viel auf die darauf folgenden Antworten zu hören, nur Einen wahrhaft interessirten, wahrhaft verlangenden Blick warf sie auf ihren Schreibtisch im ebenfalls erhellten Nebenzimmer, um zu entdecken, ob auf einer schöngeform-

ten Granitschaale, die in der Mitte eines teppichbelegten runden Tisches stand, Briefe lagen. Daß ihr Ausflug seinen Zweck erreicht hätte, war für Frau Derenbach kurz und bündig hingeworfen worden. „Die Frau Pfarrerin ist wohl! Ich habe mit diesem Besuch endlich eine alte Schuld abgetragen —“ Man glaubte im Hause, die Gräfin wäre vom Gebirgsborse Neukirchen zurückgekehrt, wohin sich als Pfarrerin vor Jahren ein Mädchen verheirathet hatte, das im Hause ihrer Eltern für einige Zeit freundliche Aufnahme gefunden.

Die von einem demnach fingirten Besuch Zurückgekehrte fand nur Einen Brief. Doch schien es derjenige zu sein, den sie erwartet hatte.

Sie ließ dem Grafen sagen, sie wäre zu ermüdet, um noch Toilette machen und seinen Jagdcumpanen Gesellschaft leisten zu können. Auf die erstaunte Bemerkung Madame Derenbach's, daß sie ja von oben bis unten beschmutzt wäre, auf die Gehehden des Entsetzens bei Jungfer Doris, ihrem Kammermädchen, über dieselbe Wahrnehmung, versuchte sie zu lachen, sprach von einer reizenden, doch sehr unwegsam gelegenen Pfarrwohnung, rühmte, wie sie sich bei den Bewohnern derselben unterhalten hätte; und verlangte kräftiges Nachtessen, Thee und dazu kalte Speisen. Aus den Zimmern ihres Gatten herüber vernahm man nicht nur die lauteste Conversation; sondern auch das Klappern von Schüsseln und das

Klingen von Gläsern. Der Jäger Wülfing und ein dritter Diener bedienten drüben. Schloß Wildenschwert bot einen beinahe fürstlichen Anblick der Belebung dar durch die auf und ab waltende Dienerschaft, die theilweise auch den Besuchern angehörte.

Die Gräfin hatte sich in ein reizendes Negligée geworfen. Jetzt zum erstenmal tritt uns von allen Seiten frei und unverhüllt ihre Erscheinung entgegen. Auf starken Hüften, breiten, doch im Nacken sanft gerundeten Schultern erhebt sich ein Kopf von wohlgeformter Bildung. Das dunkelbraune Haar war in einen großen Knoten gewunden, der senkrecht auf dem Scheitel thronte und den hintern Kopf freiließ, eine gewagte Frisur in dem Falle, wo letzterer zu klein oder zu platt ist. Hier zeigte sich ein vollkommenes Ebenmaß. Gräfin Jadwiga's Kopfbildung war länglich oval, die Nase in griechischer Weise fast mit der Stirn verbunden, das Kinn, Thatkraft verkündend, ohne sinnlich vorgestreckt zu sein. Die Marmorblässe, die Erschöpfung jetzt stand diesem Kopf idealisch. Wie plötzlich so eben der jungen, erst seit einigen Jahren verheiratheten Frau eine dunkle Locke von der linken Schläfe, wo sie bisher aufgesteckt geruht hatte, niederglitt auf die halb entblößten Schultern und zu dem hellgelben Negligéefleide, das sie angezogen und noch nicht mit einem gleichfarbigen, weit auf die Schulter herabgehenden Krage bedeckt hatte, den marterlichsten Abstich machte, gab sie ein Bild weiblicher

Schönheit, wovon heute, vor nichts, als Verhüllungen, Advocat Hellwig in Buchenried keine Vorstellung gehabt hatte. In ihrem Zimmer war geheizt. Sie öffnete ein Fenster, weil sie am ganzen Körper zu glühen behauptete. Bald aber schüttelte sie im Gegentheil ersichtlicher Frost. Rasch schloß sie es und ließ noch einen weißen Vorhang nieder, um sich ganz allein anzugehören und selbst nicht die vielen Lichter im gegenüberliegenden Schloßflügel zu sehen.

Auch der Heißhunger, den sie zu fühlen behauptet hatte, war nur eine Täuschung gewesen.

Als sie eine Tasse heißen und starken Thees rasch hinuntergestürzt hatte und zu dem kalten Huhn, das tranchirt vor ihr lag, zu den Bratenschnitten und Eiern übergehen wollte, widerstand ihr alles. Sie fühlte nur noch das Bedürfnis vollkommener Ruhe und Einsamkeit. Eine Chaiselongue wurde an den Ramin gerückt. Der Brief, den sie sogleich zu sich gesteckt hatte und zuweilen in der Tasche des weiten Kleides mit den Fingern befühlte, ob er wol recht stark oder nur dünn war, schien jetzt ihr einziges Gedanken- und Sehnsuchtsziel zu sein. Auf dem schwelenden Polster streckte sie sich der Länge nach aus, stützte das Haupt auf und befestigte wieder die losgegangene Locke, die sie erst bemerkt hatte am Spiegel über'm Ramin. Am Rahmen dieses Spiegels befanden sich zwei Leuchter, jeder mit drei Kerzen. Diese

brannten alle. Der Spiegel schien, wie die Zahl, so auch den Glanz zu verdoppeln.

Während das kleine, wieder fast unberührt gebliebene Souper abgetragen wurde und sie auf dem Kanapee ausruhte, ließ sie die bunten Phantasie-Bilder, die jede starke Nerven- und Muskel-Anstrengung in unserm dann so aufgeregten Blut entstehen und vor die Seele treten läßt, an ihren Sehnerven, selbst bei geschlossenem Auge, vorüberziehen. Sie bedachte zum erstenmal in einigem Zusammenhang die Abenteuer dieses bewegten Tages. Erst als das unheimliche Bild des Jägers Hennenhöft (sie hatte den Namen behalten), ja sogar sein Antlitz, sein Mund ihr wie dicht an ihre vor Träumerei halbgeöffneten Lippen trat, fuhr sie entsetzt auf, blickte um sich, sah, daß sie allein, alles in nächster Nähe still war, ging an die Thür undriegelte zu.

Das Kerzenlicht reichte aus, um auch in weiter Entfernung, auf dem Ruhebett ausgestreckt, den aus der Tasche gezogenen Brief lesen zu können.

„Liebe Seele,“ schrieb ihr Linda von Fernau aus der Residenz, seit frühesten Mädchenzeit ihre treueste und vertrauteste Freundin, „die Aufträge, die Du mir gegeben hast, sind besorgt. Morgen geht ein großer Carton an Dich ab, der Dir Alles bringen wird, was ich von Deinen Bestellungen sofort vorrätzig fand. Die Gegenstände, die erst neu zu beschaffen waren, kommen, sobald sie fertig sind. Meyer's haben die



größte Eile versprochen. Zum Befehl rathe ich Dir schwarzen, nicht gleichfarbigen Tüll. Wenn Du aber bei Deiner Meinung verharren willst, so sprich Dich zeitig darüber aus!“

„Alles Uebrige, gute Seele, was Du theils offen eingestehst, theils nur angedeutet hast, hat mich auf's allertiefste bekümmert —! Zuwörderst — daß Deine Mittheilungen bei mir wie im Grabe ruhen, dessen kannst Du versichert sein. Selbst zu meinem Mann, vor dem ich sonst kein Geheimniß habe, sprach ich nicht eine Sylbe davon, obschon der Gute, wie Du weißt, von Dem, was in Dir vorgeht, genug unterrichtet ist und, als Dein Brief ankam, mich auch sogleich fragte: Nichts von meinem Bruder? Du weißt, wie ihn alles aufregt, was Otto betrifft. Aber Du hast Unrecht, wenn Du sagst, daß mein Mann Otto haßt. Abgesehen davon, daß der Treffliche unfähig ist, irgend einen Menschen zu hassen oder gar zu verfolgen, so ist Otto sein Bruder, freilich nur sein Bruder von demselben Vater, nicht der Sohn seiner früh verklärten Mutter, aber das hat nie einen Unterschied gemacht in seinen Gefühlen für Otto. Mein Mann hat seine Erziehung geleitet, und wahrlich! die äußersten Opfer gebracht, um ihm die Befähigung zu einer glänzenden Carriere zu geben, die Otto auch noch machen muß, wenn anders seine angeborenen, reichen Gaben zur vollen Entfaltung und ruhigere Stimmungen in sein Gemüth kommen sollten. Mein Heinrich

ist nicht schuld, daß Otto zum Gespött der Menschen geworden ist wegen seines ewigen Wechsels im Wählen seines Berufs. Aus dem Cadettenhause hat ihn mein Mann genommen, nicht, um ihn zu verhindern, ein tüchtiger Officier zu werden, sondern im Gegentheile; weil er das Höchste leisten sollte, ließ er ihn erst studiren, erst Reisen machen. Da hätte er dann wieder eintreten, auf Abantage dienen können. Was aber geschieht —? Als eine Zurückstellung für die Erfüllung seiner Militairpflicht länger nicht mehr möglich war, dient er zwei Jahre, und kaum Lieutenant geworden, tritt er in die Diplomatie über, für die ihm, wie wenigstens Heinrich sagt, geradezu alles fehlt, alter Adel, Geldmittel, Sinn für Gehorsam und bescheidene Unterordnung. So ist denn auch auf dieser Laufbahn seines Bleibens nicht gewesen und immer bei ihm die Frage vor der Thür: „Was wird nun?“ Heinrich sagte neulich in seinem gerechten Unmuth über Otto: Er wird sich auf's Trainiren von Pferden legen, bei den Wettrennen concurriren und von den zerbrochenen Rippen seiner Jockeys leben —!“

„Jadwiga, ich thue Dir weh, weil — nein, ich kann das Wort nicht niederschreiben, das Du in Deinem Letzten zu meinem Entsetzen so offen ausgesprochen hast und nicht ein-, nein zehnmal wiederholtest! Ich beschwöre Dich, geliebte Freundin, bekämpfe diese Richtung Deines Gemüths, die Du immer mehr zu unser Aller Verzweiflung kund gibst —!“

Denn daß Du Dich von Bernhard scheiden lassen willst, das hast Du schon an Heinrich selbst geschrieben und ihn um seine Rathschläge gebeten, wie Du es damit anstellen solltest. Wem zu Liebe Du diesen entsetzlichen Schritt thun willst, das weiß Heinrich noch gar nicht, stellt sich wenigstens, es nicht zu wissen, aber er ahnt es und leidet furchtbar unter dem Gedanken, als könnten wir es gewesen sein, die dazu mitgeholfen hätten — mitgeholfen, Deinen Mann unglücklich zu machen! Hat doch, wie mein Mann sagt, Bernhard die Thorheit begangen, in den Ehepacten, die er mit Deinem Vater schloß, sich den Verzicht auf Dein Vermögen, einen Verzicht, der, wenn Du einmal kinderlos stürbest, erklärlich sein könnte, sogar, wie Heinrich versichert, für den Fall einer Scheidung, ob diese nun durch Deine oder seine Schuld herbeigeführt würde, gefallen zu lassen. Siehst Du, so groß war die Liebe Bernhard's zu Dir, das Verlangen des stolzen Mannes, etwaigen Widerstand gegen seine Bewerbung zu brechen, ja seine Delicateffe, die Besorgnisse Deiner Eltern zu widerlegen, die vielleicht dahin gingen, als wenn er nur nach Deinem Vermögen gestrebt hätte —!“

„Hast denn Du ein Recht, Bernhard so namenlos unglücklich zu machen, ihn so vor aller Welt zu beschämen? Den Genuß eines großen Vermögens hast Du ihm zugebracht, Ihr habt Euch eingerichtet dem Namen eines, wenn auch zurückgekommenen, doch hochberühmten Grafengeschlechts gemäß. Ich kenne,

aufrichtig gesagt, Deinen Mann zu wenig, um zu beurtheilen, ob ihm einst möglich werden würde, mit dem Pflichtheil Deines Vermögens, der ihm für den Fall zu Theil wird, wenn Du ihn verläßt, auszukommen. Die Fortsetzung seiner bisherigen Liebhabereien, der Jagd, der Bauten, der Sammlungen wird ihm dann unmöglich werden. Kind, laß ihm seine Art! Finde Dich doch in die Natur Deines Mannes, Du hast ihm ja vor Gott und Menschen Treue und liebenden Gehorsam gelobt —! Meine Ehe kann ich Dir nicht als Beispiel vorhalten. Denn ich bin die glücklichste Gattin und Mutter von der Welt und würde sogar die Kinder, die mich übergücklich machen, entbehren können im Vollbesitz der Liebe meines Heinrich. Aber ich kenne viele Frauen, denen ebenfalls kein glückliches Loos aus der Urne des Schicksals zu Theil wurde, als sie sich verheiratheten, und die sich dennoch, wie sie's nur eben vermögen, in Gottes Rathschluß zu finden wissen. „Suchet Euch vielmehr Schätze bei Eurem himmlischen Vater zu erwerben!“ heißt es in der Schrift. Dies Wort wird auch uns Frauen gesprochen, wenn wir nur irdischen Gütern, nur der Befriedigung unseres Wohlgefallens nachjagen und die Entbehrung, namentlich des sogenannten „Glücklichseins,“ nicht lernen können. Ich will nicht sagen, daß die Liebe, dies beseligende, den ganzen Menschen durchleuchtende Gefühl, ein Gut sei, dessen wir uns zu entbehren gewöhnen müßten; aber diese „namen-

lose Sehnsucht“, die Du als den Zustand Deines Gemüthes schilderst, dies nur durch die höchsten Wonnen des Ineinanderverbundenseins zu befriedigende Bedürfniß Deines Herzens — ist es denn frei von den Schlacken irdischer Wünsche? Jadwiga, ist dasjenige, was Du suchst, wirklich das reinere Gold jenes Strebens, das sich in Erwerbung unsichtbarer Kronen bewährt? Die unglücklichen Frauen, die edel denken, ich erkenne sie alle sehr wohl und begegne ihnen oft! Ebenso erkenne ich auch die unglücklichen Männer, die sich in ihrer Wahl irren. Aber die meisten darunter tragen ihr Schicksal gelassen und finden immer noch Mittel und Wege, sich erheben, sich Genugthuungen und Freuden der Liebe und Anerkennung verschaffen zu können. Den Einen lohnt die treue Pflichterfüllung seines Berufs, den Andern sein befriedigter Ehrgeiz oder ein glücklicher Erwerb, noch den Dritten entschädigen höhere Stimmungen, z. B. das Bewußtsein, dankbare Herzen verpflichtet zu haben bei Vereinen, bei Aufopferungen für gemeinnützige Zwecke. Wer je im Leben Thränen der Armuth getrocknet hat oder Leiden der Kranken gemildert, der spricht wahrlich nicht mehr von seinen eigenen Thränen um verfehltes Lebensglück und ähnlichen eigenen Leiden. Auch manchmal die schöne Kunst, auch die Schätze der Bildung geben Trost. Ich habe eine Nachbarin, die musicirt den ganzen lieben langen Tag! Himmel, Heinrich ist außer sich darüber. Aber ich sage ihm oft: Laß doch die Arme!

Sieh ihren unausstehlichen Mann an —! Er ist steinreich, aber gewiß — die kleine Frau ist nicht glücklich — so zeichnet sie denn und musicirt Tag ein Tag aus —!“

„Auch vom magnetischen Rapport sprichst Du, liebes Herz, sagst, daß Dir dieser zu Deinem Gatten fehlen sollte, und behauptest, daß Du dagegen, so oft sich Dir mein Schwager genähert hätte, ganz durchschauert gewesen wärst von namenlosen Gefühlen. Aber, liebes Kind, wo las ich denn kürzlich, daß wir uns vor diesen „namenlosen Gefühlen“ in Acht nehmen sollen! Ein jedes Gefühl, das eine wirkliche Offenbarung unseres göttlichen Ursprungs ist, muß einen rechtshaffenen Namen haben. Wir müssen es klar und deutlich bezeichnen können, was wir empfinden, sonst kommen wir in die Niederungen, wo die Irrlichter haufen. Welche Irrungen haben die namenlosen Gefühle nicht schon in der Religion erzeugt! Und auch in der Liebe soll man wissen, warum man liebt. Man soll wissen, man liebt einen Mann von Charakter, von erprobter Ehrenhaftigkeit, von heldenhaftem Streben für sein eignes Lebensziel und für das Wohl der Seinigen, einen Mann von gutem und edlem Herzen für seine Mitmenschen. Hast Du diese Gewißheit bei unserm Otto — —? Ich will keinen Stein auf meinen Schwager werfen. Aber frage das Urtheil der Welt —! Erkundige Dich, ob wohl Jemand im Stande ist, von seinem Wesen nur allein eine klare und Jedem zutreffend erscheinende Bezeichnung zu geben!“

„Allerdings, Jadwiga, Du hast Dich ja bekämpfen wollen! Du hast diese Winterfaison, die Dich nicht erheitern konnte, diesen Carneval, der nur eine einzige Freude für Dich hatte, wenn Du mit Otto im Theater warst, im Theater und Concerten ihm begegnetest oder gar mit ihm tanztest, mit dem festen Vorsatz verlassen, in den Kreis Deiner Pflichten zurückzukehren. Augenblicke kamen Dir, wo Du den männlichen Beistand, der Dir in Bernhard zur Seite steht, anerkennen mußtest und unter anderem die Art lobtest, wie Dir Dein Gatte eine gewisse Freiheit läßt. Gelassen hielt er die Zimmer-Einrichtung im Hotelgarni zu Deinem Empfang bereit und ging dann seinen Studien nach. Sogar ein Programm Deines zweiten Winters in der Residenz, nachdem sich das für den ersten, das von Dir entworfen, so wenig bewährt hatte, machte er, lehrte Dich, die Zeit eintheilen, die Besuche regeln — mein Mann wäre glücklich, wenn er zu seinen vielen Eigenschaften, die ich an ihm bewundere, auch noch die einer gewissen Liebe zur Regelmäßigkeit fügen könnte, deren Mangel ihm zuweilen vor meinem, wie er behauptet, practischeren Verstande beschämt. Warum bleibst Du nicht dem Vorsatz treu, die Leidenschaft für Otto aus Deinem Herzen zu reißen? Warum gehst Du nicht mit festem, entschlossenem Schritt auf der Bahn der guten Vorsätze weiter und hältst das Versprechen, das Dir Otto geben mußte, niemals an Dich zu schreiben? Jetzt willst Du es ihm

zurückgeben, Jadwiga —! O bedenke diese Qualen der Angst, wenn Briefe an Dich kommen, die Du mit gieriger Hast, scheu um Dich blickend, empfängst, Briefe, die Dir vielleicht Dein Mann selbst überbringt und mit dem Worte begleitet: Wohl von Otto Fernau —? Einen wahren Stich müßte Dir ja das durch's Herz geben, Dir das Blut aus den Wangen treiben. Und verlangst Du von Otto verstellte Handschriften oder gibst falsche Adressen an, die Dich zum Sklaven eines Mitwissers machen oder wohl gar in die Hände der Diensthöten liefern, welcher ein Zustand —! Nein, herzige Freundin, thu' alles das nicht, am wenigsten verlange, daß ich es bin, die für alle diese Jammerzustände die Vermittelung übernimmt! Deine Aufforderung, so leidenschaftlich sie ist, so sehr Du mich bei allen Rechten und Pflichten unserer Freundschaft beschwörst, Jadwiga, ich sollte Brieftasche spielen, sollte in meinen an Dich gerichteten Briefen Briefe von Otto nach Wildenschwert einschließen — das alles muß ich ablehnen. Otto besucht uns ja auch nie. Wenn Du zu wissen behauptest, er verzehrte sich in Sehnsucht nach Dir, so bedaure ich, keine Quellen zu haben, um diese Nachricht entweder bestätigen oder widerlegen zu können. Ich höre nur, daß er sich in der That mit den Pferden abgiebt, den Jockey-Clubb besucht und der Prophezeiung meines Mannes immer näher kommt.“

„Vergieb, gute Seele, wenn ich Dir in diesen



Zeilen wehe gethan habe. Grade, weil ich Dich so liebe, Jadwiga, kann ich Deiner Schwäche nicht schmeicheln. Erhebe Dich! Beschließe mit Deinem Gatten eine Reise! Da wirst Du ihn wieder von seiner vortheilhaftesten Seite kennen lernen. Hättest Du doch Hoffnung auf ein Kind! O welche mit Rosen bekränzte Brücke der Verständigung würde das sein —! Lebe wohl, gute Schwester! Schreibe mir bald — verbrenne aber diesen Brief und alles, was auf diese unseligen Dinge Bezug hat —! Hörst Du? Wirf diese Zeilen sogleich in's Feuer! Versprich mir's — —! Ewig und treu bin ich Deine alte Linda —“

Dieser Aufforderung, den Brief der im Kamin noch nicht verfohlten Gluth zu übergeben, bedurfte es nicht. Mit dem Ausdruck der tiefsten Verachtung all dieser weisen Rathschläge sah die Gräfin sofort den Brief ihrer Freundin auf dem glühenden Rost liegen, in Flammen aufschlagen und zu Asche verzehrt werden. Sie ergriff sogar noch einen kleinen vergolbten, chinesisch bemalten Blasebalg und weckte noch heller die Flammen, die in einer Sekunde diese Rundgebung aus einer Anschauungswelt, die sie aufzugeben gedachte, verzehrten.

Ihrem Naturell folgend, würden Andre in ganz laute Apostrophen des „kalten, theilnahmslosen, nur auf den jüngeren und schöneren Schwager eifersüchtigen Herzens“ ihrer Freundin ausgebrochen sein, würden vielleicht über die Zumüthung, einem unwiderstehlichen

Gefühl nicht Gehör geben zu sollen, in Lachen ausgebrochen, auf und ab gegangen sein, dann sich wieder auf die Chaiselongue geworfen und sich entweder in ein Meer von Combinationen gestürzt oder eine bestimmte gerade Straße zu einer, wie es hier nun fast den Anschein hatte, keimenden festen Entschliesung für irgend ein Vorhaben, eingeschlagen haben. Gräfin Jabwiga wich allem, was sie peinigte, aus. Zunächst richtete sie ihre Aufmerksamkeit auf das Geräusch der jetzt abfahrenden Gäste ihres Mannes, auf deren lautes Lachen, Grüßen, Rufen nach Regenschirmen, Commandiren der Kutscher und Diener unter wildfrohem Bellen der Hunde. Sie hatte sich nicht einmal berichten lassen, wer drüben gewesen.

Jetzt bereute sie diese Unterlassung doch. Denn der Lärm des Abschiednehmens nahm plötzlich einen sonderbaren Charakter an. Er verwandelte sich in Zank, in heftigen Wortwechsel. Sie hörte die gellende Stimme ihres Mannes.

„Elender Bube —!“ rief dieser heftig. „Du sollst am längsten Deinen Trotz an uns gelibt haben —“

Alles wurde wieder still. Nur den Sturm hörte man tosen. Der Regen schlug in ungleichmäßigen Intervallen an die hohen Schloßfenster. Die Ableitungsrinnen führten von den Dächern plätschernde Wasserstürze in den gepflasterten Hof.

Die Gräfin suchte zu errathen, welchem Diener dieser Ausbruch des Unwillens gelten mochte.

Allmählig wieder schienen Entgegnungen stattzufinden.

Wenigstens ließen sie sich aus des Grafen erneuertem Loben abnehmen.

„Du willst mir den Dienst kündigen, Schurke? Nicht von der Stelle laß' ich Dich, bis ich, ich Dich gehen heiße! Das soll Dir zur Zähmung dienen —! Den Fuß halt' ich auf Deinen Nacken, so lange, bis ich ihn loszulassen beliebe —“

Noch niemals hatte die Gräfin ihren Gatten von einer Seite gekannt, dermaßen in Zorn ausbrechen zu können. Sie kannte sein eigenwilliges Naturell, fürchtete, ihm zu widersprechen, aber bis zu einer solchen Gewaltthätigkeit hatte sie ihn noch niemals fortgerissen gesehen. Sie gerieth in der That in Angst. Denn war vielleicht, wie es schien, der Gegenstand des Unwillens der Jäger Willfing, der, wenn er bedienen half, seinen Hirschfänger nur ganz in der Nähe des Anrichtetisches abzulegen pflegte, so konnte die Scene, die jetzt von begütigenden Worten ihr unbekannter Stimmen unterbrochen wurde — sie fiel im Corridor des Frontenbaues vor, in der Nähe des großen Gesellschaftssaales — die übelsten Folgen haben. Die geöffneten Thüren des großen am Gesellschaftssaale befindlichen Balcons trugen alle Worte zu ihr hinüber, nur nicht die Erwiderungen des Dieners, die wahrscheinlich nur in Gebehrden bestanden.

Die Gräfin schloß wieder ihre Zimmer auf

und trat in's Borgemach, dann auf den Corridor, der rings durch's ganze Gebäude lief.

Wie sie an eine Laufstreppe gekommen war, die nach der Küche und den Wirthschaftsräumlichkeiten führte und jetzt vom herbeigeeilten, ängstlich laufenden übrigen Gesinde, dem männlichen und weiblichen, bestanden war, schriekten eben die Mädchen hell auf und Frau Derenbach gerieth einer Ohnmacht nahe. Denn ein Poltern, ein Ringen, ein Handgemenge und das Rufen des Grafen hörte man:

„Ich werde Dir's zeigen, daß ich meinen Fuß auf Deinen Nacken halten kann —“ Er mußte wohl eben seinen Gegner zu Boden geworfen haben.

Zu gleicher Zeit rannte einer der Diener mit einem Hirschfänger am breiten schweren Bandelier vorüber, offenbar, um die gefährliche Waffe in Sicherheit zu bringen.

„Es ist Wülfing —!“ hieß es von den bebenden Lippen aller Umstehenden zur Aufklärung ihrer Herrin.

Raumt auch wahrte es eine Secunde, so kam der Jäger mit einem zerrissenen Livreerock, beschmutzt, so weit die wenig helle Beleuchtung erkennen ließ, mit zerzaustem Haar, todtensblaß und wie geistesabwesend. Anfangs rannte er den Corridor daher, offenbar, um den Diener mit dem Hirschfänger einzuholen. Dann blieb er taumelnd an der Wand stehen, tastete sich weiter, als wenn er eine Thür suchte, und blieb dann wieder stehen, als wollte er noch einmal zurück.

Plötzlich rannte er wie ein getroffenes Wild an die Laufstuppe, wo alles auseinanderstob. Die Gräfin flüchtete sich. Als der Jäger sie sah, lachte er wie irr und rief:

„Geschlagen —! Getreten —! Mit —! Mit —!“

Die Worte blieben ihm in der Kehle stecken.

Die Gräfin hatte bereits wieder Muth. Nur vor dem ersten Zusammenstoß mit dem Wiltthenden war sie zurückgefahren. Jetzt mußte sie fast mit Gewalt vom übrigen dienenden Personal verhindert werden, daß sie nicht dem wie ein des Aeußersten fähiges wildes Thier daher taumelnden Wülfing in den Weg trat.

Als sie in ihre Zimmer zurückgekehrt war, allerdings zitternd an Händen und Füßen, erhielt sie von Frau Derenbach, die kaum ihrer selbst noch bewußt geblieben war, in abgerissenen Worten, zusammenhängender vom Kammermädchen, hernach vom Koch, vom Gärtner, die den Frauen gefolgt waren, den Bericht, daß sich Wülfing schon den ganzen Abend nicht nach Gehilhr betragen hätte. Er hätte einen Brief bekommen, der ihn wohl zumeist zum Fluchen, zum Fußstampfen, zum Murmeln zwischen den Zähnen veranlaßt hätte. Sein Bedienen wäre ohne Besinnung gewesen. Er hätte eine Schüssel fallen lassen und grade dem Grafen auf seine Kleider; er hätte nicht einmal darüber Reue gezeigt, im Gegentheil auf eine Rüge des gnädigen Herrn trotzige Worte gemurmelt. Dann, beim Abfahren der Herrschaften, hätte er beim

Uebergaben der Mäntel und Ueberzieher eines in's andere geworfen und jetzt, wo von den Herrschaften zwei die Nacht über hierbleiben sollten, hätte er, als ihm der Herr Graf eine sorgsame Bedienung, ein Vorleuchten auf die von den beiden Herren bewohnten Zimmer befohlen, irgend etwas erwiedert — was, darüber waren die Berichterstatter nicht einig.

Bei dieser Gelegenheit erfuhr auch die Gräfin endlich, wer alles dagewesen, und daß die beiden fremden Herren, die noch die Nacht über blieben, ältere Bekannte des Grafen waren, der eine, ein Sohn des Medicinalraths Staudtner aus Wiesbach, einer der naheliegenden Städte, der Andere, ein Geistlicher, dessen Name nicht genannt werden konnte. Der Graf hätte beide mitgebracht von seinem Jagdausfluge. Und da in die Berichterstattung über das nicht authentisch wiederzugebende Wort, das den Grafen aus dem Munde Wülfig's so gereizt hätte, in irgend einer Art der Wirth zum Mohrenkopf an der sogenannten Waldbeuge hineinspielte, einem bei allen jagdliebenden Herrschaften der Umgegend wohlgeschätzten, mitten im Walde belegenen und dennoch besonders seinen Gasthause, einem Rendezvous aller Gourmands vom Adel und aus der höheren Bourgeoisie der Umgegend, so hatte vielleicht der Graf diese seine Nachtgäste eben von dorthier mitgebracht. Die Gräfin rieth auf den Schwiegersohn des Wirths vom Mohrenkopf, einen jungen Geistlichen Namens Nesselborn. Gewiß wollte der Graf beiden Herren

feine Sammlungen zeigen, was sich am passendsten bei Tageslicht machte. Darüber war kein Zweifel, daß die Sachlage im allgemeinen darauf hinauskam, als hätte Wülfing von diesen bürgerlichen Gästen die trogige Aeußerung gethan: „Diese würden wohl gelernt haben, sich selbst bedienen —!“ Dies oder etwas Aehnliches hätte eine verdächtige Beziehung zum Wirth vom Mohrenkopf gehabt.

Natürlich hatte in den Augen aller Bericht-erstatte Wülfing das entschiedenste Unrecht. Nur das Kammermädchen, die Doris, schien bereits über eine zwischen ihren beiden Herrschaften obwaltende Verstimmung hinlänglich unterrichtet zu sein oder sie hatte sonstige Beeinflussungen ihres Urtheils, um die Aeußerung zu wagen: „aber auch den Herrn Grafen nicht begreifen zu können —“ worauf sie sich entfernte, um zu sehen, wo der schöne, stattliche, schlanke Jäger geblieben war.

Nun wurde aber alles still. Seit dem letzten in der Residenz verlebten Carneval hatte sich die Gräfin Adwiga für krank erklärt, mindestens für angegriffen und schlief in Folge dessen in dem Flügel, wo sie wohnte, allein. Sie hätte wohl versucht sein können, zum Grafen hinüber zu gehen und den gewiß sehr Aufgeregten zu beruhigen. Indessen überwand sie diese Regung der Theilnahme . . . Der Sturm brauste fort. Die Läden an den Fenstern und die nicht ganz festen Marquisen, die Wetterfahnen auf thurmartigen Erhe-

bungen des Daches klapperten und knarrten. Die Lichter in den Zimmern und in den Gängen erloschen. Gräfin Jadviga ging um so lieber zur Ruhe, als sie durch den gewaltthätigen Vorfall theils über die schlummernden Leidenschaften im Charakter ihres Mannes erschreckt und zu neuen Gedankenreihen veranlaßt worden war, theils durch Wülfing an den Gefährten von heute Mittag erinnert wurde, dessen unheimlichen, ja leicht ihr Alibi, ihre Nichtanwesenheit im Pfarrhause zu Neukirchen, verrathenden Besuch auf Schloß Wildenschwert sie nicht unwahrscheinlich voraussehen konnte.

---



## Viertes Kapitel.

---

Am folgenden Morgen erfuhr man schon in aller Frühe, daß der vom Grafen gemißhandelte, nach Anderer Meinung mit Recht bestrafte Jäger Wülfing völlig verschwunden war. Er hatte aber seine Kleider zurückgelassen, seine ihm zumeist selbst gehörenden Waffen. Daraus ließ sich entnehmen, daß er zurückkehren würde. Die eigenmächtige Beurlaubung mußte vollends das Uebel noch ärger machen.

Daherhin in Angst, dem Schloß würde der Besuch ihres unheimlichen Begleiters von gestern bevorstehen, ließ die Gräfin, als sie beim Morgentaffee, den sie wieder für sich allein nahm, ein Billet des Grafen wegen des gestrigen Lärms um Entschuldigun-  
g bat und ihr die Anwesenheit einiger Gäste, des Doctors Staudtner und des Predigers Kesselborn, anzeigte, sagen, er sollte sich doch mit diesem Wülfing nicht länger aufhalten, sondern ihn für sofort entlassen betrachten.

Im Uebrigen lebte die Gräfin ganz nur in der

Erinnerung an die Unterredung mit dem Advocaten. Ermüdet und in allen Gliedern von dem anstrengenden, halb heimlich ausgeführten Ausflug, den sie sich zugemüthet hatte, überhörte sie die Fragen, die man an sie richtete, und gab Antworten, als hörte sie reden, wenn doch alles um sie her stumm und still war. Die Sorge für die Gäste, für den Mittagstisch überließ sie ganz Frau Derenbach. Auf den einen der Gäste konnte sie sich besinnen, einen jungen Arzt, den Sohn des Medicinalraths, der sich zuweilen selbst um ihr Befinden bekümmerte. Von der Mohrenkopfs-tochter wußte sie, daß diese ein junger Candidat geheirathet hatte, der zu den alten academischen Freunden der jungen hiesigen Abligen gleicher Generation gehörte, wenn diese studirt hatten. Die Gräfin konnte sich denken, daß ihr Gatte die Gelegenheit benutzte, sich für seine Sammlungen von Münzen, Alterthümern, Waffen, alten Drucken Rath's zu erhalten. Es waren dies Liebhabereien ihres Gemahls, die sie nicht theilte. Aber jetzt hörte sie seine Stimme.

„Jadwiga, ist's erlaubt —?“ hieß es an ihrer Thür, die nicht verschlossen war. Dennoch trat der Graf nicht ein. Er wartete, bis seine Gemalin selbst geöffnet hatte und ihn mit einem verlegen lächelnden „Guten Morgen!“ begrüßte.

Der Graf war im Schlafrock. Eine kurze gedrungene männliche Gestalt. Die Züge waren nicht unschön, aber etwas scharf gezeichnet. Die Nase war

etwas habichtartig gekrümmt. Die schwarzen Augenbrauen lagen dicht über den hellen und klaren Augen, zogen sich aber an ihren zu den Schläfen hin sich verlaufenden Enden nicht herab, sondern in die Höhe, wie bei aufgeregten, reizbaren und nicht selten un- gutmüthigen Naturen vorkommt, während sie sich bei sanften und ergebenen in gefälliger Rundung, wie musikalische Fermatenzeichen, zum Auge nieder- senkten. Die Stirn war bereits stark gefurcht, die Gesichtsfarbe etwas gelblich. Die Zähne, die bei einem jeweiligen und dann vollkommen angenehm und wohl- wollend wirkenden Lächeln sichtbar wurden, glänzten in untadelhafter Vollständigkeit und kamen fast zu deut- lich zum Vorschein — „wie bei einem Raubthier —“ hatte einst Jadwiga an ihre Freundin geschrieben. Die Hände waren weiß, lang und mager; kräftig trat der Fuß auf, der sich freilich in diesem Augenblick in gelb- saffianenen Hausschuhen nicht hören ließ. Unter dem blauen, mit gelber Seide gefütterten Schlafrock von einem geblühten Stoff war bereits die Toilette des Grafen vollständig. Der Graf liebte sich zu tummeln. Immer mußte er etwas auf dem Strich haben.

„Kann ich darauf rechnen, Dich noch vor Tisch mit meinen Gästen bekannt zu machen — etwa beim Frühstück —?“ fragte er zurückhaltend und lächelnd.

„Du hast gestern einen großen Aerger gehabt —?“ antwortete die Gefragte und wich aus.

„Wülfing war unverschämt. Sonst schien der

Mensch brav. Es muß ihm etwas in die Quere gekommen sein. Ich werde ihn schon bändigen —“

„Ueberlaß solche Zähmungen doch Andern —! Wer wird seine Leute erst ziehen wollen —! Hoffentlich wird er nicht wiederkommen!“

„Im Gegentheil, diese gezähmten Naturen werden später die besten. Darf ich also auf Dein Erscheinen beim Frühstück rechnen —?“

„In allem Ernst! Ich würde meine Wohnung nicht zu einer Dressiranstalt machen —“ kam die Gräfin auf den unterbrochenen Gegenstand zurück, verstimmt über den Widerspruch.

„Es sind zwei gelehrte junge Männer, der Sohn unseres Arztes und ein Geistlicher —“ fuhr der Graf, festhaltend an seinem Gedankengange, fort, ohne den Wunsch der Gattin zu beachten, daß er auf den ihrigen einlenkte.

„Meine Nerven sind angegriffen! Die Dienstboten müssen entweder entschieden gut sein oder sie sind schlecht. Ein Besserwollen von Züchtlingen überläßt man den Vereinen —“

„Doctor Nesselborn, so heißt der Geistliche, hat eine Tochter des Mohrenkopfwirths von der Waldbeuge —! Ich lud auch die Frau ein, die zum Besuch bei ihren Eltern ist. Sie wird den Mann abzuholen kommen, wenn ihn, wie ja eingetreten ist, schlechtes Wetter verhindern sollte, noch gestern auf die Waldbeuge zurückzukehren. Es würde Dir Spaß machen, über die Naivetät der kleinen Dame zu lachen —“

„Zum Lachen bin ich nicht in der Stimmung —“

Jadwiga verfolgte ihre Gedankenreihe, Graf Bernhard die seinige. So war es immer. Sprach Jadwiga von Paris und der Graf gerade von London, so vereinigten sie sich nicht. Jeder ging seine Straße und blieb auf ihr. Auch Jadwiga gab nicht nach durch das Verlassen ihrer Fährte. Höchstens, daß sie dann einfach schwieg. Das sind die Naturen der absoluten Initiative. Zwei solche Charaktere wirken aufeinander wie zwei aufeinander stoßende Locomotiven. Eine wird zertrümmert — vielleicht beide.

Graf Bernhard von Wildenschwert hatte die gute Eigenschaft, daß er jede Nichtverständigung mit seiner Gattin sofort abbrach, ihre Meinungen und Erklärungen für vollberechtigte nahm und sich nur ruhig mit den seinigen, die ebenfalls unverändert dieselben blieben, zurückzog. Kaum hatte er jetzt die Erklärung Jadwigas vernommen, daß sie sich von ihrer gestrigen Reise zu angegriffen fühlte, um die Honneurs und Conversation zu machen, als er sich auch schon von ihrem Zimmer mit den vom wohlwollendsten Lächeln begleiteten Worten entfernt hatte:

„Also zu Tisch! Du hattest einen Brief von Linda Fernau —! Ist doch Alles wohl —?“

Den hochliegenden Ton des Nachhalls seiner Frage nahm er schon mit sich zur Thür hinaus.

So war dieser Mann, den seine Gattin, verblindet von einer noch nie so wie jetzt gefühlten Lei-

denschaft, durchaus abschütteln wollte. Widersprochen von ihm zu bekommen wäre ihr jetzt lieber gewesen. Aber seine „eigensinnige Rechthaberei“ und das darauf basirte „Mitleid, wenn man nicht so glücklich war zu denken wie er“ — wir sprechen ihren Auffassungen nach — erbitterte sie. Jetzt hatte er sich ohne Erörterung, ja sogar ohne das Abwarten einer Antwort auf seine Frage sofort entfernt.

Zweifelhaft konnte es sein, ob der Graf aus Theilnahmlosigkeit ging oder weil er schon wußte, daß Jadviga längere Zeit bedurfte, bis sie aus ihrer eigenen Gedankenreihe, Besserung eines Diensthöten, auf seine Bitte zurückkam. Er kannte das und begnügte sich mit Zurücklassung des Effectes, der darin bestand, daß er sich selbst in die Zimmer seiner Frau bemüht, sie um das Machen der Honneurs für seinen Besuch gebeten und um das Befinden ihrer Freundin gefragt hatte. Darin lag für ihn Genugthuung. Er wußte, daß in der Regel eine nachträgliche Einlenkung der Gedankenreihen seiner Frau auf die Gedankenreihen des Gatten einzutreten pflegte. Unter diesem moralischen Uebergewicht ihres Mannes litt aber Jadviga. Sie bestritt dem Grafen die Berechtigung, sich weiser zu dünken als sie. Die Ehe ist allerdings da, wo nicht die volle magnetische Kraft der Liebe die Herzen fesselt, sie erwärmt und zu einem gleichmäßigen Thun und Lassen reizt, eine unerträgliche Beeinträchtigung unsrer persönlichen Freiheit.

Graf Bernhard frühstückte allein mit seinen Gästen. Das Wetter blieb unfreundlich. Der Regen hatte zwar aufgehört, aber die Temperatur war kalt geworden. Der Wind bog die Baumwipfel des Parks, der sich nach einigen Seiten hin unmittelbar an das Schloß anlehnte. Man blieb mit Behagen auf dem Zimmer. Auch verstand der Graf, intelligente Köpfe zu fesseln. Vielseitig unterrichtet, hatte er längere Zeit hindurch die Verwaltungscarrière verfolgt, aus der er schieb, da er eine Bewerbung um die Hand des reichen Fräuleins von Wolmerode durch eine verhältnißmäßig ziemlich schnelle, wenn auch an verbrießliche Bedingungen geknüpft Erhöhung gekrönt sah. Seine Mittel waren nur spärlich gemessen. Jetzt besaß er deren vollauf. Er verwendete sie auf Bauten, Anschaffungen aller Art, Verbesserung seiner ihm von seinen Vorfahren mit Schulden überlieferten Güter, mit Liebhabereien, die kostspielig waren, Sammlung von seltenen Münzen und Alterthümern. Für einen Streitkolben oder die Hängematte eines Wilden von Neuseeland zahlte er mehr, als ein Doppelgewehr oder ein modernes Himmelbett im Geschmack der Pompadour gekostet haben würde. Für die Summe, um die er einen alten Tartarensattel oder gar ein paar Sporen, die eine historische Persönlichkeit getragen hatte, kaufte, würde er sich ein Wagen- oder Reitpferd mehr haben halten können. Diese Sammlungen befanden sich in einem neuen Anbau des alten Rococoschlosses, der nicht ohne Geschmack

ausgeführt war. Den beiden nach vorn gehenden Seitenflügeln entsprechend, waren hinterwärts, dem Hofe, Garten und Park zu, zwei kleine Flügel angehängt, zur Rechten ein Gartensalon mit Zimmergärten und Treibhausanlagen, zur Linken ein förmliches kleines Museum. Auch die Bibliothek des Grafen war gewählt. Sie wurde nach allen Richtungen hin, vorzugsweise der ökonomischen und ethnographischen, erneuert.

Jadwiga besaß nicht die geringste Sympathie für die Welt ihres Mannes. Sie hatte ihn genommen, alle Welt sagte es, um Gräfin zu werden. Noch Näherstehende, die tiefer blicken konnten, fügten hinzu: Sie war die einzige Tochter eines Hauses, das seit einem halben Jahrhundert enorme Gewinne in Bergwerken gemacht hatte, die einst ihr Großvater, ein gewöhnlicher Bergmann, zu Spottpreisen gekauft hatte. Erst Jadwiga's Vater hatte sich adeln lassen. Der Tod raubte Jadwiga früh ihre Mutter, die ihrerseits eine Bürgerliche war, aber ebenfalls einer durch Speculationen außerordentlich reichen Familie entstammte. Der Vater, nur seinem Erwerb und Ehrgeiz nachgehend, überließ die Tochter Erziehern und Gouvernanten. Sie entwickelte sich nach ihrem Charakter nicht zu ihrem Vortheil oder richtiger gesagt, nicht zum Gefallen der Menschen. Sie konnte voll leidenschaftlicher Hingebung an irgend eine Idee, auch an eine Person, zumal an Freundinnen sein, wie sie dies an Linda von Derschau, spätere von Fernau war. Ebenso



schroff aber auch und abstoßend war sie gegen Andere. Deshalb stand die Zahl ihrer Bewerber nicht einmal in einem Verhältniß zu ihrem enormen Reichtum. Endlich fiel es ihrem Vater ein, sich zum zweitenmale zu verheirathen. Er wählte eine arme, aber außerordentlich hochmüthige Alt-Adlige. Diese Verbindung reizte Jadwigen nicht wenig. Jetzt hätte sie eine Fürstin werden mögen, nur um ihrer jungen reizenden Stiefmutter einen Trumpf auszuspielen. Und als ihre Freundin Linda, trotzdem daß diese drei Jahre jünger und ohne alle Mittel war, sogleich beim ersten Eintritt in die Welt schon einen Bewerber fand, den sie auch sogleich nahm, den Regierungsrath von Fernau, da capricirte sich Jadwiga den Ersten Besten nehmen zu wollen, der sich mit nur einigermaßen passenden Eigenschaften anbieten würde. So trat sie eines Tages ihrer übermüthigen, vom Commerzienrath Wolmer von Wolmerode, so zu sagen in Gold gefaßten Stiefmutter als die Verlobte eines Grafen entgegen, sich weidend am ersichtlichen Aerger der jungen, Jadwiga's Vater beherrschenden, im Wohlleben schwelgenden Frau. Gegen den Glanz des von Wildenschwert'schen Namens ließ sich nichts einwenden. Die Genugthuung, die sich Jadwiga vor ihrer Stiefmutter hatte geben wollen, gestand sie offen ein. Geheimniß dagegen blieb derjenige Vorgang ihrer Seele, den man einfach Neid auf die schnelle Verheirathung ihrer Freundin Linda und anderer jungen Mädchen hätte nennen können.

Die unlautern Beweggründe dieser Verbindung rächten sich. Der Graf hatte bei seiner Bewerbung die liebenswürdigste Seite herausgekehrt; er trug eine Schwärmerei für Fräulein von Wolmerode zur Schau, die soweit ging, daß er sich bereit fand, sich auf Ehepacten einzulassen, wie sie ein Geldmensch, ein solcher war Jadviga's Vater, egoistischer nicht hätte schließen können. Seither stellte sich heraus, daß Jadviga das Bedürfniß eines innern Glücks fühlte, wenigstens eines Glücks, wie sie es verstand. Ihr Stolz hatte nur eine relative Bedeutung, ihrer Stiefmutter und deren ganzer Sippe gegenüber. Sonst war sie nicht stolz, auch nicht geizig. Es konnten keine unedlen Leidenschaften für die innere Leere, die sie fühlte, ergänzend bei ihr eintreten. Sie konnte fogar, was man so nennt, schwärmen. Freilich nur für Dinge, die nicht in Jedermanns Geschmack liegen. Eine schöne Naturscene ließ sie kalt, während sie auf ein Bild, das diese Scene darstellte, die größten Summen hätte verwenden können, zumal, wenn sie das Bild von Andern bewundert wußte. Derselbe Gegenstand, der sie heute gleichgültig ließ, versetzte sie morgen in Ekstase, falls ein Interesse für sie auf denjenigen fiel, der ihn betrieb oder ihn empfahl, oder wenn Personen oder besondere Zustände damit in Verbindung traten. Sie knüpfte Beziehungen an, wenn die Menschen, die dabei in ihre Nähe kamen — eine angenehme Stimme beim Sprechen hatten. Sie löste wieder andere, wenn sie eine Farbe

verlegte, die sie bei den Möbeln des Hausstandes antraf, in welchem jene Menschen wohnten. Dabei läßt sich nicht einmal sagen, daß diese Capricen auf unvermittelten, plötzlich entstehenden Einfällen der Eitelkeit oder des Uebermuths beruhten. Im Gegentheil waren es Ausbrüche einer Natur, die nicht einmal mit sich zufrieden war. In der That konnte man Jadviga in gewissem Sinne unglücklich nennen. Sie hatte das Bedürfniß, für die bizarren Ausstrahlungen ihres Wesens, an denen sie selbst keine Freude hatte, (doch tabelte sie sich auch darüber nicht) einen Mittelpunkt zu finden.

Und so viel stand bald nach der glänzend gefeierten Hochzeit fest, in ihrem Gatten fand sie diesen Mittelpunkt nicht. Hätte sie Humor gehabt, so würde sie sich durch eine Ironisirung des Grafen geholfen haben. Humor aber, wenn er rein und echt ist, zieht nur in kindliche Seelen ein. Mit einem „O nein! O nein —!“ das von einer Gebehrde begleitet war, die mehr wie Angst, als Unmuth aussah, konnte die junge Frau jede Zumuthung ablehnen, sie sollte doch das, was einmal nicht zu ändern wäre, um des Himmels willen leicht nehmen. Urtheile waren das nicht, was sie zum Ablehnen dessen, was ihr mißfiel, bestimmte, nicht klare Vorstellungen, keine in deutliche Worte gefaßten Gedanken, sondern das ihr Fremdartige störte sie geradezu physisch, drückte und erstickte sie; die freie Lebensluft nahm es ihr. Graf

Bernhard sagte sich schon längst: „Sie haßt bloß die Vorgesprünge der Bildung! Was System ist, das macht ihr Kopfschmerzen! Sie möchte, wie Kalif Omar, alle Bücher verbrennen, alle Wissenschaften und Künste aus der Welt schaffen, wenn nur ein Bilderbuch übrig bleibt, das sie einmal als Kind mit Vergnügen gelesen hat! Alles, was Geist hat oder ist, belästigt sie —!“ Der Graf schrieb ihre Eigenschaften eben auf Rechnung ihrer Unwissenheit. Als die Gegensätze zum erstenmal aneinander prallten und des Grafen „System,“ wie er es nannte, sich wechselseitig so wenig als möglich zu incommodiren, noch nicht eingeführt war, hatte er ihr auch das offen gesagt. Dann aber fand er doch eines Tages die seltsame Frau in ein halbgelehrtes Werk vertieft und überzeugte sich, daß sie darin schon seit Wochen studirt, ja daraus Auszüge gemacht hatte. Warum aber hatte sie es gethan? Weil Linda von Fernau, ihre Freundin, ihr darüber mit Entzücken geschrieben. Der Graf war Psycholog genug, sich zu sagen: Es ist die reine Eifersucht, der Neid, der hier ihre Muse geworden! Aber er bedeckte ihre Hände mit Küssen und bat ihr die Vorwürfe ab, die er ihr über den Mangel an Kenntnissen gemacht hatte. Sie hatte damals zu diesem Beweise von Galanterie gelacht und mit sich geschehen lassen, was geschah — es war vor etwa drei oder vier Monaten gewesen, kurz vor ihrer Abreise zum Residenz-Carneval.

Das Frühstückszimmer lag zu ebener Erde und

ging nach vorn. Der Speisesaal empfing sein Licht von der Rückseite des Schlosses her. Nach vorn schlängelte sich ein Fußweg einen mäßigen Hügel hinunter, auf welchem sich das Schloß erhob; am Fußweg war eine geradeausgehende steinerne Aufgangstreppe, rechts und links mit Vasen und Statuen geschmückt, noch in altem Geschmack, vom Regen verwittert und der Ergänzungen harrend, die nächstens aus den Ateliers der berühmtesten Künstler, Bildhauer und Erzgießer eintreffen sollten. Die gußeisernen Lehnen waren goldbronzirt und standen in vollem Gegensatz der Eleganz zu dem unmittelbar am Fuße der Treppe schon beginnenden Dorfe, dessen Linden und Pappeln (letztere deckten einigermaßen durch ihre Regelmäßigkeit das chaotische Durcheinander der nächsten Nachbarschaft) die armseligen Hütten, die verfallene Kirche, die geschmacklosen Amtsgebäude nicht hinreichend verdecken konnten. Doch war ein neues Schulhaus in Angriff genommen, wie überhaupt der Graf die Absicht hatte, nach allen Richtungen hin zu reformiren und sein erheirathetes Vermögen zur Mehrung des Behagens seiner Umgebungen anzuwenden. War dies noch nicht geschehen, so lag die Schuld — an seiner Principienreiterei. Ueber das Gleichgewicht gutherrlicher Fürsorge und gemeindlicher Selbstverwaltung war ihm die Streitfrage noch zu wenig klar und entschieden.

Als der Graf mit seinem Amtsinpector, mit

einem zufällig anwesenden Geometer und seinen beiden Nachtgästen in dem trotz seiner riesenhohen Fenster durch die Seitenflügel etwas dunkeln Frühstückszimmer um den runden Tisch saß und selbst den Thee bereitete, selbst einschenkte und durch die Bedienten, unter denen noch immer der Jäger fehlte, herumreichen ließ und das Nichterscheinen der Gräfin entschuldigt hatte, kam der junge Geistliche auf den Schulbau zu sprechen, erzählte, daß er soeben die Interimschule besucht und dem Unterricht von außen her gelauscht hätte. Er bekannte sich umsomehr als einen Pädagogen, als ihn sein Vater, der ein einfacher Dorfschulmeister war und noch gegenwärtig den Basel schwang, zu Ehren des großen Reformators der neuen Schule Lienhard genannt hatte in Erinnerung an eine der ersten Blüthen des volksthümlich gehaltenen deutschen Sittenromans und den bekannten Haupthelden desselben — „der ja wol ein Maurer war —?“ warf der junge Doctor Staubtner ein.

„Lienhard und Gertrud“ von Pestalozzi war gemeint, ein Buch, das dem Grafen vollständig unbekannt, auch dem Inspector und dem Geometer nicht einmal dem Namen nach geläufig war. Lienhard Messelborn, der junge Geistliche, gab für alle einen aufklärenden Bericht.

Darüber entspannen sich Debatten über Erziehung und Schulwesen überhaupt. Der Graf tabelte seinen Schulmeister und beurtheilte ihn nach den einseitigen Voraussetzungen seines Standes. Schon am Tage

vorher hatte er sich seinen Gästen mannichfach als einen Aristokraten neueren Schlages (der Jargon unserer Stände-Kammern nennt ihn einen Freiconservativen) zu erkennen gegeben. Die ganze Schulfrage, sagte er jetzt, würde heillos übertrieben, die Lehrer wären Nichtsnutze, die nur vom Dünkel und der Genußsucht unsrer Epoche angesteckt wären. Für seine Rügen, die er gehässig genug aussprach, berief er sich auf die Zustimmung des Pfarrers.

„Ja, das sind die rechten —!“ waltete der junge Kesselborn auf, der doch selbst ein Geistlicher war. „Zwischen Schule und Kirche herrscht eine alte Feindschaft — Sie wird immer noch größer werden. Schule und Pfarre thun vorläufig am besten, sich einander mit dem Rücken anzusehen —!“

„Das sagen Sie,“ entgegnete der Graf, „der Sie selbst dem geistlichen Stande angehören?“

Staudtner, der junge Arzt, winkte seinem Freunde und versuchte das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu lenken. „Herr Anbelang,“ sagte er zu dem Wirthschaftsinspector, „sorgen Sie nur, daß die Kirche dann zwischen beiden steht! Ist nicht vor einigen Jahren hier in die Kirche der —“

„Vor fünf Jahren —“ lautete die schnelle Antwort des Herrn Anbelang, ehe noch die Frage mit „der Bliß geschlagen —?“ ganz beendet war.

„Ich fühle mich mehr als Pädagog, denn als Geistlicher,“ begann trotzdem der junge Nachmittags-

prediger von Bruckbach, einer ansehnlichen, zwanzig Meilen weiter nach Westen zu entfernten Stadt, die ihren Früh- und Nachmittagspredigern auferlegte, auch Unterricht in einer klassenreichen Stadtschule zu geben. Doctor Lienhard Nesselborn erzählte, daß ihn sein Vater eigentlich anfangs zu seinem Nachfolger in der Dorfschule bestimmt hätte und nur fremder Einfluß es gewesen wäre, der ihn auf die lateinische Schule und die Universität gebracht hätte. Er hätte aber auch da die ihm früh eingeimpfte pädagogische Neigung nicht unterdrücken können, wäre Mitglied des am Orte der Universität befindlichen Schullehrerseminars geworden und hätte unter einem der mehreren Schüler Pestalozzi's, die noch bei dem Meister in Pferten selbst die Grundlage ihrer Bildung und ihres Talents zur Directionsführung gelegt hätten, alle Curse des pädagogischen Wissens und Könnens durchgemacht. Nach Beendigung seines anziehenden Vortrags erklärte er, es verschlüge ihm nichts, wenn ihn sein Schicksal von der Kanzel wieder auf den Schulkathedr verweisen sollte. „Es ist doch die höchste Wissenschaft und die berechtigteste Kunst,“ sagte er mit edlem Feuer, „die Kindesseele aus der Hand der Natur entgegenzunehmen und sie auf Stufen, die immer höher und höher steigen, dem Ideal aller Erziehung entgegenzuführen, dem reinen, unverfälschten, gottähnlichen Menschenthum —!“

„Wo dann der moderne Staatsbürger fertig ist, der keine überlieferte Ordnung mehr anerkennt, seinem



König und der Obrigkeit stündlich den Gehorsam verweigert und vor allen die Herren Geistlichen Schwarzröcke schimpft, deren Autorität man nur noch aus policeilichen und Zweckmäßigkeitgründen zu schonen hätte —“

Auf diese scharfe Aeußerung des Grafen, die sich vom Wirthschaftsinspector und vom Geometer, der hier im Auftrage der Regierung Vermessungen leitete, eines lebhaften Zwickens zu erfreuen hatte, schwieg der junge Geistliche und sah ebenfalls bedeutungsvoll seinen Freund an, den Doctor Staudtner, der ihn hier eingeführt hatte und ihm weder beistand, noch ihn ganz im Stiche ließ, wie er wenigstens zeigte, als er scherzhaften und sarkastischen Tons äußerte:

„Die Schule müßte allerdings eigentlich für uns Christen über der Kirche stehen! Denn bei den Juden, die doch in Allem unser Vorbild sind, gab es zwar einen einzigen großartigen Kirchenbau, sozusagen eine Peterskirche, den Tempel Salomonis in Jerusalem, sonst aber in jeder Stadt, meines Wissens, nur Schulen. Wer dort Samstags in die Kirche gehen wollte, ging in die Schule, wo gelehrt und katechisirt wurde, ich weiß nicht, ob nach Socratischer oder Diinterscher Methode —“

Da der Graf trotz seiner scharfen Rüge eines neuerdings so hochgesteigerten Selbstbewußtseins der Volksschullehrer, auf welche er eine Schilderung der Streitigkeiten seines Lehrers mit dem Ortspfarrer fol-

gen ließ, doch in seinem gastfreien Wohlwollen verhartete, seinen Gästen nach dem Thee noch feurige Südwine vorsetzen, dazu Cigarren austheilen ließ und zum Rauchen aufforderte, so erholte sich allmählig der junge Geistliche von seiner Niederlage und nahm die dominirende Stellung wieder ein, die ihm der Graf als sonst gebührend auch zuzuerkennen schien.

In der That war der junge Geistliche eine anziehende und bedeutende Erscheinung. Sein dunkles Haar wallte in natürlichen Locken lang auf seine Schultern herab. Den Hals trug er fast entblößt. Nur ein leichtes Tuch hielt lose sein feines Hemd zusammen. Der Rock war noch fast der Pikeete eines Studenten ähnlich. Kurz geschnitten, hatte er keinen Kragen und konnte, da er schwarz war, wie die Tracht eines Methodisten herauskommen. Die Fußbekleidung waren Schuhe mit Kamaschen. Sein Antlitz sah luftfrisch und sonnengebräunt aus. Ein Turnergesicht! hatte er sich gestern selbst ausgebrüht, als man sein unstubenmäßiges Aussehen rühmte. Braune Augen leuchteten unter schwarzen Wimpern. Sie hatten ein Feuer, das die Wärme des Gemüths nicht ausschloß. Um den angenehm geformten Mund spielte ein feines Lächeln, das sich selbst im leidenschaftlichen Affect nicht verlor und dann allerdings der ganzen Erscheinung des auch schlank und behend gewachsenen Mannes etwas wenn nicht Unentschlossenes oder wol gar lässiges gab, doch etwas Weibliches und ganz in jenem

Doppelsinn des Wortes, das ebenso liebenswürdige Güte und Versöhnlichkeit wie mangelnde Thatkraft ausdrückt.

Indem er zerstreut durcheinander von den angebotenen Speisen, Getränken und zuletzt auch von den Cigarren nahm, benutzte er den vom Wirth artig gebauten Uebergang zu einer minder schroffen Aufstellung der obwaltenden Gegensätze, stellte sich aber doch wieder ganz auf die Seite der Schule. „Die Geistlichen,“ sagte er, „beanspruchen das Aufsichtsrecht über die Schule, ohne etwas vom Jugendunterricht zu verstehen. Das sind noch Reste jener Zeiten, wo Friedrich der Große seine Unterofficiere als Schulmeister abcommandirte. Seitdem in unseren Tagen das Schicksal aller Staaten, die nur irgend nennenswerth, darauf hingewiesen hat, daß sich in den tiefsten Unterlagen des Volkslebens alles erneuern, erkräftigen, in seiner Leistungsfähigkeit steigern mußte, ist auch die Volksschule über den Horizont der gelehrten oder lateinischen Bildung hinausgewachsen. Es ist leicht gesagt: Lesen, schreiben, rechnen lernen — man verzifft, welche Schwierigkeiten selbst mit der richtigen Anbahnung dieser einfachen Disciplinen verbunden sind! Will man entgegen: Auch die alte Zeit hat diese Fähigkeiten zu Stande gebracht ohne den neuen — Schwindel, wie Sie es wol nennen, Herr Graf! so fragt sich: An wie viele gelangte denn damals die Austheilung des heiligen Geistes? Und auch das

frägt sich: Was waren diese Pfingstgaben — wirklich vom Himmel gefahrene feurige Zungen oder ein bloßer Mechanismus, der den Menschen selbst nicht ergriff, ihm weder eine moralische, noch eine weitere intellektuelle Ausbildung gab? Lehren, das muß zugleich Erziehen heißen, Wissen, das muß zugleich Können werden. Der Elementarunterricht muß die Keime einer weiteren Entwicklung mit sich bringen und die individuelle Menschenbildung muß Hand in Hand gehen mit dem Belasten des Gedächtnisses, dem Ueben und Stählen der geistigen Fähigkeiten. Wahrlich, unser großer Meister, Heinrich Pestalozzi, der edle treffliche Schweizer, hat zwar von seiner Methode gesagt, sie ließe sich wie ein Mechanismus, wie ein förmlicher Knecht, ein Küchenrecept selbst von einem Stümper anwenden. Doch hat er damit nur den Folgen des traurigen Zufalls, daß mehr Lehrer nöthig sind als geboren werden, vorbeugen wollen. Wie dem sei, auch dieser Mechanismus ist nicht leicht, er will gekannt, angewendet, nach den Umständen gemodelt sein. Das sind alles Gebiete, durch welche wir Theologen, die wir nur vom metrischen Aufbau eines Sophokleischen Chors und von den verschiedenen Lesarten an einer verfänglichen Stelle im Römerbrief wissen, wie in finsterner Nacht dahintappen.“

Das Bild der Nacht lag nahe. Denn seltsam düster war es draußen geworden trotz der Mittagsstunde. Der hereingebrochene Frühling schien gänzlich

vom Gestirn des Tages vergessen zu sein. Graue Wolken entzogen ihm seinen belebenden Strahl. Jetzt wurde sogar die Färbung der vom Sturm heraufgetriebenen atmosphärischen Gebilde am Himmel förmlich blau und schwarz.

Der Graf hatte den Redestrom des Geistlichen nur mit einer kurzen Frage an die Diener, die aufzuräumen begonnen hatten, unterbrochen, ob sich Willfing wieder eingefunden hätte? Dann, als er vernommen, daß dieser von Niemand wiedergesehen worden, und Befehl gegeben hatte, des Jägers Rammer zuzuschließen und ihm den Schlüssel zu bringen, winkte er mit einem wohlwollend lächelnden Blick dem Geistlichen und bat, daß er die Unterbrechung entschuldigen und fortfahren möchte.

„Alles recht schön,“ sagte er dabei, die Luft in seiner Cigarre anziehend; „aber diese Schulmeister müssen in Demuth und in der Furcht des Herrn erhalten bleiben, sonst machen sie sich und die Bauern zu üppig. Diese sticht ohnehin schon lange der Hafer, daß sie fortwährend anschlagen und über die Stränge hauen!“

Doctor Staudtner schielte nach dem Billardzimmer nebenan, legte seine linke Handfläche platt auf den Tisch, preßte den untern Daumen an den Zeigefinger und gab damit pantomimisch zu verstehen, daß sich eine Partie Billard besser lohnen würde, als ein Gespräch, das sich schwerlich mit dem Befehrtwerden einer der beiden streitenden Parteien endigen würde.

Der Wirthschaftsinspector, Herr Anbelang, der Geometer, Herr Pfeiffer, waren stumme Zuhörer geblieben, die in den Rücksichten auf den Grafen und auf einen Geistlichen hin- und herschwankten.

Der Graf verstand den Wink, sprang auf und öffnete die Glastür des Billardzimmers. Dort trat man ein. Der Graf nahm vom Queue = Gerüst eine Anzahl Stäbe herunter, präsentirte sie seinen Gästen und langte die elfenbeinernen Kugeln aus den grünen Säcken der mit einem weißen, jetzt schnell herabgenommenen Tuche geschützten Tafel. Doctor Staudtner machte sich an das schwarze Brett, das an der kahlen Wand hing, suchte die Kreide, leitete die Verständigung über die Höhe des Points und stellte die Kugeln auf. Er schien erst jetzt in sein Fahrwasser gekommen. Doctor Staudtner war eine kleine Gestalt, mit dünnem blondem Haarwuchs am Haupte, aber mit einem ziemlich starken, wohlgepflegten, in's Rötliche schimmernden Bart um Lippe und Kinn. Er mußte eine Brille aufsetzen beim Spielen, zeigte aber in seinen Bewegungen viel Gewandtheit und war auch meist beim Spiel der beste Treffer. Beim Auszählen hatte er fast allein gewonnen. Der Graf spielte von allen am schlechtesten. Er schien zerstreut zu sein.

Das Diner sollte um vier Uhr genommen werden. Da das Wetter trübe und stürmisch blieb, doch keinen Regen brachte, schlug der Graf den zuletzt ermüdeten und sich von ihrem Spielunglück nicht sehr

befriedigt fühlenden Gästen vor, mit ihm eine Spazierfahrt zu machen und der Frau Pastorin entgegenzufahren — denn gewiß würde die liebenswürdige Frau ihr Wort halten, des Herrn Pastors reizendes Mädchen. „Oder — halt! Wie heißt sie?“ unterbrach sich der Graf. „Nicht wahr Gertrud? Wenn Sie Rienhard — müßte sie Gertrud heißen —!“

„Dann hätte sie ja schon mein Vater als Kind kennen, sie als meine künftige Gattin vortausen lassen müssen!“ sagte Nesselborn. „Mein Vater wartete lange auf eine Gertrud als eine schwesterliche Ergänzung zu mir. Die kam aber nicht. Endlich brachte ihm mein Bruder, ein Deconom, ein Entelchen. Da mußte denn der geliebte Name heran. Leider starb das Kind. Macht ihn nun mein Bruder noch einmal zum Großvater und ist's wieder ein Mädchen, so wird sie unbedingt wieder Gertrud heißen müssen.“

„Das ist ja gefährlich wie — der Abel —!“ rief der Graf. „Die Personen dem Begriff geopfert, das Individuum der Gattung —! Wo bleibt denn da das stolze „Ich gleich Ich“ von Euch Materialisten. —?“

Staudtner kannte an seinem Freunde Nesselborn eine gewisse Umflörung des Auges, Vorboten eines Unmuthes, der den alten Studiengenossen zuweilen hinreißen konnte, eher alles zu erscheinen, nur kein zahmer Nachmittagsprediger. Das Mindeste war dann, daß er Hut und Stock nahm und sich, ohne ein Wort zu sagen, aus einer Gesellschaft, wo man ihn reizte, entfernte.

Staubtner suchte die heitere Stimmung zu erhalten. Er erzählte, während der Graf den Wagen bezeichnete, der angespannt werden und vorfahren sollte, die Geschichte eines Menschen, der kein Mensch geworden war, nur ein Menschenbegriff, kein Wesen der Wirklichkeit, nur ein Phantasiegebild. Er erzählte die Geschichte einer Prinzessin Intestina, die man in derselben Fürstengruft Weimars zeigte, wo Schiller und Göthe liegen. In einem kleinen Behälter, der das Herz und die Eingeweide eines Prinzen enthalten hätte, dessen Körper in der Lage war, anderswo begraben werden zu müssen, hätte sich infolge der lateinischen Aufschrift: „Intestina Principis N. N.“ bei den Custoden, alten ausgedienten weimarschen Kammerhusaren, der Sarg einer kleinen unmittelbar nach der Geburt gestorben sein sollenden durchlauchtigsten „Prinzessin Intestina“ gebildet. Diese Geschichte belustigte leidlich. Sie paßte für Männergespräch, wo man sich nicht viel Zwang anlegt, auch nicht den Zwang, von Menschenansätzen, von Grillen im Wachsthum der Stammbäume, von Stereotypen der Schöpfung und ähnlichen Beschränkungen des Begriffes „Ich gleich Ich“ zu sprechen.

„Umsobesser —“ rief der Graf, als jetzt der junge Geistliche in Abrede stellte, daß es seine Frau mit ihrer Absicht, auf's Schloß zu kommen und ihn abzuholen, ernst gemeint hätte, „umsobesser, dann hat unsere Partie einen Zweck! Wir holen Frau Hedwig — eine Namensschwester also meiner Frau Jad-



wiga — ab! Wir entführen sie von der Waldbeuge mit Gewalt! Und dann haben wir zwei Gefährte nöthig!“

Der Thür zugewendet rief er:

„Noch die blaue Kalesche, Franz!“

Jetzt erhob der Gatte entschiedenen Einspruch. Zum Mindesten wollte er ihn gegen den zweiten Wagen erhoben haben. Er sagte, er selbst bliebe zurück und wollte den Ortspfarrer und wol auch den Schulmeister besuchen.

Das machte denn auch sofort Staudtner richtig. Die Entschiedenheit seines Handelns ersetzte bei ihm den seltenen Gebrauch des Wortes. „Nesselborn bleibt zurück —“ erklärte er.

„Und mich ruft mein Amt —“ „und mich das meinige —“ fielen die beiden anderen Männer ein, der Beamte des Grafen und der der Regierung.

So war denn Ein Wagen vollkommen ausreichend für den Grafen, für Staudtner und die reizende Tochter des Wirthes zum Mohrenkopf, wenigstens ehemals eine berühmte Schönheit, die für den Adel der Umgegend ebenso anziehend gewesen, wie der Champagnerkühler ihres Vaters und die Trüffelsauce ihrer Mutter.

Man verabredete, um vier Uhr wieder beisammen zu sein. Die Vermehrung der Gesellschaft durch die Frau Pfarrerin schien gewiß. Auch der Medicinalrath, der Vater des jungen Staudtner, konnte kommen, sicher doch auch — Gräfin Jadwiga.

Und plötzlich ließ der Graf nun doch die blaue Kalesche

noch mitanspannen. Er hatte die Erfahrung gemacht, daß seine Gemalin aus ihren Eigensinnsanfällen durch auffallenden Lärm zu vertreiben war. Jemehr Leben sich um sie her bewegte und je weniger der Graf dabei den Schein annahm, als berücksichtigte er sie, desto lebhafter wurde zuweilen sie selbst. Zuweilen —! Denn des Grafen gelegentliche, sich auf diese Erfahrung beziehende Aeußerung: „Du bist ja wie die Kanarienvögel, die immer lebhafter singen, je lauter um sie her gesprochen wird!“ hatte sie ihm nicht wenig übel genommen. Sie verdarb ihm zuweilen das Zutreffen seiner Maximen, auf deren Wichtigkeit er sich soviel einbildete. Jetzt ließ er knallen und peitschen und trotzdem, daß dazu die Hunde bellten, rief er noch beim Niederfahren von der Anhöhe, auf welcher das Schloß lag, halb und halb unnütze Befehle aus dem geöffneten Schlage an die den Abfahrenden nachblickenden Hausinsassen. Den Schlüssel zu Wülfsings Zimmer hatte er zu sich gesteckt.

Vienhard Nesselborn, der Geistliche, der lieber Pädagoge gewesen wäre, besuchte den Pfarrer und den Schulmeister.

Beide waren in ihren Aemtern neu. Sie konnten sich einander noch wenig, schienen noch nicht einmal persönlich eine Fühlung zu haben und doch hatte der Pfarrer schon den Schulmeister beim Gutsherrn verklagt —! Wahrscheinlich, sagte sich Nesselborn, als er den Pfarrer verlassen hatte, aus

keinem andern Grunde, als weil er gehört hatte, der Graf ist ein Aristokrat. Dem Pfarrer, glaubte er zu bemerken, saß seine Existenz wie ein neuer Rock. Im Grunde war sie feiner und bequemer als seine alte Lage gewesen sein konnte, in einem Dorf über dem Gebirge hinaus, aber noch drückten die Nähte, noch war ihm hier etwas zu weit, dort etwas zu eng. Hätte der Mann Kinder gehabt, die neue Einwohnung würde rascher von statten gegangen sein. Nesselborn erzählte dem viel älteren Kollegen, daß er ein einziges Töchterlein, das er hatte, zu Ehren Jean Pauls und seines schönen Buches über die Erziehung „Levana“ genannt hätte, worüber die Pfarrersleute griesgrämig lächelten.

Beim Schulmeister war Rienhard mehr in seinem Element. Diesen fand er im Gegensatz zu den Äußerungen des Grafen schüchtern und zurückhaltend — wenn auch nicht unmöglich war, daß sich hinter seinem verlegenen Dreinsehen Selbstgefühl verbarg. Als der lange hagere Mann mit seiner Lehrstunde beim Eintreten eines Gastes abbrach — er war gerade im Handhaben der Kugeln an der Rechenmaschine begriffen — ermunterte er ihn, fortzufahren. Der gute Dorfschulmeister konnte nicht. „Ich habe,“ sagte er, „die Scheu der Hühner, wenn sie Eier legen! Sie suchen sich den dunkelsten Winkel, um ihr Geschäft im Stillen abzuthun.“ Stoff bei Alledem, den Zaghaften gesprächsam zu machen,



gab es genug. Als Nesselborn das Schulhaus verlassen hatte, nahm er einen Eindruck mit, der ihm wohlgethan hatte. „Ihr klagt die Lehrer an,“ sagte er sich, „und vertieft Euch nicht in ihr Gemüth —! Dieser da wollte mit seinem kleinen Lehrapparat und Wissen allein sein. Alle Lehrkunst ist Ausfluß des Gemüths, Ergebnis der Stimmung, der individuellen Persönlichkeit —!“

Dermaßen blieb das Wetter rauh, daß Rienhard nicht versucht sein konnte, die Rückkehr der Ausgeflogenen im Freien abzuwarten. Er begab sich in's Schloß zurück und benutzte die ihm erteilte Erlaubniß, sich in die Sammlungen des Grafen zu begeben, von welchen diejenigen, die nicht aus Gegenständen von Gold oder Silber bestanden, neben dem Bibliothekraum bequem zugänglich waren. Es milberte sich ihm dadurch die Peinlichkeit des Wartens. Er war gespannt, ob in der That seine Gattin ihren Scherz, sie würde ihn abholen, wahr machte. Den Muth, sich den Männern, die sie abholen wollten, anzuschließen, traute er ihr mehr zu, als er wünschen mochte. Das Peinliche lag ihm nicht so sehr darin, daß er dem Grafen gegenüber doppelt drückend hätte fühlen müssen, wie sehr er sich in der Wahl einer Wirthstochter als Lebensgefährtin vergriffen (die Schönheit und eigenthümliche Naturkindsliebenswürdigkeit derselben hatte überall so viel Anklang gefunden, daß er sich längst über diesen ihn etwa treffenden Vorwurf beruhigt fühlte),

es war vielmehr eine andere Besorgniß, die sein Behagen störte. Einmal hatte sich die Gräfin noch nicht blicken lassen. Ihr Erscheinen war für die Mittagsmahlzeit in Aussicht gestellt. Konnte man aber wissen, ob sie kam? Wie peinlich dann, wenn seine Frau nur vom Schloßherrn empfangen war. Und kam die Gräfin wirklich, dann griff die Mohrenkopfstochter, das wußte er schon, mit allen Händen zu, um sich sämmtlicher Freiheiten zu bedienen, die man ihr gestattete. In der Regel durfte sie reden, was sie wollte, Alles stand ihr. Bei Alledem fürchtete er grade heute die seltsamste Begleitung des Interessanten und allgemein Gefallenden, das man seiner Gattin nachrühmte, von einem gewissen Hauch — der Gewöhnlichkeit, nicht blos jener Gewöhnlichkeit, die sich am gestrigen Abend durch die boshaft trockige Anspielung des Jägers auf den Ursprung und die Beziehungen des jungen Geistlichen zum Wirthshause hinlänglich kenntlich gemacht hatte, sondern auch ein Hauch geringer Anschauungen überhaupt, der Lienharbs eigene Erscheinung dann — mitbeschlug und mittrübte.

Als es auf vier Uhr ging, hörte der in den Bücherschätzen des Grafen Vertiefte die geräuschvoll getroffenen Vorbereitungen zum Mittagsmahl. Lienhard erhob sich von einigen alten Büchern, in denen er Nachrichten gefunden hatte, die ihn fesselten. Des Grafen Großvater hatte sich für die Unternehmungen eines preussischen Adligen, des Freiherrn von Rochow

interessirt, der auf seinem Gute Kefahn eine Muster-  
schule, allerdings im Sinne einer jetzt veralteten Er-  
ziehungslehre, errichtet hatte.

Das Anfahren der rückkehrenden Wagen weckte  
ihn aus seinen Träumen und aus manchen Betrachtun-  
gen über die mit Ungebühr verspotteten Schwärmerereien  
der Popszeit.

Als er den Wagen entgegenging, sah er, daß  
deren drei statt zwei zurückkamen. Auch der Medicinal-  
rath kam und fuhr im eigenen Gefährt. Im ersten  
saßen sein Sohn, der Graf und Hedwig, Dienharbs  
Frau. Der dritte fuhr leer.

Der Lärm des Hauses wirkte in der That auf  
die Gebieterin. Sie erschien in gewählter Toilette.  
Die Diener erklärten dem jungen Pfarrer das Schla-  
gen der Flügelthüren, das Rauschen von Gewändern,  
die Verweisung aller Gäste auf den Salon im Mittel-  
bau als die Vorboten des Erscheinens der Gräfin.

Ein mit Marmor, Bronze und Stuck überladener  
Raum nahm die Gäste auf, ehe sie zu Tisch gingen.  
Nesselborn mochte seiner Gattin nicht sofort entgegen-  
treten. Frau Hedwig bezeichnete schon ihr Kommen durch  
eine Lebhaftigkeit und Wortfülle, die ihm vorkam, als  
ließe sie ihn nun völlig überflüssig erscheinen.

Der Saal hatte drei mächtig hohe Fenster, die zu-  
gleich Ausgänge auf einen Balkon bildeten. Nur we-  
nige Augenblicke war hier Dienhard allein. Dann kam  
die Gräfin hinter einer Portiäre von der einen Seite,

zu gleicher Zeit trat durch die Mittelthür die übrige Gesellschaft ein.

Die Gräfin trug die Farben braun, schwarz, gelb, vertheilt an Seide, Sammet und Krepp. Goldene Armbänder, ein goldenes, kleines mit Perlen besetztes Diadem im Haar, gaben ihr ein beinahe fürstliches Aussehen. Sie hielt sich hoch und stolz denen gegenüber, die sie kannte, herablassend den ihr noch fremden, gütig sogar gegen die junge Frau Pfarrerin, die sich übrigens diesen Titel sofort verbat und nur Frau Nachmittagspredigerin genannt werden wollte. Schalkisch und herzzgewinnend war der Ton, wie die leider zu kleine, aber schöne und nur etwas zum Starkwerden neigende Frau sich sogleich einführte, ihren Widerstand gegen die gewaltsame Entführung erzählte, ihre improvisirte Toilette entschuldigte — ganz nur im Vorübergehen vertraulichst ihren Mann grüßte, von Levana an den bösen Papa, den Nachtschwärmer, einen Gruß bestellte — ihr Entzücken über die glänzende Ausstattung des Saales und die Schönheit der Gräfin aussprach und bei Alledem sogar noch Zeit fand, etwas anzudeuten, das sofort ihr Hinstinken in einen Sessel, ihre Erschöpfung und ein gewisses Sichgehenlassen entschuldigte. Die Gräfin hatte sie holdseligst begrüßt. Als sie sah, daß die Nachmittagspredigerin anbeutete, sie wäre in der Erwartung, Levana ein Schwesterchen oder Brüderchen zu geben, wurde sie verlegen und einsylbig. Venhard's feiner Takt bemerkte es sogleich

und nunmehr litt er schon sehr unter dem Naturkinds-  
wesen seiner Frau.

„Wir wohnen in unserm Bruckbach,“ sagte Frau Hedwig, „noch schlimmer als auf dem Lande! Hier wächst das Gras doch nur auf den Wiesen, dort in Bruckbach in den Straßen! Die Störche nisten auf den Schornsteinen am großen Markt und wenn wir nicht ein Kreisoberamt und ein Justizcollegium hätten, so würden wir uns noch Abends in den Straßen mit unserer eigenen Handlaterne Licht verschaffen müssen. Damit sind wir aber noch lange nicht bis zur Einführung der Gasbeleuchtung. Sie, schlimmer Herr Pfeiffer — Sie, ja Sie sollen an allem schuld sein! Wie geht's Ihnen denn —?“

Sie meinte den zum Diner wieder zurückgekommenen Geometer, der noch ihre besondere Begrüßung nicht bekommen hatte. Die Annahme, dieser unschuldige Mann könnte von hier aus über zwanzig Meilen hin in Bruckbach die Gasbeleuchtung einführen oder deren Einführung verhindern, war ein reiner Scherz.

Der Vater des Doctor Staudtner, der Medicinalrath, führte die Gräfin zu Tisch, der Graf die redselige Nachmittagspredigerin, die ihr vieles Sprechen durch den Mangel an Zuhörern entschuldigte, die sie von den geistlichen Functionen ihres Mannes gewohnt wäre. Sie hatte sich in ihr schönstes Kleid, einen Atlasstoff in blau geworfen. Weiße Spitzen garnirten den Ausschnitt und den Brustlag, der einen blen-



denbweißen Hals zeigte. Frau Hedwigs Haar war röthlich blond, lockig und von einer so üppigen Fülle, daß sie nicht zu wissen schien, wohin damit. Da und dort hatte sie es in Flechten und losen Toupets unterzubringen gesucht. Seltamerweise waren ihre Augenbrauen schwarz, wodurch sich ein auffallender Contrast bildete, der Manchen anzog, Anderen unheimlich erschien. Die weißen Zähne und rosigten Lippen waren untadelhaft. Am Mund bildeten sich beim Sprechen eigenthümliche, fast schmollende, unwillkürlich kokette Grübchen am Kinn und an den Wangen. Als Kienhard noch Candidat war, hatte er diese Grübchen als Nestchen der Amoretten besungen.

Im Analysiren dieser anziehenden Schönheit schritt der Medicinalrath mit Gräfin Jadwiga die große Hauptstiege hinunter in den Speisesaal. Die vielleicht zu große Fülle der Nachmittagspredigerin erklärte er aus ihren Anspielungen auf die Störche, worüber die Gräfin erneuert lächelte. Schon wurde die Herrin des Hauses so zerstreut, daß sie erst nach einiger Zeit auf ihre Nachbarschaft aufmerksam wurde, veranlaßt durch ihre Vornamensschwester, die darum bat, soweit als möglich von ihrem Gatten entfernt sitzen zu dürfen. Dieser hatte den Ehrenplatz neben der Herrin erhalten.

Der Medicinalrath und sein Sohn schienen zwei vollkommene Gegensätze zu bilden. Betrachtete sie jedoch ein Seelenkundiger genauer, so erkannte er, daß die Eigenschaften des Sohnes schon, wie man zu sagen

pflegt, latent im Vater schlummerten. Jener war eine hohe wohlbeleibte Gestalt, dieser nur mittelgroß und mager. Jener immer gesprächig, angeregt, ein Liebhaber, wie man bald ersah, des Glases; dieser schweigsam, kalt und mäßig. Jener übersfließend von Artigkeiten, dieser schroff, ja zuweilen grob. Dennoch verstanden sich beide vortrefflich. Der Grund ihres Wesens war bei beiden das Streben nach Gewinn und Herrschaft. Der Vater hatte sich den Medicinalrathstitel durch seine Sommerpraxis erworben, die einem berühmten norddeutschen Bade galt. Dann überließ er als Kreisarzt seine officiellen Verpflichtungen einem ihm von der Regierung zugestandenen Ersatzmann und zog mit jedem ersten Juni in jenes viele Meilen von seinem Wohnorte entlegene Bad, um mit der Mitte des September wieder in seine Winterquartiere zurückzukehren. Die Nachmittagspredigerin weckte die größte Heiterkeit am Tisch und bei Niemand mehr als beim jungen Staudtner, der einmal des Vaters Praxis erben sollte, als sie an eine an den Medicinalrath gerichtete Frage, ob er sich nicht bald den Schneegänsen anschließen würde, die längst nach Norden gezogen wären, eine Schilderung anschloß, die eine dem Leben entnommene Satyre war.

„Auch bei unserem Bruckbach,“ sagte sie, „ist ein solches Bad, ein Schwefelbad, das einen ganz abscheulichen Geruch verbreitet und nicht mehr viel besucht wird. Ein einziger Arzt genügt dafür und dieser kommt dann von unserem Bruckbach. Das ist zum Lachen, wie

dieser Mann auf Patienten wartet! Natürlich ist er selbst der erste Badegast, residirt die Quellen, die Badeanstalten, erläßt die Anzeigen und sorgt für die Zeitungen und Billards im Kurssaal. Alle Jahre giebt's einen neuen Kurssaal-Pächter, weil der frühere immer Bankerott macht. Nun lauert unser Doctor auf leidende Menschheit. Jeden Morgen steckt er die Nase in die Hotels, ob Jemand angekommen. Ist die Post fällig, so macht er seinen Spaziergang am Posthofs und schielt auf die Passagiere, die aussteigen. Sieht er die Promenaden von zwei Menschen wimmeln, Menschen, die er nicht unterzubringen weiß, so geräth er in die größte Aufregung, schneidet ihnen den Weg ab, grüßt sie und erkundigt sich hinter ihrem Rücken, ob es Kurgäste oder bloße Passanten wären. Hat er endlich ein Duzend Namen zusammen, so wird eine Kurliste in die Zeitungen geschickt. Der Mann dauert mich! Studiert zu haben und sich sein Brod so sauer verdienen zu müssen, da doch lieber Steine klopfen —!“

Das heftige Lachen des jungen Staudtner über diese Schilderung war eigentlich Bosheit gegen seinen eigenen Vater. Ohne Zweifel mußte sich dieser getroffen fühlen. Doch vergab er ihm wie der schönen Sprecherin den Spott. Das Gemeinsame der beiden Staudtner's war das Geltendmachen aller erlaubten Hilfsmittel, um sich in einer Welt, wie die unsere nun einmal ist, behaupten zu können. Ueber den zu lachen, der den Schaden hat, gehört zu den Hauptartikeln der Lehre vom Erfolg.

Lienhard Nesselborn schien eine reinere, edlere Natur zu sein. Ihm war jedes heftige Sichschütten vor Lachen fremd. Es lag ein Druck auf seinem Gemüth, ein stilles Leiden in seinem Auge, das ihn der Gräfin sympathisch machte. Sie wich dem ärztlichen Thema aus, hörte nicht auf die Nebseligkeit der schönen Blondine mit den schwarzen Augenbrauen und ermunterte ihren Nachbar zur Rechten (zur Linken saß der Medicinalrath), von den Eindrücken zu berichten, die er beim Pfarrer und beim Schulmeister empfangen. Er hatte von seinen Besuchen gesprochen.

Auf die jeweiligen „Sieh! Sieh!“ oder „Ei! Ei!“ oder „Das ist erfreulich!“ womit sie die zurückhaltenden Mittheilungen ihres Nachbarn unterbrach, folgte von Seiten ihres Gatten ein erneuerter Protest gegen die moderne Lehrerwelt.

„Sie, mein theurer Herr Pfarrer,“ rief er über den ganzen Tisch hinüber, „verwechseln die ideale Stimmung, die Sie persönlich, von Ihrem gebildeten Standpunkte aus, über die Aufgaben des Unterrichts, die Ziele aller Volksbildung, haben dürfen, mit den Ansprüchen, die von Schulzüchtern erhoben werden, die aus dem untersten Volk, meist aus Handwerkern oder Bauerhinterfassen, ihren Ursprung nehmen. Das geringe Wissen, das sich diese Menschen aneignen, erfüllt sie mit einem maßlosen Dünkel. Da wir Nicht-Schulzüchter allerdings über die ersten Anfangsgründe unseres Wissens hinaus sind, ja immerhin in Ver-

legenheit kommen würden, wenn man uns in manchen Details des Elementar-Unterrichts, in unregelmäßigen Zeitwörtern, Rechnen mit Brüchen, ja sogar in den verschiedenen Pflanzengattungen examiniren wollte, so halten diese Menschen ihr in sich geordnetes, aber sehr kurzes Wissen für die Quelle aller Weisheit und sich selbst für die eigentlichen Priester und Propheten der Menschheit. Ich muß wahrhaftig lachen, wie man noch immer auf der Bühne die Schulmeister schildert! Man mache doch nur einmal, wie ich in meiner Beamten-carrière, die nähere Bekanntschaft mit diesen Menschheitsverbesserern, die ihr bißchen Wissen, ihre Lehrgangsdressur höher stellen, als das Wissen der Gymnasien und Universitäten! Ein auf der Bühne richtig geschilderter Schulmeister müßte jetzt ein Phantast, ein unausstehlicher Rechthaber sein, etwa wie Rokebue seiner Zeit die Naturphilosophen schilderte. Aus einer einzelnen einseitigen Virtuosität, die sich ein solcher Mensch im Seminar angeeignet hat, der Eine im Rechnen, der Andere im Geigenspielen, der Dritte im uerschröckenen lauten Alleinreden, nehmen sie eine Verantassung zu maßlosem Dünkel her. Ist nicht jetzt auch schon der Schulmeister auf dem Lande der eigentliche Tribun und Aufwiegler?"

Schärfere Anklagen konnten kaum ausgesprochen werden. Der Medicinalrath schien sie zu unterstützen und zu theilen. Kesselborn glühte. Die Kräfte seiner Selbstbeherrschung schienen nicht länger vorhalten zu wollen.

Seine Gattin aber beugte dem Ausbruch vor. Sie zog die Lacher auf ihre Seite und that es gerade dadurch zumeist, daß sie die zornige Rede des Grafen auf ihren Mann und auf sich bezog. „Ja, wir stud Schulmeister!“ rief sie. „Wenn es nach mir ginge, müßte mein Mann seinen schwarzen Nachmittagsstalar ganz an den Nagel hängen, seinen schwarzen Sammethut und die Bäckchen auch noch dazu. Die stehen ihm nämlich gar nicht. Dann legten wir eine Erziehungsanstalt an, wie die war, worin ich selbst erzogen bin. Eine Gräfin wollte mein Vater nicht aus mir machen, aber zum Mindesten eine Frau Medicinalrätthin — nicht wahr, Heinrich?“

Die letztere Anrede galt dem jungen Staudtner und erregte ein allgemeines Lachen, da der Ton des Vortrags in der That die Schalkheit selbst war. Flüsternd, doch so, daß es Alle hören konnten, sprach sie:

„Das war nämlich mein erster Courmacher! Er hatte es bequem! Er wohnte in unserer Nachbarschaft! Sonst würde er sich nicht drum gerührt haben —“

Das Lachen steigerte sich; denn gerade das Phlegma und die Bequemlichkeit des jungen Staudtner galten für erwiesen.

„Da brachte der Heinrich aber von der Universität den Rienhard Nesselborn mit,“ fuhr sie fort, „der — doch ich komme von meiner Anstalt ab — nicht von der, die wir erst anlegen wollen, sondern von der, wo ich, daß Gott erbarm'! — zur Frau

Nachmittagspredigerin dressirt worden bli. Nun gut. Das ist eine Anstalt gewesen für Mädchen. Wir wurden, unsererer Hundertundzwanzig, darin erzogen, wie die Blumen auf dem Felde wachsen, namentlich die wilden Hyacinthen. Nicht in geregelten Gärten, nicht in Töpfen, nicht in umgekehrten altmodischen Champagnergläsern, die mit grüngewordenem Wasser ewig am Fenster stehen — nein —“

Den Champagner servirte man bereits in mattröthen großen Kelchen. In ihre Rede hinein bezeichnete sie diese Kelche als „zart wie Biscuit“, worüber der Faden ihres Vortrags abriß. Der Graf gab den Ton dafür an, sie auf hundert Dinge zugleich zu bringen. Ueber jede Naivetät der jungen Frau plagte er wie über die Einfälle eines privilegierten Hauswursten mit Lachen heraus.

Frau Hedwig schilderte den Hyacinthenflor ihrer ehemaligen Wittgenossen, die gleichmäßige Tracht der jungen Mädchen, ihre Spaziergänge, ihre regellos angelegten Stunden, ihren wechselseitigen Unterricht, der die Kosten des Instituts erleichtern, Lehrer und Lehrerinnen sparen und den Preis der Pension selbst niedrig stellen sollte. Vor allem rühmte sie die Führerin der Pension, eine energische junge Frau, die ihren Mann zum Dekonomen der Anstalt gemacht hätte, während sie allein das geistige Ruder führte. Sie hätte unterrichtet, correspondirt, wäre alles in Allem gewesen, während der Mann die Einkäufe auf dem

Markt besorgt und für die Ersparung beim Verbrauch von Holz, Licht und Kartoffeln gesorgt hätte. „Ich versichere Sie,“ so schloß Frau Hedwig — „es ist manches gute Korn in unserem Gedächtniß sitzen geblieben, trotzdem daß wir nur drei Lehrer in der Anstalt hatten, die aber auch nur ab und zu gingen. Examiniren Sie mich einmal! So gut wie Einer weiß ich, daß Columbus Amerika entdeckt hat und ein gewisser Franz Drake die Kartoffeln nach Europa brachte!“

„Von wem ist Japan zum Christenthum bekehrt worden?“ fragte der Graf und stellte sich, als wollte er's mit dem Examiniren ernst nehmen.

„Ja,“ antwortete die junge Frau, „wenn Sie so fragen, Herr Graf, dann jagen Sie mir einen japanischen Schrecken ein —!“

Als man über ihr mit Absicht gemachtes Wortspiel zu lachen aufgehört hatte, setzte sie hinzu:

„Von China aber weiß ich, daß es mit einer großen Mauer umgeben ist.“

Die Gräfin horchte nur immer und lächelte. Sie fand sich in die Weise Jedes der Anwesenden, nur heute nicht in die ihres Mannes. An diesem erschien ihr gradezu alles unausstehlich. Jede seiner Fragen, jeder der feinsollenden Wiße, jeder seiner heftigen Rachausbrüche, die selbst Rienhard Nesselborn, ihren Nachbar, zu verletzen schienen, ließ sie verstummen, wenn sie auch hätte reden wollen. Und Rienhard saß selbst gedrückt und vermied sogar den Blick seiner mit



so gewagtem Frohmuth dominirenden Frau. Er wußte, wenn er ihr einen Blick zuwarf, der sie zur Mäßigung mahnen sollte, so verfehlte er erst recht seine Absicht. Sie rebete ihn dann unmittelbar an und verrieth sogleich, daß er ihr gleichsam einen Denktettel gegeben. „Mein Mann hält mir eine vorläufige Gardinenpredigt.“

Salbungsvolle Vortragsweise, eine völlige Ausglättung aller seiner, übrigens noch frischen und rundgeformten Gesichtszüge unterstützte die Absicht des Medicinalraths, dem Grafen über die pädagogischen Antipathieen Recht zu geben und zu gleicher Zeit den Erziehungsschwärmer Nesselborn zu versöhnen. Dies Choralsprechen des Vaters, wie es der junge Staubner nannte, erreichte nicht selten die Oberhand.

„Man sollte unseren Pädagogen,“ sagte er, „nachdrücklich zu Gemüth führen, daß es sich in der That nicht mehr darum handelt, blos Menschen zu bilden für eine einsame Insel in der Südsee, für ein Artabien, das es gar nicht giebt. Menschenerziehung —! Lieber Himmel, wir sind Deutsche, wir sind Deutsche des neunzehnten Jahrhunderts, sind Handwerker, Kaufleute, Officiere, Gelehrte — wir haben eine so streng bezeichnete Aufgabe im Leben zu lösen, daß wir nur Zeit verlieren — und was ist Zeit jetzt für ein kostspieliger Artikel! — wenn wir dem Erzieher Raum geben, sich durch Philosophiren und ewiges Verallgemeinern in Widerspruch mit den gegebenen Verhältnissen zu setzen. Indessen —“

Der Graf schnitt den beabsichtigten zweiten Theil dieser Rede, den versöhnenden für Nesselborn, ab. „Ja, für die Stände, für die einzelnen Lebensstellungen,“ rief er, „sollte unmittelbar erzogen werden! Die Verallgemeinerung darf nicht zurückgehen bis auf den Menschen, der nur ein bloßer Begriff ist, ein Findling, ein Ausgesetzter der Wüste, der, wenn er die Schule verläßt, nicht weiß, was er im Leben beginnen soll! Wenn ich nicht irre, hat das jener andere Schweizer, der Herr von Fellenberg, vor Ihrem Heinrich Pestalozzi voraus, Herr Doctor, daß er an die Gesellschaft anknüpfte, wie sie einmal ist! Herr von Fellenberg mischte nicht Bauern und Barone, nicht künftige Landwirth und Kaufleute, Russen und Engländer zusammen, sondern trug dem künftigen Beruf seiner Zöglinge, ihrer elterlichen Lebensstellung Rechnung, erzog also nicht Menschen für ein Paradies, sondern Menschen für unsere Welt und unsere Epoche.“

Von Nesselborn erwartete man allgemein jetzt eine Antwort. Selbst für Frau Hedwig wurde ihr Mann beinahe zu zahm. Dieser sah jetzt nur auf den Wirthschafts-Inspektor, der eine eigene Art hatte, sich gleichsam jeder Aeußerung, die man gethan, am Schluß derselben, wie seines Eigenthums, zu bemächtigen. Noch ehe Jemand mit seinem Vortrag fertig war, schnitt Herr Anbelang ihn ab und fiel mit einem „Sehr richtig!“ oder mit dem Schlußgedanken der Worte, die gesprochen, ein, ehe der Sprechende noch

zu Ende war. So hatte er auch jetzt, wo der berühmte Landwirth Fellenberg genannt worden war, zwar nicht vor dem Grafen schon vorausgesagt: „für unsere Welt und unsere Epoche —“ aber etwas Aehnliches. Sah in einem solchen Falle alles zu ihm hinüber und erwartete die Rundgebung auch seiner Meinung, so blieb er die Leistung des Erwarteten schuldig, worüber regelmäßig eine peinliche Lücke entstand.

Als diesmal diese Pause vorüber war und der Pfarrer dem Inspektor Zeit gelassen hatte, sich auch seinerseits zu äußern, von welcher Erlaubniß jedoch dieser keinen Gebrauch machte, begann endlich der Gatte der Frau Hedwig:

„Abkürzung des Bildungsganges —! Wahrlich ein Ruf, der wie Posaumenton über alle Länder dahinfährt, über die volkreichen Städte, die brausenden Maschinen, die dampfenden Schöte, das Ameisengewimmel, Abbild unsres ganzen jetzigen Erdenlebens innerhalb unserer Culturgrenzen —! Mit dieser Abkürzung, mit diesem: Was ersparst Du uns? Was können wir Fertiges von Dir, ungeprüft, ununtersucht, so sicher entgegennehmen, wie im Fabrikleben der Arbeiter des dritten Stabiums der Rohstoffbearbeitung die Ergebnisse des zweiten entgegennimmt — ich sage, mit dieser Abkürzung und Theilung der geistigen Arbeit die wahre Aufgabe aller Bildung, die Darstellung eines dem höheren Zweck alles Erdenlebens

entsprechenden Menschen, die Wahrheit der sittlichen Freiheit zu verbinden, das ist eine unendlich schwere Aufgabe. Aber sie muß gelöst werden. Zwischen den Gängen eines Mittagsmahls jedoch ist davon nicht zu sprechen —“

„Ist davon —“ Diesmal blieb Herrn Anbelang das abschneidende Einfallen im Munde stecken. Er hatte im Vorwegnehmen der Rede des Sprechers schon an jener Stelle, wo Kesselborn mit den Worten „eines Mittagsmahls“ fertig war, die kleine Pause des diesem nöthig gewordenen Athemholens benutzt, um dem Gedanken sein Punktum zu geben; da aber begriff er erst, welche grobe Ablehnung darin für den Grafen lag.

Zum Glück fiel Frau Hedwig parodirend ein:

„Nein, nicht bei einem so kostbaren Salat! Um diese Zeit! Das kommt aus Ihren Treibhäusern?“ Und um die heitere Stimmung, die sie mit ihrem Wort hervorgebracht, festzuhalten, fügte sie hinzu: „Bekommt Levana einen Bruder, so bilden wir ihn so gleich zum Supernumerar-Lazareth-Assistenten aus —!“

In diesem Scherz lag zugleich eine Anspielung auf den jungen Staudtner, der als Arzt nur noch wenig verdienen mochte. Jetzt rührte sich aber auch dieser.

„Nein,“ sagte er, „das wird wieder eine Tochter! Und diese soll dann meine Frau werden! Levana ist schon zu alt für mich. Bis zur Heirathsfähigkeit Ihrer — nun, wie soll sie heißen —?“

Es wurden Namen vorgeschlagen.

„Frau Professor Gottsched!“ rief der Graf auf diese gewagten Scherze eingehend und sie noch erweiternd. „Aber wie hieß die doch?“

„Abelgunde!“ sagte Lienhard ruhig.

„Abelgunde!“ wiederholte der Graf und gab, indem er mit dem Glase aufstand, das Zeichen zum Anklingenlassen der übrigen Gläser auf die Hoffnung seiner Nachbarin, die verlegen niederblickte und unter den langen Wimpern ihrer vor Erregung blitzenden Augen zur Gräfin hinüberlugte, von welcher sie fürchtete, sie würde von all dem Durcheinander unangenehm berührt.

Und in der That, Jadwiga saß auf glühenden Kohlen. Niemand blickte herzlich auf sie hin, alle vermieden, ihr wehe zu thun. Sie aber glaubte im Gegentheil, Aller Blicke durchbohrten sie. Sie glaubte himmelhoch in leerer Luft zu schweben und suchte nach Anhalt und sank in ihren Phantasieen immer tiefer abwärts. Was redete man da so offen von Frauenhoffnungen, von erwarteten Söhnen und Töchtern? Sie kämpfte mit sich, ob sie nicht sofort vom Tisch auffpringen sollte, und sann über eine Ausrede nach, die entschuldigete, wenn sie es that. Aber erhob sie sich, dann erbehte sie, daß gerade die Flucht auffallen würde. Und der Medicinalrath — wie indiscret waren seine Blicke, wie verfänglich seine Fragen —! So eingepfercht leben zu müssen in Voraussetzungen, die Jeder wie die einfachsten Ansätze eines Rechenexem-

pels zusammenzieht —! So sein müssen, so sein sollen, wie diese Menschen sich's alle denken —! Und schrecklicher noch, so wirklich sein, wie sie denken, so ihnen Recht geben zu müssen —! Was ist doch der Mensch eine Maschine —! Esse ich hier —? Was, ich weiß es nicht. Führe ich die Gabel, das Messer —? Ich lebe meilenweit von hier, ich rede und ich weiß nicht worüber —! Sehen sie Dir's denn an, daß Du Dich vor Welt und Menschen versteckst — ja vor Gott, vor den Gesetzen der Natur versteckst —! Armste. —! Und wenn Du die Kraft in Deinem Arm fühltest, Berge zu versetzen, wenn Du Meere abdämmen, Ströme in ihrem Lauf hindern zu können glaubst, Du kannst keine Knospe hindern, aufzubrechen, kein Blatt in seiner Entfaltung hemmen —! Das ist, wie die Sonne den Schnee schmilzt, wie die Wärme belebt, wie die Kälte erstarren macht, wie ein Stein im Wasser untersinken muß —! Alles um sie her feierte den Triumph des Lebens und was lebendig blühe und gewette — sie dagegen stieß mechanisch an die Gläser an, lächelte holdselig und opferte dem Tode.

Der Medicinalrath war ein Diplomat. Dem gräßlichen Paar fehlte das Band der Kinder. Er verweilte bei einer „Abelgunde“ nur so lange, bis er genügend sein literar-historisches Wissen über die gelehrte Demoiselle Kulmus, Frau Gottsched, erschöpft hatte und über die Perrücken und Böpfe der lateinischen Schulen hinweg rasch beim Rector eines benachbarten Gym-

naßiums angekommen war und den Deckel von einem Schatz von Anekdoten abgenommen hatte, die über diesen Orbilius, wie er ihn nannte, und dessen Zerstretheit in Umlauf waren. Jeder gab noch einen neuen Beitrag hinzu und Rienhard meinte:

„Da scheint es doch, als wenn die Jugendseele der Forelle gleicht, die nicht im stillen Wasser leben kann, nicht im Teich dahin zu schiefen vermag mit ihrer behenden Zierlichkeit; sie muß Strudel und Klippen, Steingeröll und Hindernisse haben; das erst weckt und stärkt ihre elastische Kraft —! Die Jugend wird bedeutend, selbst wenn man mit ihr verfehlte Experimente macht. Der Mensch wird dann die reife Frucht; Wissen und Können ist ja nur die Blüthe, das Blatt und die Wurzel —“

Kurz vor Beendigung des Mahls besiel den Grafen eine ihn selten überkommende humoristische Laune. Sonst war er mathematisch regelmäßig in seinen Unternehmungen, heldenhast trocken in seinen Behauptungen, umständlich streng in seinen Erwägungen. Heute machte ihn die junge Nachmittagspredigerin und deren Natürlichkeit zur Ausnahme von sich selbst. Aus einem Geist sprach er heute, der nicht der seinige war. Er handelte nach fremden Motiven. Der Diener Franz flüsterte ihm, als er wiederholt nach Wülfing gefragt hatte, zu, schon hätte sich ein fremder Jäger gemeldet; er sähe zwar abgerissen aus, doch schiene er handfest und jagdtüchtig zu sein. Herrschaftliche Die-

ner pflegen dem Jäger in einem vornehmen Hause die Initiative für alles zu überlassen, was schwer fällt.

Die Nachmittagspredigerin wußte, weshalb am Abend vorher die gewaltthätige Scene mit einem Mitgliede der Dienerschaft des Hauses stattgefunden hatte. Man hatte es ihr auf der Herfahrt erzählt. Sie konnte es verstehen, warum der Graf sagte, seine Diener sollten Respect vor seinen Freunden und Hausgenossen bekommen, und darauf den Befehl ertheilte, der neu sich meldende Jäger sollte sofort im Saale eintreten und sich in Gegenwart seiner Gäste examiniren lassen. Seine Fragen, woher er käme, wie er hieße, wo er früher gestanden hätte, sollte er hier am Tisch beantworten.

Da in diesem Augenblick alles auf die Lippen der Gräfin sehen mußte, ob diese ihre Zustimmung zu diesem von ersichtlicher Weinlaune hervorgerufenen Befehl geben würde, so mußte man bemerken, daß ihre Lippen bebten und die stolze Frau wie eine Bildsäule dasaß.

„Wir wollen uns nicht umsonst mit Volks-  
erziehung beschäftigt haben — der Neuling kann so-  
gleich die Gründe kennen lernen, warum sein Vor-  
gänger entlassen wurde! Kommt Wülfling zurück, so  
soll seine Strafe die sein, Jemand noch neben sich  
dulden zu müssen —! Wir entlassen Wülfling nicht.  
Zur Jagdzeit können wir zwei Jäger brauchen. Nicht  
wahr, Jadwiga —?“

Der Graf redete mit seiner Frau, ohne deren



Antwort abzuwarten. Sofort sprach er weiter und jetzt nur mit Franz und zur Thür hingewendet. Er sah nicht, wie alle Gäste voll Verlegenheit dreinschauten. Keiner wußte, ob die halbgeöffneten Lippen und die Marmorblässe der Gräfin Befremden über etwas Ungeziemendes an sich oder über eine zuweitgetriebene Galanterie für seine Nachbarin ausdrücken sollten, für die Tochter eines Hauses, wo Lienhard Nesselborn, wie sich der entlaufene Jäger ausgedrückt haben sollte, wohl gelernt haben würde, sich selbst zu bedienen.

Darüber machte nun Franz schon Anstalten, den Höhepunkt der Tafel, eine Belustigung für die Herrschaften herbeizuführen — was konnte einen solchen stolzen Jäger mit dem dreieckigen Federhut, dem silbergestickten Wandelier, den silbernen Treffen auf seiner grünen Livree vor den übrigen Bedienten sogleich zahmer machen, als so von der Landstraße her in die Herrlichkeit eines gräßlichen Tafelzimmers eingeführt zu werden, Gegenstand des Lachens, des Spottens, der Demüthigung, ein reines Dessertvergügen — ?

Schon hörte man derb auftretende Schritte sich nähern und sah den zweiten Diener in die eine der geöffneten Thüren hinauswinken — —

Da erhebt sich plötzlich die Gräfin und geht einer entgegengesetzten Thür zu. Sie hat ihr Taschentuch an's Gesicht gedrückt. So schnell, so krampfhaft hastig, als wenn sie ein Nasenbluten befallen hätte;

und doch nicht schnell genug, daß nicht der junge Staudtner und ihre Namensschwester, Frau Hedwig, ihr nachgesprungen wären, um ihr beizustehen.

„Bitte, bitte — bleiben Sie — einen Moment — ich komme sogleich zurück —!“

Damit verschwand Jadwiga. Ein Nasenbluten, das hatten die Beiständigen gesehen, war nicht die Ursache der jähen Flucht.

Der Graf deutete sich die hastige Entfernung als eine Kundgebung der Unzufriedenheit mit seinen heute einmal ausnahmsweise beliebten demokratischen Gelüsten. Gerade deshalb, weil er heute früh verlangt hatte, daß sich seine Gattin in die Ausnahmen ebenso leicht finden sollte, wie in die Regeln, blieb er passiv, beruhigte die Gesellschaft und nöthigte sie, selbst da noch behaglich am Tisch sitzen zu bleiben, als die Gräfin sagen ließ, sie bäte ihres andauernden Unwohlseins wegen um Entschuldigung, doch sollten sich die Gäste durch nichts stören lassen.

Der Medicinalrath machte ein pfißiges Gesicht. Er suchte die Augen des Grafen, um diesem etwas, was sich laut nicht gut aussprechen ließ, aus den feintigen zuzublinzeln.

## Fünftes Kapitel.

---

Auf ihrem Zimmer hatte Gräfin Jadviga bald erfahren, daß das Examen des Jägers Hennenhöft zu seinem Nachtheil ausgefallen war.

Die durch ihr plötzliches Verlassen der Tafel gestörte gute Laune ihres Gatten hatte dessen kritische Schärfe gesteigert.

Man berichtete ihr, daß sich der fecke Nimrodssohn als einen alten Kameraden Wülfings angekündigt hätte, ohne darum Anstand zu nehmen, seinen alten Freund aus seiner Stellung, die dieser vielleicht nur zeitweilig, aus Schaam oder aus Trotz, verlassen hatte, verdrängen zu wollen. Dreist und frech hatte Hennenhöft im Schlosse, im Hofe, im Garten und dann sogar im Speisesaal unter den Gästen sich umgeblickt, hatte die an ihn gerichteten Fragen mit erschütterlicher Ruhmredigkeit beantwortet und war zuletzt vom Grafen ohne Angabe weiterer Gründe abgewiesen worden. Jadviga hatte die Beruhigung, noch selbst den Aufdringling vom unbeobachteten Fenster aus mit einer höhnischen und aus Wuth schadenfrohen Ge-

behrde das Schloßportal durchschreiten und zum Dorf hinuntersteigen zu sehen.

Damit wurde aber die Last, die auf ihrem Herzen lag, nicht leichter. Es rangen Entschlüsse in ihr nach einem endlichen Abschluß. Doch nach allen Seiten hin führten diese auf die Wege des Verbrechens. Sie sah für Jedes, was sie etwa beschloß, vollkommen die strafende Nemesis voraus, sie sah sogar die ernste Gestalt der irdischen Gerechtigkeit mit der Waage in der Hand und mit dem Schwerte, aber ihre Gedanken haften nur am Wie? der Ausführung, am Vorzug des einen Auswegs vor dem andern. Die mit dem Glück des Reichthums begabten Menschen und die in der Stufenleiter der Gesellschaft Bevorzugten glauben, daß die Gesetze nur für den geringen Mann gegeben sind.

Schon senkte sich die abendliche Dämmerung herab auf die längliche Thal-Mulde, in deren Mitte sich, von freundlichen Anlagen umgeben, aus Feldern, Obstanlagen und zerstreuten dichten Gehölzen Schloß Wildenschwert erhob. Der wolkenbedeckte graue Himmel that das Uebrige, um zeitig die Nacht hereinbrechen zu lassen. Der Sturm aus Nordwest, der den ganzen Tag über gewüthet hatte, mit dem Wachsen, Drängen und Reimen des Frühlings im vollsten Widerspruch, hatte die düstern Vorhänge des Himmels nicht zerreißen können. Nur beim Sinken trat die Sonne, die hinter den Wolken ihren gewohnten Weg

genommen, am Rande des Horizonts noch einmal hervor und warf einen Scheideblick, blutigroth, unheimlich die Wetterfahne auf der Spitze der Kirche und die hohen Fenster des Schlosses beleuchtend, von den dunkelviolett gewordenen Rändern der Anhöhen herüber.

Die in sich selbst schmerzlich getheilte, das Böseste brütende Frau fühlte sich sogar durch diesen letzten Abendrothschein ermunternd aufgeregt. Die Fensterscheiben glühten. Sie öffnete ihr Schlafgemach, das nach dem Park hinauslag. Die Wipfel der vom Sturmwind gepeitschten Ulmen standen wie im Feuer. Ihr hob sich die Brust dabei wie vor seligem Entzücken. Denn das war dieselbe Beleuchtung, wie sie vor einigen Monaten geschehen hatte, als sie in der Residenz von Otto von Fernau in die Oper begleitet wurde — dabei zu Fuß gegangen war — der Wagen rollte langsam hinter ihnen her. Sie waren aus dem großen, vor dem Thor befindlichen englischen Garten gekommen, wo sie die lästige Zeugenschaft der Diener nicht gehindert hatte, sich auszusprechen, wie sie fühlten. Jetzt schritten sie über die berühmten Boulevards, deren Mitte den Fußwandelnden gehört, dahin; rechts und links brauste das Gemühl von Rossen und Wagen. Damals schien völlig ebenso die Sonne durch die Bogen eines majestätischen Thores und blickte bis hinüber auf eine Fülle der herrlichsten Tempel und Paläste, vergoldete die Inschriften, die auf ihnen Apollo und die Musen, Mars und seine Krie-

ger feierten. Wohl hatten damals die Bäume kahl gestanden, der Winter hätte sich jeden Augenblick in seiner ganzen Strenge wieder einstellen können, aber in ihnen selbst blühte es wie ewiger Frühling, wie der sinnberauschende, wonnige Sünden . . .

Die Erinnerung an den Mann, der sie zum erstenmal mit dem bestrickenden Gefühl, einem Manne gegenüber ein Weib zu sein, ein Weib der Liebe und Hingebungsbedürftigkeit, zu erfüllen und zu beleben vermocht hatte, trieb sie jetzt hinunter unter das schwankende Dach der erst halbbelaubten Bäume. Von den Gästen konnte sie da Niemand sehen. Noch hörte sie nicht die Wagen vorfahren, die diese nach ihren verschiedenen Wohnorten zurückbringen sollten.

Wie mußte der Gärtner den Kopf schütteln, der seine Herrin da so halb entblößten Hauptes, nur mit einem Zipfeltuch bedeckt, durch die rauschenden Alleen hinschreiten sieht —! Einen großen rothen Shawl preßt sie um ihre Schultern. Wie ein Meer wogt und rauscht es über ihr. Und ebenso schaukelt sich ihr Herz. Da muß denn wohl desto sicherer der Fuß auftreten und trotzig schreitet sie dahin über die feuchten, hier mit künstlichen Felsgesteinen und Farrenkräutern, dort mit niedrigem Drahtgitter eingefassten Wege. Im zunehmenden Dunkel schimmern geisterhafte Birken. Jadviga's Phantasie sieht die Zweige sich beleben. Sie weicht ihnen aus. Nun verirrt sie sich auf eine Erhöhung, wo durch

Schleusen ein kleiner See gehemmt wird, um mit desto größerer Fülle an einer andern Stelle als Wasserfall niederzustürzen, dann wieder aufzuschäumen mit mächtigem Gischt, sich durch künstlich zusammengelegte Felsen den Weg zu bahnen. Sinnend steht sie über der Tiefe und grübelt über — ewige Vernichtung.

Aber nicht an Selbstvernichtung wollte sie denken, wenn auch an Zerstörung. Sie wollte besitzen, erreichen, was sie suchte, aber wegstoßen, was sie an Erreichung ihres Zieles hinderte. Aber sie sah sich — o schrecklich! gefangen in sich selbst, bedingt durch sich selbst, abhängig von Einflüssen, die sie nicht abwenden konnte, mochte sie auch rütteln am eisernen Thor der Nothwendigkeit, soviel sie wollte. Wie sollte sie diesen Bann brechen? Wie Menschen finden, die ihr zu thun ermöglichten, was sie zu thun schon entschlossen war? Sie wollte die Trennung von ihrem Mann. Sie wollte die Gattin Fernau's werden. Aber sie wollte königlich, feenhaft, mit dem ganzen Füllhorn ihrer Besitztümer in das Leben des Heißgeliebten eintreten. Entzückte sie auch das Bewußtsein, ihm nichts zuzubringen und darzubieten, als sich selbst — der Gedanke machte sie zittern; er sah wie eine Prüfung Otto's aus. Sie selbst hätte entbehren können — wie aber dann Fernau, wenn —? Nein, nein, wozu grübeln —! Wozu Versuchungen anstellen —! Warum nicht den Geliebten in ein goldenes Dasein, in weiche, wie von Zauberhänden geschaffene Lebens-

lagen einführen? Otto von Fernau sollte an ihrer Seite nicht wie ein Gott der Erde schwelgen —? Er, der so malerisch hingegossen in der Loge des ersten Ranges, die Arme verschränkt, so sicher zu den Sitzen des Königs und der Prinzen hinüberlorgnettiren konnte, wer verdiente so eine hervorragende Stellung, zu welcher das „Talent zum Glück“ eben Otto mehr als Graf Wildenschwert besaß —? Ihr Gatte mit seiner albernen Verschwendung auf Bauten, Sammlungen, Wirthschaftsreformen, Experimente aller Art —! Wichtigkeiten für sie, Phantastereien, denen auch sie — sich opfern lassen sollte? Opfern durch — das Kind, dessen Wachsthum sie unter ihrem Herzen fühlte —?

An eine düstere Tanne mit langen Hängewipfeln lehnte sie sich und starrte in die Nacht. Sie grübelte —: Diesem Kinde zu Gefallen sollst Du Deine Juwelen, Deine goldenen Spangen, Deinen Hermelinmantel von Purpursammet, der Dir so majestätisch stehen soll, Deine Karossen, die glänzenden Livreen Deiner Diener, den Besitz eines Palastes, den Fernau's Phantasie in der Residenz erfinden und bauen lassen wird — hinwerfen auf die gräßliche Wiege —? Von ihrem eigenen Vater war für ihre Zukunft nichts mehr zu erwarten. Der Commerzienrath Freiherr Wolmer von Wolmerode war in die Hand einer ehrgeizigen Familie gerathen, die für jedes Jahr, das er älter gewesen, als die schöne Freiin Salbern zum Ottenfels (und deren waren beinahe dreißig), die höchste Summe hatte



anrechnen und testiren lassen, die sich nur erschwingen ließ bei so viel Zärtlichkeit, wie sie der greise Herr zur Schau trug. Diese Zärtlichkeit — wie ergrimmt war Jadwiga auf sie —! Sollten diese Summen seine unverwüßliche Jugend beweisen, seine Fähigkeit, noch lieben zu können? Er bewies diese Fähigkeit durch die schwächste Hingebung an die Launen und die raffinirten Veranstaltungen seiner jungen Frau. Obschon der Vater jetzt nicht mehr eigentlich arbeitete, so war doch von den „Errungenschaften“ dieser zweiten Ehe die Rede —! Man sagte, daß schon jetzt aus dem Besitz des Vaters große Summen, manche mit seiner eigenen Zustimmung, verschwanden, um für seine einstige Wittve in Sicherheit gebracht zu werden. Mittel und Wege zur Bereicherung, die vielleicht ihre junge Stiefmutter selbst nicht kannte, gaben ihre Verwandte an. Jadwiga wollte sich ihr Vermögen sichern um jeden Preis. Sie brütete über einen Betrug ihres Gatten und — der Natur.

Wie sie sich aus den eisernen, vom Urbeginn der Schöpfung geschmiedeten Fesseln der Naturnothwendigkeit loswinden konnte, das war ihre Sorge. Um sie her am Wege lauerte der Mord. Der Dolch des Macbeth, der in den Lüften schwebende, zog und zog auch sie und schmeichelte ihr mit wunderbarer Ueberredung. Noch schauderte sie vor den gräßlichen Bildern der Möglichkeiten zurück. Selbst vor dem Bilde jenes subtilen Mordes, der sein Opfer nicht mit blutigen

Händen erstickt, nicht auf ein Messer hinzustürzen, auf eine zu leerende Giftphiole taumeln läßt, sondern durch Hunger, Entbehrung, Verwahrlosung tödtet. Ergriffen sie diese Bilder, so wehte ihr der Sturm dazu das Tuch vom Scheitel und lockerte ihr Haar, so daß es schwankte wie die Blüthenrispen, die an der Einfriedigung des Parks von den Haselnußstäuden herrniederhingen. In solchem Grade war ihr ganzes Ich herausgetreten aus ihr selbst. Ja sie sah sich verkörpert wie eine Matrone mit gelben Runzeln, lauernd dahinschleichend, ängstlich um sich blickend. Sie mußte stehen bleiben, den nächsten Baumstamm festhalten und vor sich himurmeln: Nur das nicht —! Sie richtete ihren Blick gen Himmel.

Der Himmel kleidete sich in Nacht und hatte vor sein geschlossenes Zelt nicht einen einzigen Stern als Wächter gestellt. Wie denn aber anders —? flüsterten wispernde Geisterstimmen um sie her. Für das, was sie vorhatte — nein! nicht offenen Mord, nein! nicht Selbstzerstörung — wohl aber — Verbergen ihrer Mutterhoffnung, heimliche Niederkunft, Beseitigung des Kindes, das ihr und ihrem künftigen Gatten und ihren künftigen Kindern ihr eingebrachtes großes, eine Million übersteigendes Vermögen erhielt — dazu bedurfte sie eines entschlossenen Beistands. Ohne Freunde, ohne Vertraute ließ sich die Mitgift ihrem Angebeteten nicht erhalten. Schon die Trennung vom Grafen — wie schwer war sie durchzuführen! Noch hatte sie gegen ihn

oder gegen Andere, als eben die Fernau's, Otto und die Schwägerin, kein Wort von einem solchen Vorhaben fallen lassen. Es war eine fürchterliche Empfindung, die ihr eisige Schrecken über den Nacken rieseln ließ, als sie sich zum ersten Male klar und offen sagte: Du mußt hier die vom Gesetz verlangte „Schuldige“ sein! Sie sah das Bild eines Leichtsinns vor sich, den sie sonst gar nicht fühlte, der vollkommen ihren Phantasieen fremd war! Nie war ihr Sinnen frivol. Sich mit Rosen ihr Haar umkränzt zu denken, den Becher voll perlenden Weins am Munde, unter Lichtern, Musik, am Arm eines Mannes, der sie mit verbrecherischen Küssen bedeckte — das zerrann ihr sogleich in Nichts und kam ihr kaum. — Bei alledem mußte sie sich wiederholen und hatte heute den ganzen Tag darüber gebrütet: Du mußt die „Schuldige“ sein! Wie verräthst Du diese Deine Eigenschaft? Wie erklärst Du, daß nur Fernau das Glück Deines Lebens ist? Wie zerreißeft Du jetzt das Band der Sitte? Wie verscherzest Du die Liebe und Achtung der Menschen? Wie giebst Du dem Gesetz einen Anhalt, Dich für eine Meineidige am Altargelbbniß zu erklären —? Und zur Wehrung dieser Schwierigkeiten — wie entziehst Du Dich und Dein dem Naturgesetz zu bringendes Opfer der beobachtenden Nähe der Menschen? Wie und wo verbirgst Du Dich und was in Dir lebt —?

Beim Gedanken an die nur auf sich allein zu übernehmende Schuld fiel es ihr wie ein kurzes und

aus der Hölle kommendes Streiflicht in die Nacht der Seele: Könnte es wohl der Graf mit den Huldigungen, die er heute der schönen Frau von der Waldbeuge, der Mohrenkopfstochter, brachte, ernst meinen —? Könntest Du daraufhin Eifersucht, Verachtung heucheln? O wie suchte sie eine Schuld da, wo keine nachzuweisen war —! Es blieb ihr nichts, als das so allgemeine, so nichts sagende Wort: „Die Unerträglichkeit des Grafen!“ Das rief sie denn auch, um sich Muth zu machen, in den Sturm hinaus. Aber aus dem Leeren hallte es leer zurück. So gar „unerträglich“ war der Mann nicht, der seine Gäste, ob auch bürgerliche, so leutselig behandelte und sie vor den Anmaßungen seiner Diener schützte —! Sie war doch selbst nur die Urenkelin eines armen, spekulativ gewesenen Bergmanns.

Freunde, Mitwiffer, Vertraute — darauf kam Alles an und in diesem Gedanken sammelte sie sich wieder. Sie ließ der Reihe nach ihre Lebensbeziehungen an sich vorübergehen. Ein Wort des Gärtners, der ihr nachgegangen war und eben an einer aus Stroh gebauten unheimlichen Einsiedelei, der sich zu nähern sie hätte erschrecken sollen, ihren Weg kreuzte: „Aber, Frau Gräfin, Sie erkälten sich ja! Ein Spaziergang so spät noch am Abend —!“ machte keinen andern Eindruck auf sie, als den, sich zu erinnern an die mögliche Vertraulichkeit mit geringen Leuten, die um Lohn dienten und durch Geld ver-

pflichtet werden konnten. Der Gärtner hat Frau und Kinder! sagte sie sich. Aber bei Frau und Kindern, ist ein Geheimniß da sicher —?

Bei alledem blieb ihre Musterung innerhalb der niederen Sphäre. Ihre Amme die lebte noch und holte sich oft eine Unterstützung. Sie lebte in einer geräuschvollen Stadt. Alte Diener ihrer Mutter — die waren todt oder stumpf geworden oder sie standen in zu naher Beziehung zu ihrem Vater. Diesem letztern sich zu vertrauen —? Diesen Gedanken machte die Geldfrage nicht ganz verwerflich. Dem Grafen wollte weder der Vater noch dessen Gattin besonders wohl. Graf von Wildenschwert war ja recht eigentlich dazu bestimmt gewesen, ihnen beiden einen Dämpfer aufzusetzen. Und in der That, der Schwiegersohn verstand es, diese Suprematie auszuüben. Aber Jadwiga kam von diesem Gedanken bald zurück. Nicht aus moralischer Schaam, sondern aus Verachtung vor ihrem, wie sie es nannte, kindisch gewordenen Vater.

Aber ein Feind des Grafen müßte es doch wohl sein —! Diese Vorstellung behielt sie fest. Und siehe —! Da kommt ihr mit blitzeschneller Erleuchtung der Gedanke an den Jäger Willfing. Dieser Mensch, ehrgeizig und, soweit sie ihn zu kennen glaubte, nicht untüchtig, wurde vom Grafen so beschimpft, daß er sich nicht mehr im Schloß sehen lassen wollte. Wer weiß, ob er nicht über Rache brütet —! Und gar

ein Jäger ist's seinem Berufe nach —! Da rauschten sogleich Wälder um sie her, Wälder, die ihrer Mutter gehört hatten und theils verpachtet, theils vom Wirthschafts=Inspektor Anbelang administriert wurden. Sie rief nach dem Gärtner —

Dieser hatte sich in der Nähe gehalten. Das Benehmen der Gräfin, die, während der Graf Gäste hatte und im Schlosse musiciren, singen, Kartenspielen ließ, ihrerseits wie eine Irre im Park umherlief, mußte ihm befremdlich erscheinen.

„Wülfing noch nicht zurück —?“ fragte sie.

„Nein, Frau Gräfin —“

„Der Fremde, der sich meldete, war er wirklich nicht zu brauchen —?“

Der Gärtner lachte und schüttelte den Kopf.

„Wo ist er geblieben —?“

„Ein Vagabund —! Wohl über alle Berge —!“

„Warum kommt Wülfing nicht zurück —?“

Der Gärtner schwieg. Sein Blick streifte flüchtig das Schloß. Jadwiga verstand diesen Blick in ihrer Art und vielleicht hatte sie da das Richtige getroffen. O wie that dieser Blick ihr so wohl —! Er sagte: Es ist ja dem Armen das Grausamste geschehen; er wurde ja mit Füßen getreten —! Wie gerne hätte sie mit eingestimmt und ihr Urtheil dem Gärtner noch deutlicher gemacht, ja die Empfindungen der Betheiligten zur Rache angeblasen —! Sie fragte, indem sie sich zu beherrschen suchte: „Wo mag er sich denn jetzt versteckt halten —?“

„Drüben in Klosterode hat er ein Mädchen —!“ berichtete der Gärtner. „Eine Tagelöhnerstochter —! Aber ein schönes Ding und brav —! Bei der wird er sein. Im Grunde weiß es im Schlosse Jeder, Frau Derenbach und die Doris auch —! Ziehen sie ihn doch alle mit der Gustel auf und ärgern sich über seine Gänge nach Klosterode. Dort wird er sich erholen und dann wol wiederkommen. Er hat ja all seine Sachen, sogar sein Schießzeug dagelassen. Legen Sie ein gut Wort für ihn ein, wenn er wiederkommt, Frau Gräfin! Er hat nur Zeit gesucht, mein' ich, sich zu fassen. Keine Kleinigkeit für einen so stattiösen Jäger, mit Füßen getreten zu werden —! Um die Gustel thut's mir leid. Die ist eine Pathe meiner Frau. Wir haben ihr nicht viel einbinden können. Aber drum besucht sie uns doch oft. Jeden Sonntag gewiß. Ihr Vater arbeitet oft auf dem Schloß. Da hat sie Wülffing zuerst gesehen. An eine Heirath war freilich nicht zu denken, da ja der Herr Graf die verheiratheten Dienstboten nicht leiden mag —! Das wissen Sie ja, Frau Gräfin —!“

Jedes dieser Worte war für Jadwiga's gespanntes Ohr Musik. Wülffing hatte ihr von je gefallen. Sie hatte schon längst gemerkt, daß ihre Mädchen, besonders die Doris, ihr Auge auf ihn geworfen hatten. Sogar die alte Köchin! Das hörte sie nun auch noch jetzt vom Gärtner. Der Graf hat Feinde —! Er liebt die verheiratheten Dienstboten nicht —! Sie

erinnerte sich, daß auch der Gärtner dem Grafen nichts zu Dank machte und dieser ihn schon öfters veraltet genannt hatte.

Und wie mußte erst die Gustel den Grafen hassen —! Auch des Heirathsverbotes wegen. Auch das war eine von den „Schrullen“ im „System“ ihres Mannes, die sie nach ihrer Hochzeit entdeckt hatte. Als eine vereinzelte Maxime betrachtet, gefiel ihr früher die damit ausgedrückte Weisheit ganz wohl. Jetzt brachte sie alles Einzelne in einen Zusammenhang. Da war denn auch diese Maxime ein Glied in der großen Kette, die sie selbst schleppen mußte. Ob wohl diese Gustel, dachte sie, mit Wülsting so zusammenschmelzen könnte, daß Beide Eine Person würden, Ein Gewissen, Ein einziger Begriff des Hasses gegen den Grafen? Die grübelnde Frau sah sich im Geiste nach einem großen Walde versetzt, aus welchem schon ihr Vater Tausende für gefällte Buchen und Tannen hatte herausgeschlagen lassen und der immer noch auf eine Meile Weges die Sonne nicht durchließ, wie ihr Gemahl gerühmt hatte, als er ihn zum erstenmale besuchte. Wenn Wülsting — dort — — —

In diesem unvollendeten Gedanken störte sie Wagengerassel. Sie nahm an, daß sich die Gäste jetzt wohl entfernen würden. Durchschauert von Nachtkälte verließ sie den Park und kehrte über eine kleine Laufstreppe in ihr Zimmer zurück, das sie behaglich erleuchtet, sogar erwärmt vorfand.



Raum war sie eingetreten, so meldete sich der Medicinalrath.

Sie konnte ihn nicht abweisen. Er wollte Abschied und die Beruhigung mit sich nehmen, daß sich die Gräfin in Wahrheit nicht krank befand.

„Und,“ setzte er hinzu, als er eingetreten war und, um den Puls zu befühlen, seine Handschuhe wieder ausgezogen hatte, „ich kann mir wohl denken, daß die Naivetäten der kleinen hübschen Frau nicht nach Ihrem Geschmack gewesen —“

„O warum nicht?“ entgegnete die Gräfin, sich im Verstellen üben. „Gern hätte ich sie auch noch singen gehört. Sie hat eine hübsche Stimme und ist wirklich eine allerliebste Frau!“

Natürlich mußte der Puls der Gräfin dem Medicinalrath auffallen. Ihrem Glauben nach war er durch die Mittheilungen des Gärtners sichrer und voller geworden. Des Medicinalraths Wahrspruch lautete auf Vorsicht wegen noch allzustrenger Jahreszeit. Dann bat er, daß die Herrschaften, wenn ihnen etwas zustieße, während der Zeit seiner Abwesenheit in jenem Kurorte, wo seine Ernte blühte, sich bei seinem Sohn Rath's erholen sollten. Sein Sohn wollte den Versuch machen, wieder einmal einen Sommer auf dem Lande zuzubringen.

„Im Gegentheil, Medicinalrath! Ich begleite Sie! Sie müssen mir verordnen, daß ich Ihr Bad mitbesuche —! Darauf muß ich für bestimmt bestehen —!“

Der Medicinalrath horchte hoch auf. Der betreffende Kurort gründete seinen Ruf auf Schwefel und Eisen. Für den Zustand der Gräfin, der dem Arzte ohne Widerrede Ueberreizung erscheinen mußte, Hypersthenie, wäre die Verordnung reines Gift gewesen. Lachend zog er die Augenlider in die Höhe, sammelte seine Gedanken an dem reizend gemalten, mit Amoretten übersäeten Plafond, athmete den Duft der köstlichen Einrichtung, den Glanz von schwellenden, himmelblauseidenen Divans und Canapées ein und sagte lachend:

„Ei, wenn Sie es so verstehen —! Sie brauchen allerdings bei mir nicht zu baden! Bewegung, Zerstreuung, Luftveränderung werden Ihnen vor allem gut thun —“

„Das ist herrlich —! Weiter wünsche ich nichts —! Vertreten Sie das vor meinem Mann —! Aber mit Entschiedenheit —!“

Eine solche Patientin dort aufzuführen, mit dieser Clientel diesmal zu beginnen, das that dem Manne wohl. Concurrenz und Brodneid giebt es in jeder Lage.

Mit einer Virtuosität, wie sie sich Jadviga immer mehr in dem ihr sonst fremden Laster der Blige erwerben wollte, verlangte sie, daß der kluge Herr, der sie mit so eigenthümlich prüfenden, halb saunischen, halb gemacht würdevollen Blicken musterte und ihr im Grunde dadurch peinlich wurde, gutsagte für ihre Nerven,

Brust-, Hals- und sonstigen Leiden und es übernahm, beim Grafen das strengste Fürwort für ihren Aufenthalt in jenem Bade einzulegen. Schon jetzt stand bei ihr fest, daß sie gerade dies Bad am wenigsten nehmen würde. Sie hatte zunächst nur den Zweck, ihre Abwesenheit von Wildenschwert zu betreiben, ihr Alleinsein einzuleiten und den unheimlich prüfenden Blick des Arztes, der da sagen wollte: „Aber wie ist es denn mit meiner Diagnose auf die Erhaltung des Wildenschwert'schen Stammes —?“ irre zu führen. Sie führte ihn in der That irre. Sie entließ den Medicinalrath mit dem Gefühl: Ich habe mich getäuscht, die Frau steht nur schlecht mit ihrem Manne —!

„Adieu, Doctor!“ rief sie ihm nach. „Machen Sie Alles ab mit dem Grafen! Ich sehe Sie sobald nicht wieder! Ich reise vielleicht schon morgen zu meinem Vater und komme aus der Residenz sogleich zu Ihren Majaden oder wie heißen die Damen, die Ihnen zu Ihrem fünfundzwanzigjährigen Doctorjubiläum aus dem Kurort den silbernen Becher brachten —?“

Die Kosten dieses Bechers, eines Meisterwerks eines neuen Benvenuto Cellini, hatte vorzugsweise die Gräfin berichtet. Das Gedicht dazu hatte ihr Linda von Fernau gemacht. Die Gräfin hatte es nur abgeschrieben. Nothdürftig hatte sie es behalten und suchte nach dem Namen der Hauptperson in dem Gedicht. „Wie hieß doch die bewußte Chorführerin —?“

„Hygiãa —!“ sagte mit zweifelhaft prüfendem Lächeln der Medicinalrath.

„Richtig! Ihr kaustischer Herr Sohn sagte ja noch: Die Gesundheitsgöttin hat deshalb den fast unaussprechlichen, beinahe wie Gähnen klingenden Namen, weil alle Krankheit überstanden ist in dem Augenblick, wo der Kranke anfängt sich zu langweilen —!“

Damit war Doctor Staubtner der Aeltere entlassen.

Im Schloß war Alles im Ausbruch begriffen, aber doch fand dieser noch die Zeit, dem Grafen zuzuslüftern:

„Ihre Gemahlin ist ungewöhnlich angegriffen! Die Deutung, die Sie ihrem Zustande geben zu müssen glaubten, wird von ihr nicht eingestanden. Fragen darf ich nicht. Sie will mein Bad gebrauchen. Das würde ihr nicht bekommen. Aber die Reise dorthin würde sie jedenfalls zerstreuen. Daß sie schon morgen wieder in die Residenz zurück will, ich glaube zu ihrem Vater, das wissen Sie wohl schon —?“

Als es im Schloß still geworden war, sich die letzten Spuren der unverändert heiter gebliebenen Lachtaube von der Waldbeuge verloren hatten, merkte der Graf, daß ihm der Bericht des Arztes hätte überraschen sollen. Im Anfang hatte er nur gedacht: „Die Gräfin will in's Bad reisen?“ Er hatte sich dabei im Entlassen seiner Gäste, im Scherzen mit der Nachmittagspredigerin nicht irre machen lassen. Jetzt, als er allein war, als ihm zunächst Frau Derenbach in den

Wurf kam und diese kein Wort von einem solchen Plan zu wissen erklärte, da kam es ihm vor, als sollte er endlich erwachen aus einem Rausch, der ihn seit gestern gefangen gehalten. Ja als es klingelte aus den Zimmern der Gräfin und das mit einem Nachdruck, den man, galt es einem plötzlichen Vorhaben, an ihr kannte, ja als ihm schon Diener und Mädchen mit dem Bericht entgegenraunten, sie hätten Ordre, alle Koffer in Bereitschaft zu halten, weil am morgenden Nachmittag die Gräfin eine Reise in die Residenz anzutreten gedächte, da fand er denn doch diesen Entschluß sonderbar und verfügte sich in die Zimmer seiner Frau.

Wie mußte er erstaunen, als Jadwiga, die an Eifersucht nie gedacht hatte und auch jetzt nicht daran dachte (sie ging immer weiter in ihrem bösen Spiel) ihm sagte:

„D Du wirst Dich schon zerstreuen! Diese köstliche kleine Frau bleibt ja noch einige Zeit in der Gegend! Sie scheint Dich ganz bezaubert zu haben, wie überhaupt diese edle Gesellschaft von heute. Wahrscheinlich wirst Du diese Tischgänger oft sehen wollen. Und immerhin, sie gefallen mir noch besser, als Deine Jagdgesellen. Aber ich für mein Theil will den Sommer allein sein —“

„Sonst verlangtest Du ja im Gegentheil nach Zerstreuung —“ unterbrach der Graf.

„Das ändert sich bei mir! Ja, ja, ich bekomme

Launen — ich kann nicht sagen, daß ich mich —“  
muthig wurde der Ausfall gewagt — „besonders glücklich fühle —“

„Jadwiga!“ rief Graf Bernhard befremdet und wollte die Hand seiner Frau ergreifen.

„O, bitte, laß das —! Wie Du nach Cigarren riechst!“ fiel sie zurücktretend ein. „Wirklich, berühr’ mich nicht!“ fuhr sie fort, als er ihr folgte; „oder hast Du etwas von der Nachmittagspredigerin gelernt? Diese schöne Frau pflegt jeden ihrer Sätze mit einem Betasten der Kleider ihres Nachbarn, einem Schlage auf die Schultern zu bezeichnen. Aber glaube ja nicht, daß ich eifersüchtig bin! Ach nein —! In der That nichts weniger als das —“

Welche schrillen Töne waren das —! Wo kam plötzlich soviel Bosheit her —! Wohl durfte der Graf darüber auf’s Aeußerste erschrocken sein, bebte doch Jadwiga selbst über das Echo ihrer Worte. Denn, was sie auch sprach, es kam nicht aus ihr selbst. Sie hatte einen Dämon über sich Herr werden lassen. Dieser redete aus ihr wie bei den Besessenen in der Bibel.

Graf Bernhard bekämpfte sich und meinte ironisch:  
„Du bist heute in der That sehr lebenswürdig. —!“

Was schüttelte, was regierte die verblendete Frau —? Wer zauberte ihr so das Bild jenes Mannes vor, der sich ihres ganzen Lebens, ihrer Gedanken und Gefühle bemächtigt hatte —! Otto von Fernau, der

Blonde Lockenkopf, stand vor ihr, ermutigte, stachelte sie. Sie fühlte den Athem seines schwellend rothen Mundes, die Gluth seiner blühenden, mit lockigem Bart umzogenen Wangen, sie sog den berausenden Duft seiner Nähe ein. Ihrer Freundin Linda hatte sie schon gesagt, ihre Finger knisterten Fruken, wenn sie an die Locken dieses Mannes gestreift hätten. In diesem Augenblick schlang Otto von Fernau im Geist seinen Arm um sie und machte sie zum beneidetsten Weibe der Erde. Da lachte sie denn mit einem Muth, der nicht aus ihr selbst kam, höh'nisch ihrem Gatten in's Gesicht und zischte ihm die Worte entgegen:

„Liebenswürdig —? Mancher Liebe nicht würdig zu sein; kann wohlthun —!“

Der Graf stand erstarrt. Der Ausruf: „Jadwiga —!“ erstarrte auf seinen Lippen. Aber nicht mit Schmerz wollte er diesen Namen gerufen haben, sondern mit Zorn. Die Natur hatte er nicht, sich sofort einer Unbill zu unterwerfen. Sein pedantisches Wesen, das ihm Jadwiga vorwarf, brachte ebenfalls mit sich, daß er seine Frau im Allgemeinen wie ein noch der Erziehung bedürftiges Kind betrachtete; ja jede, selbst die vorzüglichste Frau betrachtete er so. In seinem empörten: „Was fällt Dir denn ein —?“ lag nichts, was Jadwiga rühren, entwaffnen, beschämen sollte. Im Gegentheil, jetzt weckte er die wirkliche, nicht mehr die verstellte Enttäuschung. Jadwiga hatte den Mann vor sich, der, wie sie

einmal zu Linda gesagt, eine Rede heute mit „nicht nur—“ abbrach und nach vierzehn Tagen, ohne eine Unterbrechung gelten oder auf sich einwirken zu lassen, mit „sondern auch“ fortfuhr.

„Schulmeistern Sie schon wieder, Herr Graf?“

Dies böse Wort kam schon vollkommen natürlich.

Die Geschäftigkeit um beide Gatten war eine so große, daß sich jede Fortsetzung dieser Scene von selbst verbot. Der Graf zog sich zurück, ganz im Tumult seines beleidigten Eheherrnrechts, ganz nur in der Meinung, die Eifersucht seiner Gattin geweckt zu haben, ja in dem Glauben, lediglich die Anlehnung an ihren Vater, an ihre Freundin gäbe Jadwiga diesen trotzigen Muth. Er wollte die Fortsetzung der Vorbereitungen zur Reise dem Dienstpersonal unterfagen: Dann besann er sich wieder auf den üblen Eindruck eines solchen Befehls, bestellte sich den Thee auf sein Zimmer und wurde nur durch die Ankunft des Postboten beruhigt, der ihm Briefe, namentlich einige längst erwartete Sendungen für seine Sammlungen brachte.

Jadwigas Aufregung wurde jetzt die des Triumphes. Sie hatte den Anfang mit dem Spielen jener Rolle gemacht, zu welcher sie eines Abends, im traulichen Tête-à-Tête, Otto von Fernau ermuthigt hatte. Mit einem gewissen magischen Aufblitzen seiner Augen, das sie so bestücken konnte, hatte er ihr gesagt: „Giebt es eine Seelenwanderung, nun, dann kommt sie viel-



leicht nach unserm Erdenleben —! Vorläufig wissen wir nur von einem Einmaligen Bewußtsein. Kein Gott vom Himmel kann Dir wiedergeben, was Du hienieden versäumttest! Sich hinwinden unter dem Joch der Rücksichten, sich beugen vor den Schöpfungen einer Laune des Zufalls, den wir in unbesonnener Stunde zum Herrn unseres Geschicks machten, zittern vor sich selbst, vor den Regungen unsers Gemüths, den Mahnungen eines weichlichen Mitleibs, das nur die trügerisch schmeichelnde Hülle unsrer Schwäche, unsrer feigen Furcht ist — das bringt den Tod, wovon es nie, nie eine Auferstehung giebt! Sei wahr, Jadwiga! Erkläre, was Du fühlst! Sprenge die Bande, die nicht so fest geschmiedet sind, als Du glaubst! Schon der Muth Deiner Zunge, Virtuosenfleckheit kann sie lösen —!“ Sie hatte sich erklären lassen, was er meinte, und ließ nun dem Muth der Zunge seinen Lauf. Da kreiselte der Wirbel, da hüpfte die Rede, die einmal begonnene; mit hundertfachen Sprüngen tanzte sie dahin. Jadwiga lachte, sprach laut — So mußte es fortgehen, wenn sie zum Ziel gelangen wollte.

Es ist ein dunkler Abgrund in der menschlichen Seele, der, wo sich die Engel und die Teufel begegnen —! Diese Stelle gäbe es nicht —? Ach! wo die Blumen der Unschuld blühen, wo die Menschen am schwindelnden Rande des Verderbens behütet, weil glaubenssicher, dahinschweben, da, wo alles Güte und

Liebe zu athmen scheint, wird nicht zuweilen auch da der Beweis geführt, daß es ebenso gut, wenn einen Gott, die Personification alles Guten, auch einen Teufel, den persönlichen Verwalter des Bösen geben muß —? Ober wer hätte nicht schon die Nähe des hämischen Gesellen, wie ihn der Dichter nennt, gefühlt, wenn die reinste, wohlwollendste Natur, ein geliebtes Wesen sogar, plötzlich wie an sich selbst irre geworden scheint und keine Beruhigung, kein Zureden mehr hilft, um den Troß zu brechen oder die Willensmeinung, die Gesinnung auf den rechten Weg zurückzulenken —! Donner können da rollen, Berge einstürzen, eine Fluth von Thränen beschwörend von unsern Wangen rollen und die Verblendung — läßt nicht von ihrem Wahn, das tolle Gelüßt rast, wie im Wirbel getrieben, wie im Weitstanz dahin —! Giebt es nicht Stimmungen der Seele, wo der Versucher es darauf angelegt zu haben scheint, daß sich eine harmlose Natur im Erproben auch einmal ihres Gegentheils versucht, im Ueben ihrer Kraft, im Reiz der Abwechslung, im Neckspiel des Gefallens am Täuschen vorausgesetzter Erwartungen von uns —! „Wer heißt Euch denn, immer für uns gutzusagen —!“

Jetzt befaß die Gräfin geradezu, eine große Kiste vom Boden zu holen, sie mit Kleidern zu füllen und den Deckel so laut aufzunageln, daß es weithin im ganzen Schlosse widerhallte. Bekanntlich stellt sich der Teufel, um uns zu berücken, wie ein Engel. Jad-

wiga hatte dem dämonischen Manne, den sie lieben zu müssen glaubte, das Versprechen abgenommen und sich das Halten desselben durch einen feierlichen Schwur versichern lassen, daß Otto von Fernau nicht an sie schriebe. „Du willst die Beständigkeit meiner Liebe prüfen —?“ hatte er sie gefragt mit einem Blick, den vielleicht jeder andere listig und unheimlich gefunden haben würde. Ihr hatte dies Senken der Augenwimpern Schwärmerei bedeutet, Schmerz, Verzweiflung. Der Angebetete hielt sein Versprechen. Und diese moralische Selbstüberwindung imponirte ihr nun. Sie entflamnte ihren Muth, die Rolle, die sie begonnen, durchzuführen. Denn war es nicht edel, tugendhaft, daß sie nicht mit dem Geliebten correspondirte —? Uebte sie nicht eine großartige Selbstbeherrschung aus —? So erkaufte sich der Herzlose durch gedankenlos gespendete Wohlthaten, der Räuber durch die gleichmäßige Vertheilung der Beute den Muth, der Stimme des Gewissens zu trotzen.

Allmählig wurde es still im Schlosse. Die äußern Vorbereitungen zur Abreise waren vorgeschritten. Schon wurde die Gräfin von den Fragen der Diener über Dinge, die bei ihr noch nicht reif waren, überrascht. Jede Reise erfordert eine Um- und Selbstschau über unsere gewohnten Bedürfnisse. Um sich zu sammeln gebot sie jetzt Ruhe. Der Graf hatte sich nicht wieder sehen lassen. Fast hätte sie es gewünscht, denn sie lechzte darnach, die Fortsetzung ihrer Lieblosigkeiten

auszuspielen. Wie ein Raubthier stand sie, lauernd, ob die Beute käme. Gern noch hätte sie einige herrschende „Nein!“, noch ein trotziges: „Warum? Darum!“ angebracht. Nun mußte sie alles bis morgen lassen. Ihre Gedanken glichen einem Schlachtfelde, wo die Sturmcolonnen eine Verschanzung nehmen wollen und die Führer, ob schon rechts und links die Krieger, von Kugeln durchbohrt, dahinsinken, unablässig rufen: „Vorwärts! Durch!“ Jetzt abzulassen, jetzt schwach zu werden, das war ihre einzige Furcht. Half nicht die Leidenschaft im Weiterspielen ihrer Rolle, so mußte sie jetzt den Stolz zu Hilfe nehmen.

Aber zur Ruhe konnte sie nicht kommen. Ihr Blut rollte wie im Fieber. Auch das Stillwerden im Schloß ängstigte sie. Jedes erlöschende Lichtchen hätte sie wieder anblasen mögen. Das Wächterhorn vom Dorfe schien ihr heute viel zu früh vernehmbar. Die Schloßuhr hätte sie zurückstellen mögen. Aber die Zeit rann dahin —! Die Verleugnerin der Natur mußte geschehen lassen, daß der Augenblick ihrer trotzigigen Abreise immer näher rückte. Vom Besuch beim Advocaten gestern klang ihr das Wort in's Ohr: „Böswillige Verlassung.“ Schaamgefühl, das sie noch vor einigen Stunden über eine verwerfliche, vom Gesetz gebrandmarkte Handlung befallen hatte, es war dahin. Sie verfolgte nur noch die Stufenfolge ihres Plans: Du verlässest das Schloß und kehrest nicht zurück! Du sagst als Grund: Weil es Dir so beliebte —! Du

spricht einfach die Erklärung aus, Graf Bernhard Wildenschwert könnte Dich nicht glücklich machen —! Sofort begiebst Du Dich auf Reisen! Du verleugnest die Orte Deines Aufenthalts! Du verweigerst dem Grafen, wenn er Dich auffuchen sollte, den Eintritt zu Dir oder jedenfalls das, was er begehren wird, die Rückreise; Du verschweigst noch lange, um gewaltthätige Conflictte zu hintertreiben, den Namen Deines Angebeteten —! Entweder bist Du, wenn Du Mutter wirst, in Paris, oder irgendwo auf dem Lande —! Vielleicht irgendwo in einem dunkeln Walde —!

Fernau hatte ihr in Bezug auf ihren künftigen Aufenthalt gesagt: „Ich bin für die großen Städte —! Sie allein geben Gelegenheit, als Einsiedler zu leben. Die kleine Stadt oder gar das Land hindert uns, den Menschen auszuweichen. Einer ist da auf den andern angewiesen. Diogenes in der Tonne wäre ein Narr auf dem Lande, in Athen galt er für einen Weisen.“

Solche Bemerkungen konnte Graf Wildenschwert auch machen. Für Jadwiga waren sie dann langweilig. Machte sie Fernau, so fand sie nur Weisheit darin.

Schon hatte es elf Uhr geschlagen. Sie war noch nicht zu Bett gegangen. Sogar die zwölfte Stunde kam heran und noch trat sie an's Fenster und öffnete es. Sie hatte gewußt, daß es die Zeit des

abnehmenden Mondes war, dieser demnach noch in der zweiten Hälfte der Nacht hervortreten sollte. In der That ließ der bewölkte Himmel für einige seiner Strahlen Raum. Wie ermüdet von seinem Kampf gegen den Sturm lag jetzt der Park. Der Blumen- und Obstgarten schimmerte mit weißem Blüthenschmuck. Gestern war es sogar noch auf einige Augenblicke Schnee gewesen, der sich den hoffnungsreichen Obstblüthen zugesellt hatte. Die Kelche des blauen Hollunders waren da, doch duften sie erst, wenn sie sich erschlossen haben. Das stand noch zurück.

Daß plötzlich die Jagdhunde ihres Mannes zu heulen anfangen, fiel dem unseligen Weibe nicht auf. Ihr Wächter Wülfing fehlte und der Mond ist eine alte Antipathie der Hunde —! Es ist, als sähen sie wirklich im gelben Himmelsgestirn den Mann, der für uns bloß im Kalender steht.

Jetzt verwandelte sich das Geheul der Hauswächter in ein fröhliches Gewinsel und Klaffen, als wenn sie Jemand begrüßten. Es hörte dann ebenso schnell wieder auf und verstummte ganz.

Als die Gräfin, von einer Ahnung ergriffen, rasch an die schweren, faltenreichen Gardinen zurückgetreten war, schien ihr, als beschwichtigte die Hunde eine flüsternde, durch die stille Nacht deutlich vernehmbare Stimme.

„Das ist Wülfing!“ sagte sie sich. Ihre Vermuthung mußte leicht auf diesen Namen kommen.

Denn neben allem, was sie heute Abend Entscheidendes gedacht, gesagt, gethan hatte, lief immer mit gleichem Schritt der Schatten des Bildes von einem treuen Diener, dem sie auf den eingebrachten Gütern ihrer Mutter ein glückliches Lebensloos mit einem braven, lebenslang ihr verpflichteten Weibe bereitete — Er holt sich seine Sachen! schlussfolgerte sie. Sie sagte sich, daß nur Wülfing die reizbaren Thiere mit dem magnetisirenden Strich seiner Hand so schnell beruhigen konnte.

Die Stube des Jägers lag in einem Wirthschaftshause, das sich unmittelbar der Hinterfront des Schlosses gegenüber erhob und zwischen den beiden neuen Anbauten desselben einen freien Raum offen ließ, Eingänge zum Park und zu den Gärten.

Die Gräfin entriegelte rasch die Thür, die aus ihrem Schlafgemach in den Seitenbau führte. Im Gegenüber desselben befanden sich die Sammlungen des Grafen, die dort allein, theilweise durch eine Ruppelvorrichtung, ein vortheilhaftes Licht empfangen. Der diesseitige Flügel war ein Blumenhaus, aus welchem eine gußeiserne Treppe in einen oberen Stock führte, wo sich die eleganteste Einrichtung, ein Rauchzimmer, ein sommerliches Kaffeezimmer mit Balkon, auch ein Cabinet mit Schreibtisch für die Gräfin befand.

Die Laufscherin stand klopfenden Herzens auf dem Balkon. Dieser führte zum Park und ließ sie nur

wenig vom Wirthschaftshause sehen. Deshalb begab sie sich in ihr nicht viel benutztes Sommerboudoir, das ihr in der Regel zu sonnig war. Sie mußte leise auftreten; der leichte Bau schütterte unter ihren Füßen.

Wie sie hier durch eine herabgelassene Jalousie, deren bewegliche Schichtholzstäbe sie leise umdrehte, hindurchspähte, sah sie ihre Vermuthung bestätigt. Es war Wülfing, der eben zum Fenster seiner zu ebener Erde belegenen Stube schon wieder herausstieg und einen bereits hinausgeworfenen Pack Kleider auf seine Schulter heben wollte. Zunächst stieg ihr der Gedanke auf: Nimmt er auch seine Livrée mit, so ist er ein Dieb —!

Jetzt glaubte sie ein Wispern zu vernehmen. Wülfing wandte sich und sprach zu ihrem Standpunkt hinüber durch Gebehrden. Also war er nicht allein. Vielleicht, dachte sie, daß ihn seine Geliebte, die Gustel, die Tagelöhner Tochter aus Klosterode, bei seiner Entweichung unterstützt —? Vielleicht aber auch — —

Und kaum hatte die Gräfin diesen zweiten Gedanken gefaßt, als sie ihn auch schon bestätigt sah. Wülfings Beistand war Hennenhöft, der Unheimliche.

Die Gräfin sah ihren Begleiter von gestern aus dem Dunkel in die Mondhelle hinaustreten, über und über mit Waffen beladen, mit zwei Gewehren, mehr-



ren Hirschfängern, mit Kugelformen, Jagdtaschen, alles noch ungeordnet mit beiden Händen zusammengehalten und schnell vom aufräumenden Wilsing entgegengenommen.

Die Versuchergebanten der Lauscherin hätten im besten Zuge sein können, wenn nicht das Beginnen der beiden Männer dem Abbrechen jeder Brücke zur erneuerten Annäherung ähnlich gesehen hätte. Welch ein Gegensatz — diese Frau, jetzt hingezogen und wie magisch gebannt an ein unheimliches Treiben ersichtlicher Verbrecher — und die vornehme, bei Hofe vorgestellte Gräfin, deren erstes Erscheinen auf einer königlichen Cour die Bewunderung Aller gewesen ob ihrer schönen Gestalt, wahrhaft fürstlichen Haltung und der Fülle ihrer Brillanten —! Man hatte damals von ihr gesagt: Die junge Frau schwimmt in Diamanten! Bei jeder veränderten Bewegung hatte die von den Kronleuchtern kommende Beleuchtung eine andere ihrer Rividiren zum Effect gebracht. Und wenn sie fuhr mit ihren stolzen Gespannen —! Wenn die Bedienten, der Kutscher ihre ausgesuchten neusten Rivreen zeigten —! Ist das dieselbe Frau, die sich in diesem Augenblick gleichstellte nicht nur allen anderen Weibern der Erde, nicht nur der ärmsten Hirtenfrau, die von ihrer Stunde auf der Alm überrascht wird, nicht nur der Frau eines Handwerkers, der sich einige Tage hindurch, bis die Wöchnerin erstanden, die Ordnung seiner Wirthschaft von einer guten Nachbarin bestreiten lassen

muß, sondern sogar — Verbrechern! Wird sie die Jalousie öffnen, wird sie wie eine am Wege liegende, ver-  
zweifelnde Zigeunerin ihre Hand ausstrecken und rufen:  
Nehmt mich als Dritte mit auf in Euren Bund! Ihr  
seid die Rechten, die ich brauche! Gut, gut, daß Ihr  
steht — vielleicht könnt Ihr auch — morden!

Die Hunde winselten wieder ab und zu, aber mit  
behaglicher Freude und Ungebuld. Wülfing schien zur  
Eile zu drängen und Hennenhöft keine Lust zu haben,  
schon zu gehen. Jener legte Einiges vom Mitge-  
nommenen wieder zurück, das Bandelier und den  
Hirschfänger. Dieser riß beides wieder an sich.  
Daraüber schien es Streit geben zu wollen mit Ge-  
behrden, mit leise geflüsterten Worten.

Plötzlich brach Hennenhöft den Streit ab, indem  
er eine Gebehrde des Schreckens machte, die nur,  
man sah es sogleich, eine erkünstelte war. Er that,  
als käme Jemand. Die gierigen Augen riß er  
weit auf. Die hämische Miene der Schadenfreude  
über Wülfing's Angst gab ihm vollkommen den Kopf  
eines Judas.

Wülfing wollte dennoch fort. Darüber lachte  
Hennenhöft. Nachdem er verrathen, daß er nur fal-  
schen Värm geschlagen, zögerte er jetzt grade. Er hatte  
Wülfing, der vor Schreck spornstreichs hatte davon-  
laufen wollen, zurückgehalten. Dieser wollte den  
Weg durch den Park zurücknehmen. Wie erbehte die  
Gräfin, wenn sie gedachte, daß vielleicht schon beide

im Park am Abend versteckt gelegen hatten und sie ihnen hätte begegnen können —! Vielleicht in jener Eremitenhütte —! Sie zitterte über den Gedanken, daß Hennenhöft sie erkannt und von ihr Andern erzählt haben konnte. Wenn sie jetzt nur gingen, beide, beide und eilends —! sprach sie vor sich hin.

Hennenhöft ging nicht. Listig umspähend, zu allen Fenstern hinaufblickend, fing er an, die Hölzer der Marquisen zu untersuchen. Vorsichtig rüttelte er an denen, wo die Stäbe zusammengezogen lagen. Nur ein wenig ließen sie sich auseinander treiben. Der eigentliche Mechanismus war von innen. Die Waffen legte er auf die Erde und zog aus seinen Taschen, aus der Brustseitentasche seiner Joppe, etwas, dessen Anblick dem Genossen den heftigsten Schreck einflößte. Wülfing machte ablehnende Gebehrden. Hennenhöft ballte die Faust zum Zimmer des Grafen hinauf... Da kommt Wülfing einige Schritte näher. Was soll es geben —? Hennenhöft blüdt sich, blickt zu den Fenstern, faßt die Wände an, klopft an sie, vielleicht, ob sie massiv sind, rüttelt an den Jalousieen. Will er einsteigen —? Dort stehlen —? Viele der Münzen in den Sammlungen des Grafen waren von Silber und Gold. Doch waren diese noch in besondern Schränken verschlossen.

Was ist doch die menschliche Sprache für eine wunderbare Erfindung der Gottheit! Oder wenn sie sich

der Mensch selbst geschaffen hat, wie die Philosophen behaupten, so ist das Wunderbare die Kraft zu solcher Erfindung, die Verabredung und Virtuosität darin —! Und bei Alledem — wie unzureichend ist dies Göttergeschenk, wenn es sich darum handelt, einen Gedanken auszudrücken, der durch die Menschenseele fährt, schnell, wie das Zucken der Augenwimper. Eine Welt voll Vorstellungen, Voraussetzungen, Schlussfolgerungen enthält ein solcher Gedanke, der nur den tausendsten Theil einer Sekunde braucht, um gedacht zu werden —! Schwerfällig und lahm würde unsere Schilderung ausfallen, wenn wir nur den Versuch machen wollten, den einen Blitz der Schadenfreude zu schildern, der durch Jadwiga's Seele fuhr, bei dem Gedanken, daß dem Grafen seine Medaillen gestohlen würden —! Für sie lag ein ganzes Leben im Zucken dieser einen Vorstellung, eine Genugthuung für ihre Ehe, die sie nicht befriedigte, eine Lection für den Charakter des Grafen, eine Betrachtung über den geheimen Zusammenhang seiner bestrafteu Liebhaberei mit dem Wesen seiner Bildung und Eigenthümlichkeit überhaupt, eine Betrachtung über die Ausgleichungen, deren sich die Weltordnung bedient, um den Berg nicht übermüthig zu machen, ihn zu hindern, daß er des Thales spotte, und alles Menschenstreben und Menschenprahlen zu verweisen auf die eine und nämliche allgemeine Fläche, die Abhängigkeit vom Zufall —

Nicht ebenso schnell, aber doch auch nicht in all-

mähliger Folge verwandelte sich die Schadenfreude wieder in Entsetzen. Sie sah Wülffing zu seinem Genossen hinspringen, um diesen an Ausführung seiner Absichten, die ihr noch nicht klar waren, zu verhindern. Dieser stieß gegen Wülffing hinterwärts mit dem Fuß aus und traf ihn empfindlich. Währenddessen stopfte er in die Ritzen der Jalousieen einen nicht erkennbaren Gegenstand, eilte sich damit und verfuhr beinahe mit einer gewissen Gründlichkeit. Jadwiga erkannte den Stoff, den er in Händen hatte, Wolle oder Berg. Es wurde ersichtlich, die Jäger wollten Feuer anlegen und wenn nicht das ganze Schloß, doch zum Mindesten dem Grafen seine Sammlungen zerstören. Das Rachegefühl schien für Wülffing mit seiner bessern Natur zu kämpfen. Noch sah es so aus, als wenn ihm die letztere die Kraft gab, dem ruchlosen und für ihn selbst so überaus gefährvollen Beginnen zu steuern. Denn nur auf ihn allein würde der Verdacht der Brandstiftung gefallen sein.

Die Natur des Weibes ist in der Regel die Zagheit. Aber in Augenblicken der Gefahr übertrifft sie nicht selten die Haltung des Mannes. Diese schwächt die Erwägung der vielen Umstände, die oft zu gleicher Zeit auf eine Entschliekung bestimmend oder sie hemmend eindringen, während die weibliche Natur weder an ein Vorher noch Nachher zu denken gewohnt ist und durch eine Gefahr augenblicklich jene bekannten „Arme der Götter“ herbeizurufen glaubt. Sie wird

heldenhaft. Sie bewaffnet sich mit dem bloßen Wort, als wäre schon das ein zweischneidiges Schwert, und stürzt sich mitten in die Gefahr.

Was that es ihr jetzt, ob sie von dem fremden Bagabunden erkannt wurde —! Dieser hatte soeben aus seiner Rocktasche ein zusammengerolltes Bünd Schwefelfaden und eine Lunte gezogen. Die Jalousieen waren mit Oelfarbe gestrichen und das Holz ausgetrocknet von der Sonne. Sie mußten sich bald entzünden, wenn das eingestopfte Berg, das vielleicht noch mit einem brennbaren Stoff bestrichen war, in Brand gerieth. Das gewundene Schwefelbünd war stark genug, um einige Zeit hindurch mit nachhaltiger Kraft die Flamme nähren zu können. So lag alles bereit. Jetzt zog Hennenhöft, unbehindert durch Wülffing, der fast in ein Handgemenge mit ihm gerathen war, ein Streichfeuerzeug und der erste Funke loderte auf.

In diesem Augenblick, wo die Gräfin das erste blaue Phosphorflämmchen, den Uebergang desselben in die lichtere Flamme des Schwefelholzes anzusehen sah, hatte sie die Klammer der Jalousie, hinter der sie stand, gelöst, stieß das Holzgitterwerk zurück und rief:

„Wülffing! Hennenhöft! Wollt Ihr beide zum Zuchthause reif werden —?!“

Wie ihr diese Worte gekommen und dazu die Kraft, und grade diese Worte, Worte der Mahnung

und Drohung, und ob diese Worte widerhallen konnten weithin, im ganzen Schlosse, und Hülfe wecken — darüber hatte sie keine Vorstellung. Nur erstarrt stand sie, wie zu Boden geschmettert vom Ungeheuern des Bildes: Das Schloß steht in Flammen! Die Zunge versagte ihr den fernern Dienst. Die erschütterte Frau hatte noch beide Arme weit zum Fenster hinausgestreckt und hielt diese immer noch in gleicher Haltung und merkte gar nicht, daß sie stand, wie in Versteinerung.

Erst als sich die Folgen ihres Rufes zeigten, kam sie zur Besinnung. Die Männer entflohen. Wülfing der erste. Hennenhöft, der nicht erstaunt gewesen sein konnte, sich hier bei Namen gerufen zu hören, da er diesen dem Grafen, der Tischgesellschaft und allen Dienstboten hatte nennen müssen, folgte wie instinktmäßig, angesteckt durch das Beispiel seines Kameraden. Das mächtige Schwefelbündel blieb am Boden liegen. Die Mordbrenner nahmen den Weg über den Park zurück, dicht am Standpunkt der Gräfin vorüber, die nun beide wohl erkannt hatten. Die Hunde rissen wie wüthend an ihren Ketten. Ihren Meistern wollten sie nach.

Auf dem Lande springt man nicht sofort aus dem warmen Bett, wenn nächtlich die Wächter des Hauses im Hofe unruhig werden. Da muß es schon eine besondere Art von Bellen sein, die einen fremden Anfömmeling, einen verdächtigen Schleicher begrüßt.

Einen Hund ärgert ein Frosch, der sich aus seinem Sumpf zu weit vorgewagt hat, eine Schnecke, die sich dem Sultan viel zu sehr in der Nähe seiner Hütte fortzubewegen scheint. Ueber einen verspäteten Wanderer, über Fuhr- und Marktleute, die bei Nacht reisen, zu bellen, gönnt man den Hunden als frohe Unterhaltung.

Im Hause regte sich nichts. Die Gräfin blieb mit dem Furchtbaren, das sie erlebt hatte, allein.

Noch stand sie eine Weile wie ein Bild aus Stein. Dann erholte sie sich. Allmählig kehrte das warme Leben zurück. Sie horchte. Die Fußtritte waren längst verhallt. Sollte sie das Haus verlassen? Zu den in den Hof gehenden Thüren staken die Schlüssel von innen. Sollte sie das Schwefelbündel entfernen? Die Möglichkeit hindern, das Geseiterte noch einmal zu versuchen? Es waren seltsame Gedankenreihen, die sie verhinderten, der Ueberredung dieser Anreize zu folgen.

Einfach schlich sie sich in ihr Zimmer zurück, warf sich auf ihr Lager und that, als wenn sie einen bösen Traum gehabt hätte.



## Sechstes Kapitel.

---

Das nächtlich Erlebte hinderte die Gräfin nicht, ihren Vorsatz, abreisen zu wollen, mit Entschiedenheit auszuführen.

Länger hatte sie geschlafen, als sie sich vorgenommen. Es war wie ein bloßes Besinnen auf die schreckhaften Eindrücke der Nacht, als sie mit einer den Leuten beinahe schon erklärbaren Ruhe, ja mit Gleichgültigkeit sich erzählen ließ, daß Wülfing nicht nur heimlich in der Nacht auf's Schloß gekommen, in sein Zimmer gestiegen sei, sich seine Sachen geholt hätte, darunter Manches, was der Herrschaft gehörte, sondern daß ihn die Rache sogar soweit getrieben hätte, das Schloß anstecken zu wollen.

Ein Schwefelbündel war mitten auf dem Hof gefunden worden. Verschüttete Streichzündhölzer, eine aus Baumwolle und Zwirn gedrehte Lunte hatten daneben gelegen. Weitere Spuren des Verbrechens hatte man noch nicht entdeckt. Die Jalousieen und was zwischen den Sparren der einzelnen Flügel eines dieser Vor-

fenster angebracht war, blieb noch unerwähnt. Die Lunte, die Schwefelhölzer, das Schwefelbünd genügten für die Constatirung eines beabsichtigten Verbrechens.

Der Graf, hieß es, wäre außer sich. Offenbar hätte der Frevel seinen kostbaren Sammlungen gelten sollen. Schon wäre er in die nächste Gerichtsstadt, nach Dornweil, geritten und hätte Wildenswert, alle Dörfer der Umgegend Alarmirt, vor allem sofort in Klosterode die Tagelöhnerfamilie Widmann aufheben und verhaften lassen. Der Thäter müßte Unterstützung gehabt haben. Im Park hätte man vielfach Fußtapfen verfolgen können. Ohne Zweifel wär' es „eine ganze Bande.“ Die Gräfin merkte, daß dabei ihre eignen in den feuchten Parkwegen zurückgebliebenen Fußtapfen mit in Berechnung gekommen waren.

Die halb künstliche, halb natürliche Kaltblütigkeit, die sich Adwiga für die Motivirung ihrer Reise abgewonnen hatte, steckte auch diesen Berichten gegenüber ihr Verhalten an. Zunächst war Graf Bernhard abwesend. Das war ihr eine höchst willkommene Diversion der von ihr heraufbeschwornen Sachlage.

Dornweil war einige Meilen entfernt. Als ehemaliger Jurist ließ sich der Graf nicht nehmen, die Einleitung der Untersuchung selbst zu überwachen, manche Recherchen selbst anzustellen, dem Verhör der Tagelöhnerfamilie, die in's Dornweiler Stockhaus gebracht werden sollte, womöglich selbst beizuwohnen. Die Schloßherrin

wußte, daß der Graf schon lange mit der Regierung haberte um die Anstellung eines Gensd'armen in Wildens-  
 schwert. Jetzt war ihm ein willkommener Anlaß geboten, dem Landrath, dem Staatsanwalt gegenüber auf sein altes  
 Thema, die Unsicherheit auf dem Lande, zumal beim zunehmenden Fabrikenbetrieb, zurückzukommen. Seine  
 Rückkehr war vor Mittag nicht zu erwarten. Viel-  
 leicht gelang es den vereinigten Anstrengungen und dem Eifer ihrer Dienerschaft, (die Doris und der Bediente Ernst wurden mitgenommen) daß bis dahin schon die  
 zum Entweichen Entschlossene abgereist war.

Sie selbst ließ nicht ein Wort fallen über ihre Kenntniß des Vorganges, der das ganze Schloß, das Dorf, die Umgegend in Aufregung versetzte. „Der Jäger Wülfing hat Ihnen für die ihm widerfahrene Miß-  
 handlung das Schloß über dem Kopf anstecken wollen —!“ So hieß es von allen Seiten. Sie erwiderte: „Ja! Ja! Wenigstens vermuthet man so —!“ Sie trieb nur zur Beschleunigung ihrer Abfahrt.

Das erste Motiv dieses sonderbaren Verhaltens war die Furcht vor einem Aufenthalt. Sie sagte sich: Bekennst Du, Zeuge des nächtlichen Vorgangs ge-  
 wesen zu sein und ihn selbst gestört zu haben, so wirst sich eine solche Fluth von Neugier, von Fragen, selbst von behördlicher Zubringlichkeit auf Dich, daß Du Bleigewichte in die Füße bekommst und hier Tag für Tag gefesselt bleibst —! Da blieb sie zu allem

stumm, hörte nur und — verwunderte sich über die Maßen.

Allmählig schien es ihr, als wenn Doris und Franz die Vorbereitung zur Reise hinhalten wollten. Sie entdeckte, daß Madame Derenbach mit ihnen flüsterte. Doris hatte ebenso ein Auge auf Wülffing, wie Franz das schönste Mädchen der Gegend, die Gustel Widmann, dem letzteren nicht gönnte. In diesem Sachverhalt lag eine Entschuldigung für die Langsamkeit, die Adwiga nach mehrmaligem Antreiben zur Eile, wie sie sich ausdrückte, zum letztenmale in Güte rügte. Die Bemerkung, zeigen zu wollen, wer hier im Hause Herr wäre, war ihr seit einiger Zeit geläufig. Ein Wort, wie: „Das ist eine Natter, der ich noch einmal den Kopf zertrete —!“ angewendet auf Frau Derenbach, wurde oft schon zwischen den Zähnen gemurmelt. Die Vornehmen und Reichen und, wie wir voraussetzen dürfen, von Kindesbeinen an sorgfältig Erzogenen haben manchmal ein förmliches Gelüst, die Voraussetzungen dessen, was man vornehm oder gebildet nennt, ganz über Bord zu werfen, sich gehen, behaglich schaukeln zu lassen vom allgemeinen Denken, Urtheilen und Fühlen, ja sogar im Sprechen eine Gourmandise darin zu finden, Ausdrücke zu brauchen, die der Gasse angehören. Fürsten, regierende sogar, zanken mit Wendungen, die kaum ihre Diener brauchen. Fürstinnen machen keine Toilette, ohne sich für den Etikettengang der gewählten Worte, die sie in der nächsten

halben Stunde ausschließlich anwenden müssen, zuvor am Schimpf- und Glimpf-Wörterbuch unsrer Sprache schadlos gehalten zu haben.

Sadwigas Ingrimms gegen diese Behinderung milderte sich nur dadurch, daß sie, beseelt vom tiefsten Mißtrauen, wie sie war, das Kopfszusammenstecken ihrer Umgebungen auf ein Interesse allein an ihrer Gesundheit, an ihren körperlichen Zuständen deutete. Sie hatte Frau Derenbach und die Doris schon öfters auf Belauschungen ihres geheimsten Lebens und Seins ertappt und war entschlossen, die letztere nur deshalb in die Residenz mitzunehmen, um sie dort zu entlassen. Wildfremde Personen wurden die ihr willkommenen.

Unmittelbar nach dem zweiten Frühstück, für die Dienerschaft schon das Mittagessen, verließ sie das Schloß in einem über und über gepackten Reifecoupé. Franz und Doris, vollends durch die Zusammenreise geärgert, weil sie sich nicht leiden konnten, nahmen auf dem mit einem Dache versehenen Hintersitz Platz. Sie mochten ihr Schicksal ahnen; zu ihren Füßen, in einer mächtigen Wache, lagen ihre sämtlichen Habseligkeiten, die ihnen die Gräfin befohlen hatte, mitzunehmen.

Die Gräfin saß in ihrem eleganten, einst zu ihrer Hochzeitsreise eigens gebauten Wagen modernster Construction mit den vorzüglichsten englischen Patentachsen und den sinnigst erfundenen Vorrichtun-

gen für Schreiben-, Lesen- und Schlafenwollen und noch einem enormen Raum für Unterbringung eines massenhaften Gepäcks. Ihre eigenen Pferde gingen nur bis zur nächsten Poststation mit. Dann führte ihr Kutscher die stattlichen Kenner zurück und überließ seinen Sitz einem Postillon, der mit Postpferden die Gräfin weiterfuhr. Die Reise konnte erst am Abend des folgenden Tages zum Ziele gelangt sein. Die Flüchtige hätte sich für die Hälfte des Weges einer Eisenbahn bedienen können. Doch scheute sie die Weiläufigkeiten des Umpackens und wollte allein sein.

Unangenehm war ihr, daß sie mindestens drei Stunden lang denselben Weg fahren mußte, den der Graf zurückkommen konnte. Denn die Station, wo sie Postpferde nehmen wollte, war eben die Gerichtsstadt selbst. Jene diabolische Inspiration, die ihr unablässig zurief: Durch! (in der Ferne winkte die Gestalt jenes Mannes, der ihr erschien, als hätte sie schon vor Jahren lediglich nur durch ein Mißverständniß des Schicksals seinen Besitz verfehlt —) hatte ihr den Muth gegeben, dem Kutscher und dem Bedienten beim Einsteigen zu sagen:

„Begegnet uns der Graf, so wird nicht gehalten!  
Im Gegentheil, wenn Ihr ihn seht, wird erst recht  
zugefahren —!“

Mit einer gewissen Behaglichkeit streckte sie sich auf ihre halbseidenen, weichen elastischen Polster aus. Sie hatte die Spiegelfenster von allen Seiten auf-

gezogen; die Luft blieb kalt, der Himmel unfreundlich. Da sie bald vom grünen Walde umfungen war, so erhielt das Spiegelglas eine dunklere Hinterwand, die ihr Bild rückstrahlen ließ. Der Anblick, der sich ihr bot, stellte sie vollkommen zufrieden. Trotz der Anstrengungen, die sie sich zugemuthet hatte, stand ihr die ausgefuchte Toilette, die sie gewählt. Die Maxime, auf Reisen nicht in geringerem, die Abnutzung vertragenen Costüme zu gehen, hatte sie heute gesteigert bis zur Annahme, sie könnte Fernau begegnen oder jedenfalls nicht unmöglich gewärtig sein, schon morgen Abend von ihm begrüßt zu werden. Ihr Costüm zeigte nach außen eine Harmonie, die ihr Inneres nicht besaß. Die Farben Gelb, Violett, Grau waren für ihr Reiskleid, ihren Hut und Schleier, ihre Hand- und Fußbekleidung anmuthig vertheilt. Das Kleid hatte einen garnirten Ueberwurf über die Achseln und nach vorn hinab als Verzierung dieselbe Garnitur. Unter dem Hut leuchtete der Besatz im frischsten Roth, gleichfarbig war die nur lose geschlungene Cravatte. Hochroth schimmerten auch die Nähte und Aufschläge der Handschuhe, die Grafenkrone und ihr Namenszug auf dem duftenden Spizentaschentuch.

Je weiter sie kam, desto behaglichere Ruhe kehrte in ihr Gemüth ein. Sogar zum Lächeln verzog sich ihr Mund, als sie einen Streit ihrer Begleiter vernahm über die Frage, ob das Dach niedergelassen werden sollte oder nicht. Die Doris wollte sehen und

gesehen werden. Franz dagegen versicherte, Wülfing und seine Bande stüken im Walde und dem Wagen wäre leicht eine Kugel nachgeschendet.

Am Ausgang des Waldes lag die Chauffeegelbshebestätte. Der Graf hatte sich durch eine Jahressumme von dem Zwang, an den Schlagbäumen halten zu müssen, losgekauft. Heute sprang der Einnehmer aus seinem Häuschen, winkte mit der Hand und hielt die herrschaftliche Carrosse auf. Er glaubte, ihr Dahereilen hinge mit dem beabsichtigten Schloßbrand, mit Wülfing's That zusammen. Die Gräfin ließ das Fenster hinunter, um zu hören, was es gab.

„Sie werden sie bald haben —!“ berichtete der Mann. „Die Gensd'armen haben sich überall hin vertheilt! Man hat ihre Spur. Zwei stecken im Walde —! Wülfing, wer hätte das von dem gedacht —! Und die Widmann's — auch die solches Gefindel —! Hier wurden sie vorübergeführt! Das ganze Nest — Der Alte und die Mutter schriegen und verschworen sich, nichts zu wissen. Aber die Gустel verrieth sich. Die ging still und sah zur Erde nieder — Sie sind nach Dornweil in's Gericht —!“

Doris und Franz jubelten. Sie forschten und fragten. Der Kutscher lehnte sich rückwärts und verlor darüber beinahe die Leine. Wer der Zweite wäre —? so lautete die Frage von allen Dreien.

„Einer von Widmann's Jungen sagen sie. Der Gустel ihr Bruder — ein tückischer Bursche, der



gebient hat.— ich weiß es und der Graf meint's auch. Ja, der Herr Graf ist auf die Waldbeuge hinüber —! Vor einer Viertelstunde fuhren sie hier vorbei —“

Das Chausseehaus lag an einer Wegestreckung. Die Gräfin ersah, daß sie ihrem Mann nicht begegnen würde. Daß es ihn gedrängt hatte, erst den Umweg zu machen, um die „Herrschaften“ auf dem Mohrenkopf vom Vorgefallenen zu unterrichten, machte sie lachen. Dann ärgerte sie's wieder, daß der Graf ihre gestrigen Drohungen gar nicht für Ernst genommen zu haben schien. Sie sagte sich: Er kann nur immer Einen Gegenstand im Kopf haben und dann nur immer den, den er sich selbst vorgenommen hat —! Wie wird der noch im Leben fallen über Bäume, die ihm Andere in den Weg legen —!“

Das letztere Bild bot sich von selbst. Im Walde hatten sie zwangsweise den neuen Chausseeweg ausfahren helfen müssen. Baumstämme zwangen die armen Rosse, sich die spitzen, frisch aufgeschütteten Steine in die Hufe zu klemmen.

Als man weiter fuhr und Jadwiga erlöst aufathmete über die Sicherheit, nicht mehr ihrem Mann zu begegnen und am wenigsten in Dornweil beim Wechseln der Pferde mit ihm zusammenzutreffen, kam ihr mit jener Auguste Widmann ein besonderes Mit-leiden. Sie hatte das Mädchen gern gesehen. Sie war hübsch, hatte feurige, entschlossene Augen. Sie half sogar mit ihren von Garten- und Feldarbeit rauhen Hän-

den, doch mit Geschick, in der Nähstube des Schlosses, strickte gewandt und konnte sich überall nützlich machen. Immer hatte sie ihr wie zu etwas Besserm bestimmt geschienen. Ihr schien sie an dem projektirten Verbrechen vollkommen unschuldig zu sein. Wenn sie nicht schrie und jammerte wie die Eltern, so konnte darin der Schmerz um ihren Geliebten liegen, dessen Schuld ihr bis zu einem gewissen Grade erwiesen sein mußte. Die Gräfin vertiefte sich in diese Verhältnisse. Nur Hennenhöft blieb der störende Nebengedanke. Aber dennoch — als wenn sie der Biß einer Schlange getroffen hätte beim Ruhen im schwellenden Moose, so zuckte sie auf — über einen Gedanken, der ihr schon wieder durch die Seele fuhr — —! Wozu war nicht alles dieser Hennenhöft zu gebrauchen —!

Noch eine halbe Stunde mochte sie gefahren sein im schnellsten Trabe, als plötzlich die Kasse stillstanden und sie erschreckt aus ihren grübelnden Träumen fuhr.

Die Kufe: „Da sind sie!“ „Da bringen sie sie!“ „Dort drüben aus dem Walde —!“ „Sie sind geschlossen —“ „Die Bauern passen mit Knitteln auf —“ „Barmherzigkeit, wie sie dahinschleichen —!“ „Sie werden vorwärts getrieben —!“ „Zwei Gensd'armen zu Pferde nehmen sie in die Mitte —!“ „Ist das der Andere? Das ist ja der Kerl, der sich meldete um den Dienst —“ „Gestern bei Tafel —“ „Herr Gott, die waren im Einvernehmen —?“ — dies Durch-

einander der drei Personen außerhalb des Wagens klärte die Gräfin über das auf, was das Halten des Wagens veranlaßt hatte. Die Lorgnette, die auf ihrer Brust gehangen hatte, zitterte, als sie vorsichtig das Glas vor's Auge brachte. Sie mochte nicht zu lange hinübersehen. Alles bestätigte sich ihr, was man draußen als sichtbar gemeldet hatte. Franz, so hörte sie, sprach von Absteigenwollen. Sie verbot es.

Die geschilderte Scene spielte etwa tausend Schritte weiter. Vom Waldestrand her und an diesem entlang entwickelte sich der Zug. Nur ab und zu zwischen den Kössen der Gensdarmen wurden die Gefangenen sichtbar. Ohne Zweifel kamen sie auch mit der Zeit auf die Landstraße. Deshalb befahl die Gräfin, sich nicht länger aufzuhalten, sondern schleunigst zuzufahren, so daß mit dem unheimlichen Troß keine weitere Berührung stattfinden konnte.

Der Kutscher mußte gehorchen. Franz, halb schon auf dem Aussteigetrtritt, mußte unter sein Dach zurück. Nun, wo von nachgesandten Kugeln keine Rede war, wünschte er das Dach selbst zurückgenommen. Und nun verbot es die Doris. Sie hatte das Taschentuch vorgenommen und schluchzte.

In Dornweil angekommen, erklärte plötzlich die Gräfin in einem Gespräch mit dem Posthalter, mit Fremden des Gasthofes, wo sie abgestiegen war, beide Gefangene — für unschuldig. Sie sagte es Jedem, der sie im Posthof über das Ereigniß ansprach, sagte

es jetzt auch ihrer Dienerschaft. Dann verlangte sie, auf's Amt, zum Staatsanwalt geführt zu werden, um ihre Aussage zu Protocoll zu geben.

Das Staunen war allgemein. Noch vor wenig Stunden hatte der Graf das Städtchen allarmirt. „Warum hat er mein Aufstehen nicht abgewartet!“ sagte die Gräfin zum Posthalter, während ihre Diener mit geöffnetem Munde der seltsamsten Mär lauschten. „Ich hatte nur meine Reise vorzubereiten! Das Geschrei der Anklagen um mich her betäubte mein Ohr und verwirrte meine Gedanken, die ich für mich zusammennehmen mußte. Bringen Sie mich zum Staatsanwalt, falls es hier einen giebt, oder zu einem der Richter —! Daß beide unschuldig sind — ich kann es beweisen —!“

„Aber der Schwefelbund, die Lunte, Frau Gräfin —!“ riefen ihre eigenen Diener.

Die Gräfin hatte einen gewissen Blick in der Uebung, der ihr im Kreise wenigstens Derer, denen sie zu befehlen hatte, ein augenblickliches Verstummen und das Unterbleiben jeder Einrede sicherte. Bei allen Fremden verstand sich die Bescheidung des Urtheils von selbst.

Das Amthaus in Dornweil ist ein altes Gemäuer in jenem osteuropäischen Geschmac, wo sich gewisse Voraussetzungen der italienischen Architectur mit dem Charakter slavischer Holzbauten verbunden haben. Wir befinden uns in einem Theil Deutschlands, der zu den Zielpunkten der slavischen Einwanderungen gehörte.

Die Stadt hatte einen großen Marktplatz, den sogenannten Ring, wo die Hauptgebäude des Orts, die Kirche, das Rathhaus, die Herbergen, beisammen lagen. Die slavische Linde, ein Baum der Weichheit und Milde, durch seinen würzigen Blüthenduft den Völkern einer träumerischen Phantasie der Lieblingsbaum, beschattete den Platz in einigen uralten Exemplaren, auch die schneckenartig gewundene Treppe, die bereits von außen her in das alte mit sonderbaren Dächern, Kuppeln und Thürmen ausgestattete Amtshaus führte. Eine dieser Stiegen, dicht vorüber an einem Brunnen mit aus Kupfer getriebenen Emblemen von Fischen und Drachen zu einer Außengalerie führend, mußte die Gräfin zurücklegen, um zu einem Assessor zu gelangen, der am Amt die Stelle des Staatsanwalts bekleidete.

Raum hatte sie einige Stufen dieser Außentreppe hinter sich, als ihr von obenher ein Mann entgegentrat, den das helle Tageslicht — es war die dritte Nachmittagsstunde — dermaßen grell beleuchtete, daß sie ihn in jeder Linie seines Antlitzes erkennen mußte — Herr Hellwig, der Advocat von Buchenried, ihr vorgestriger Rathgeber.

Beim Herniedersteigen blätterte dieser Unwillkommne in Acten, die er in der Hand hielt, und schien so vertieft in seine Lectüre, daß er die Dame, die ihm entgegenstieg, erst da genauer ansah, als sie bereits dicht vor ihm stand.

Rasch den Schleier überziehen zu können, hatte die überraschte Gräfin die Zeit verpaßt. Dies nun noch vollends nachträglich zu thun, konnte auffallen. Befand sie sich doch auch schon im Zuge des kochten Aufstozens.

Der Advocat grüßte mechanisch. Erst als er die Reifemütze, die er trug, wieder aufgesetzt hatte, mochte er seinen Besuch von gestern erkannt haben. Wenigstens sah er auf die Fremde, auf den Wagen drüben vor der Post, auf den Bedienten, den Kutscher, auf Alles wie zu gleicher Zeit. Jadwiga bemerkte nicht mehr sein Befremden. Nach einigen Schritten weiter abwärts stand er bewegungslos still, zog nach einigem Bestimmen die Augenbrauen erstaunt in die Höhe und stieg wieder in's Amtshaus zurück.

Da hast Du schon den ersten Rückschlag —! sagte sich die Gräfin. Muß Dir Dein Unstern auch gerade diesen Mann in den Weg führen —! Was kann Dir nicht daraus für Nachtheil erwachsen —! Gewiß wird er sich erinnern, daß es gerade Ein Punkt gewesen, bei dem Du mit so dringlicher Wißbegierde verweilstest —! Gewiß wird er davon reden —! Horch, wie er Dir nachschleicht! Das Verderben rollt schon heran auf Dein Haupt — —!

Eine lustig schwebende Gallerie, die Jadwiga beschreiten mußte, unterstützte die Vorstellung, die sie ergriffen hatte von einem Dahinschweben in den Lüften oder als müßte alles unter ihr zusammensinken.

Sie trat in eine kleine gewölbte Thür ein. Schon

war sie draußen an den Fenstern der Amtsstube vorübergegangen. Diese führten auf die Gallerie hinaus. Schon hatte sie die Actenrepositorien gesehen, die Schreiber, die ihre Federn spitzten. Der junge Assessor, der vielleicht von seinem Nachmittagskaffee kam, zog sich eben seinen Büroarco an.

Die Gräfin trat ein, leidlich gesammelt. Sie nannte ihren Namen und erklärte ihr Vorhaben.

Bereitwillig griff der Assessor zu den erst am Vormittag aufgegebenen Aussagen des Grafen. Er wußte schon, jeden Augenblick konnten die Verbrecher eingebracht werden. Ein heftiger Widerstand, den namentlich der Eine geleistet haben sollte, hatte den Transport erst nach Einholung eines dieseitigen weitem Beistandes von Gensd'armen ermöglicht.

Wie mußte der junge Richter aufhorchen, als die Gräfin mit grazios lächelnder Miene, ihre bauschigen Kleider in die Richte streifend und sich niederlegend, erklärte, sie fühlte das Bedürfniß, den wahren Sachverhalt mitzutheilen, da sie zufällig Zeuge der ganzen nächtlichen Begebenheit gewesen wäre.

„In der That —! Der Herr Graf sagte nichts davon —“

„Ich sprach den Grafen noch gar nicht. Meine Aufmerksamkeit galt den Zurüstungen zu einer längern Reise, die ich antrete. Ich hatte den Kopf so voll von meinen eigenen nächsten Angelegenheiten. Als ich endlich den Zeitpunkt wahrnahm, wo ich bereit sein

konnte, auch mich in diesen Tumult zu mischen, da war mein Mann schon über alle Berge, die arme Tagelöhnerfamilie verhaftet und die Verfolgung der unschuldigen Flüchtlinge angeordnet —“

„Gnädige Gräfin — ich erstaune —“

„Ich habe alles gesehen. Als ich heute früh erwachte, war mein Mann, wie gesagt, bereits unterwegs —! Ich hoffte ihn einzuholen und rechnete darauf, hier eine wahrheitsgetreue Darstellung zu Protocoll zu geben!“

„Thun Sie das —!“ sagte der Assessor. „Und Sie verbürgen die Unschuld dieser Leute —?“ Der junge Mann griff zu den bereits über den Fall angelegten Acten.

Jadwiga hatte Besorgniß, es möchte jene Jalousie, die offenbar zum Angeklundbetwerden bestimmt war, schon zur Sprache gekommen sein. Sie bat, ob sie nicht die Deposition ihres Mannes vorgelesen erhalten könnte.

Nach kurzem Befinnen las ihr der Assessor diese vor.

„Nun gut,“ begann lächelnd Jadwiga, als die Vorlesung zu Ende war, „das ist alles, wie man es sich ausersonnen und wie ich's habe hingehen lassen, weil ich meinen Kopf voll hatte —! Sie sehen, dort drüben steht mein Wagen — bis unter den Rutscheritz ist er bepackt —“

Ihr Blick begleitete den des Assessors. Sie athmete auf, als sie den Advocaten nicht am Posthause und an ihrem Wagen erblickte. Diesem wurden soeben



drei Postpferde vorgespannt. Er wird Dich nicht erkannt haben! sagte sie sich zu ihrer Ermuthigung. Daß er ganz in's Amthaus zurückgekehrt war, hatte sie nicht bemerkt.

„Erzählen Sie, Frau Gräfin!“ begann der Assessor, nahm einen Bleistift, um sich Notizen zu machen für sein Protocoll, und drückte die Thür eines Nebenzimmers zu, um die Schreiber am Zuhören zu verhindern.

„Ich hatte,“ begann die Gräfin einen Bericht, den sie sich im Wagen bis in die einzelnen Details zurechtgelegt hatte, „gestern Abend bis tief in die Nacht mit den Zurüstungen meiner Reise zu thun, Briefe zu schreiben, viel zu rechnen, manches aufzuräumen — wie das eben so geht. Uebermüdet, fürchtete ich noch nicht schlafen zu können. Ich hatte das Bedürfniß, frische Luft zu schöpfen. Wie ich mein dem Parke zu gelegenes Schlafzimmerfenster öffnen will, höre ich unsere beiden Jagdhunde winseln, wie ihnen eigen ist, wenn sie Jemand liebkost. Ein bekannter Laut der Freude und des Behagens. Wie? dachte ich, wer kann noch so um Mitternacht die Hunde streicheln und mit ihnen schön thun? Mein Gedanke fiel auf Wülfing. Man hatte ihn den Tag über vermißt. Am Abend vorher hatte er mit meinem Mann eine Scene gehabt. Sie wissen das wol schon. Ich will nicht entscheiden, auf wessen Seite die Schuld lag —“

In den Mienen des Assessors zeigte sich ein Ausdruck des Befremdens.

Die Gräfin versuchte zu lächeln. „Wir Frauen,“ fuhr sie fort, „sind geneigt, die Fehler unserer Männer, unter denen wir selbst zu leiden haben, strenger zu beurtheilen, wenn wir sehen, daß auch andere darunter leiden. Mein Mann ist heftig. Doch will ich es glauben, daß auch Willfing ungezogen war. Indessen Willfing war im Ganzen ein guter Diener, aufmerksam und treu. Wir haben ihn, so lange ich verheirathet bin — drei Jahre. Wir hatten ihn oft gelobt und seinen Ehrtrieb dadurch überreizt. Doch würde ich ihm auch nicht verdacht haben, wenn er nach jener Scene auf und davon gegangen wäre. Seine Strafe würde der zurückbehaltene Lohn gewesen sein.“

Es bedurfte keiner Erinnerung des Assessors an eine klare und regelmäßige Fortführung des Berichtes. Die Gräfin lenkte schon von selbst wieder von ihrer Abschweifung ein.

„Als ich jenen Ton der Hunde vernommen hatte und sogleich an Willfing dachte, schloß ich eine Verbindungsthrür auf, die mich in einen Seitenbau unseres Hauses führte. Dieser wird nur im hohen Sommer bewohnt. Die einzelnen kleinen Gemächer hatten Fenster mit — Jalousieen. Eine derselben öffnete ich leise. Ich spähte in den Hof hinunter, als ich zu meinem Schrecken noch einen andern Mann bemerkte, dessen kurze Zoppe,

die ich im Mondenlicht unterscheiden konnte, ebenfalls auf einen Jäger schließen ließ. Was will denn dieser Mensch? dachte ich mit Befremden. Bald entdeckte ich, daß er in Verbindung stand mit dem Fenster im Zimmer Wülfsing's. Das Fenster stand offen. Jetzt unterschied ich, daß Wülfsing nicht fehlte. Dieser reichte seinem Kameraden aus dem Fenster seine Sachen. Jetzt kann ich beschwören — weil ich's zu deutlich gesehen habe — daß Wülfsing dabei sorgfältig unterschied, was ihm gehörte und was uns. Alles Herrschaftliche legte er zurück, sein Wandelier, seinen Hirschfänger mit dem Griff von Silber und Elfenbein. Das Wetter war unfreundlich, der Sturm heulte. Die Wolken wurden über den Mond dahingetrieben, so daß es ganz dunkel wurde. Sticht dunkel war es längst in Wülfsing's Kammer. Deshalb versuchte er Licht zu machen. Das Feuerzeug und die Schwefelfäden hatte er entweder bei sich oder beides kam aus seinem Zimmer. Das Auswählen dessen, was Wülfsing und was uns gehörte, machte einen Aufenthalt, der erklärlich erscheinen lassen kann, daß beide, als unmittelbar am Schloß das Wächterhorn hörbar wurde, plötzlich entschlüpfen. Auch hatte der Zugwind über uns eine Thür zugeworfen, so daß es weithin in dem kleinen Anbau, in welchem ich mich befand, widerhallte. Mir fielen, wie ich eine Bewegung des Schreckens machte, die Sparren der Jalousie zu. Als ich diese wieder geöffnet hatte, waren Wülfsing und sein Gefährte verschwun-

den. Alles, was man im Hofe fand, diente nur, um Licht zu machen. Denn auf dem Hofe galt es noch Vieles zu unterscheiden und es war so dunkel, daß man die Hand kaum sah. Das Schwefelbünd und das Streichfeuerzeug ließen meine Leute liegen; alles Andre schleppten sie fort. Sie machten aus Haß und Liebedienerei eine Anklage, die mir unbegründet erscheint. Wie würde ich denn sonst gegen unser Interessezeugen—!“

Der Assessor war nicht der Neuling, den der Bericht der Gräfin vorauszusetzen schien. Er fragte nicht ohne, einige Ironie:

„Die beiden Leute machten sich also nur Licht, um — besser sehen zu können —?“

„Ich versichere Sie —! Mondschein stand im Kalender, aber es war stichdunkel —“

„Die Zeiten sind vorüber, gnädige Frau, wo man sich zum Lichtmachen eines dicken Convoluts von Schwefelfäden bedient —“

„Gewiß! Gewiß! Aber wer kann sogleich sagen, was mit diesem Material — ein Jäger vorhat! Wülffing hatte davon einen Vorrath in seiner Kammer. Ja, ja, ich entsinne mich, daß ich mit Wülffing über das Anlegen einer Bienezucht gesprochen habe —! Wir haben wilde Schwärme in unserem Walde. Um diese einzufangen, bedient man sich des Schwefels. Ich ermunterte ihn oft dazu — davon anzuschaffen — ich vermuthete, der aufmerksame Mensch hatte sich für den Sommer darauf vorbereitet —“

Hätte der Graf oder Jadwiga's Vater diese Erklärung gehört, sie würden gesagt haben: Da sieht man, was Dir Deine polnischen Paten eingebunden haben —! Nicht drei Worte in dieser Erklärung waren begründet, höchstens, daß es im Walde wilde Bienen gab —! Wie aber floß die erlogene Aussage so gewandt dahin —!

Die Gräfin hörte auf, ihrer erstarrten Phantasie den Zügel schießen zu lassen. Denn einmal fiel ihr ein: Wie, wenn nun Wülfing in seinem Verhör ver-räth, nicht eine Sylbe von dieser Entschuldigung zu wissen —? Der andere Grund, der sie stocken, zu-legt ganz schweigen ließ, war das langsame Vorüber-schleichen des Advocaten Hellwig auf der Gallerie, auf welche sie eben hinausgesehen. Geradeso, wie dieser Mann sie jetzt bei dem Assessor wieder fand, hatte sie neulich bei ihm geseffen. Ein sardonisches Lächeln, das sie durch die Fensterscheiben hinter dem Rücken des Protocollanten fast zu grüßen schien, zeigte ihr, daß sie erkannt war.

Die Pause, die darüber in ihren Mittheilungen entstand, schien sich bei dem Assessor mit allerlei Bedenken zu füllen, die sein zum Mißtrauen und zum Auszweifeln von Berufswegen geschultes Denken durch-kreuzten. Indessen, die hohe Stellung der vor ihm sitzenden Dame, die unbezweifelbare Zulässigkeit gerade dieser Instanz der Beurtheilung des vorliegenden Falles, die nun einer Zurücknahme der ganzen Anklage gleich-

kam, machte sich zuletzt von selbst geltend. Der Assessor formulirte die Aussage der Gräfin zu Protocoll und gab ihr dadurch Gelegenheit, ihr Angeficht abzuwenden und die Augen im Raume umherstreifen zu lassen. Sie sah, daß Advocat Hellwig in's Verhörzimmer getreten war, die geschlossene Thür des Nebenzimmers öffnete, sie offen stehen ließ und sich drinnen, wie sie sogleich bemerkte, mit einigen Actennummern nur scheinbar zu schaffen machte . . . Muthlos ließ sie den Kopf sinken und drückte ihr Taschentuch an's Gesicht.

Die Vorlesung ihrer Aussage, wie solche vom Assessor aufgesetzt worden, gab ihr wieder einigen Aufschwung. Als sie sich durch die Bündigkeit und überzeugende Sicherheit im Vortrag des Assessors für ihre eigenen Lustgebilde ermuthigter fühlte, sammelte sie sich sogar zum Aussprechen einer Bitte, wobei sie aus Furcht vor dem Lauschen des Advocaten den Ton etwas änderte. Sie bat, der Assessor möchte ihrer Aussage hinzufügen, daß sie wünschte, die Tagelöhnerfamilie Widmann und namentlich Auguste Widmann würde sofort entlassen. „Wir sind denn doch die Benachtheiligten —!“ sagte sie. „Und wenn wir selbst nicht klagen — und mein Mann wird ebenfalls nicht klagen, wenn er hört, daß ich es nicht will —“ Sich unterbrechend in dieser gewagten Voraussetzung, zog sie ihre mit Goldstücken gefüllte Börse, eine Häfelarbeit von Perlen, nahm eine Summe, mehr als fünfzig

Thaler in Gold betragend, heraus, die sie deponirte, um sowohl die Widmann'sche Familie, wie die beiden Gefangenen, die inzwischen eingebracht wurden — alles sprang plötzlich, als man Pferdehufschlag vernahm, an's Fenster — für die ausgestandene Angst für's Erste schadlos zu halten. Sie verlangte ausdrücklich, daß den vermeintlichen Verbrechern angezeigt würde, sie sollten sich wegen fernerer Unterstützung an ihre Adresse wenden. Ihre Wohnung in der Residenz würde leicht zu erfragen sein.

Gegen einen so bestimmt ausgesprochenen, wenn auch nur leise und halb wie vertraulich vorgetragenen Wunsch ließ sich nichts einwenden. Der Assessor verharrte bei seinem ruhig aufhorchenden Ernst. Er blickte nicht einmal, wie ringsum die anderen Arbeiter, auf den Marktplatz hinüber, wo sich der kurze Tumult, das Zusammenlaufen von Menschen bald verzogen hatte. Sinnend beendete er seine schriftliche Aufnahme, verschloß die empfangene Geldsumme und machte zuletzt nur noch mit halbverlegenem Lächeln die Bemerkung:

„Sie werden die Güte haben, noch das Protocoll als mit Ihren Erklärungen übereinstimmend zu unterschreiben —“

Die Gräfin erwartete dies. Vor Unruhe hatte sie vorher schon die Handschuhe abgezogen.

Der Grund des Lächelns von Seiten des Assessors schien nicht zu schlimm für sie gemeint. Vielleicht kam derselbe jetzt zum Vorschein, als er sagte:

„Was die Identität Ihrer Person anbelangt, — so habe ich leider noch nicht die Ehre gehabt — indessen dort drüben Ihr Wagen und, wie ich zu unterscheiden glaube, das gräßlich Wildenschwert'sche Wappen am Schlage —“

Bei alledem sah der Assessor nicht blos zum Fenster hinaus, sondern auch in die gewölbten niederen Räume seiner Umgebung. Er suchte Jemand, der sich bekannte, die Gräfin Jadwiga von Wildenschwert, geborene Freiin von Wolmerode, persönlich zu kennen. Sein Blick traf den Advocaten Hellwig.

Die Wiederbegegnung mit dem wohlwollenden Rathsertheiler kam auf ihren Höhepunkt. Als Hellwig, den Blick des Protocollanten sofort verstehend, einige Schritte vorgetreten war, sich verbeugte und sich höflich lächelnd für ihre Identität verbürgte, war es Jadwiga, als ginge ihr das Leben aus.

Sie schwankte zur Thür. Ein Blick von der Gallerie, auf welcher sie, wenigstens war ihr Gefühl dies, Spießruthen lief — alle waren aufgesprungen und sahen ihr nach — zeigte ihr, daß sich eben der Advocat gebückt hatte und die Recognition mit der Feder vervollständigte.

Wie sie nun aber doch noch in ihren Wagen und zum Sitzen kam, das wußte sie nicht. Sie war die offene Treppe am Rathhause hinuntergeschritten, unter den halbbelaubten Lindenbäumen hinweg zur Post gelangt — alles ohne klares Bewußtsein. Nachdem sie in der



Zerstreuung ihre ganze Börse hingehalten hatte, um den Diener Franz die Zechen für ihre Leute bezahlen zu lassen, begriff sie erst, was sie gethan, als dieser die Börse erstaunt in der Hand behielt und sie nicht öffnen mochte. Seine Gebieterin rief ihm dann, er sollte auslegen.

Der Postillon blies ein lustiges: „Wohlauf zum fröhlichen Jagen!“ Das Pflaster der Stadt unterstüzte nicht eben die Reinheit seiner Töne.

O, wie wohl war ihr, als das Horn dem vom Sattelpferd aus seine drei Koffe regierenden alten Knaben im gelben Postrock auf den Rücken flog, der Bläser die Peitsche ergriff und zur Beschleunigung eines Trabes ausholte, der sich sogar, in Erwartung eines splendiden Trinkgeldes, zum Galopp steigerte.

---

## Siebentes Kapitel.

---

Liebe, Deine Zaubergewalt schafft und erhält die große Ordnung des Lebens —! Die unvordenkliche Weisheit des Schöpfers hat es so im Anbeginn geordnet.

Aber sie zerstört sie auch wieder. Sie scheint in der That die einzige Macht zu sein, die den Menschen mit den Gewalten des Schicksals in einen ebenbürtigen Wettkampf eintreten läßt. Die Liebe ruft das Unmögliche in's Leben. Sie macht das Märchenhafte zur Wirklichkeit. Abgesehen vom mächtigen Zauber der Liebe auf die Liebenden selbst, auf die Selbstbestimmung im Bereich ihres eignen Schicksals, wie oft vermittelt sie nicht Verhältnisse, die ganz außerhalb der nächsten Interessen zweier verbundenen Herzen zu liegen scheinen —! Wie man beim Schlendern durch's Feld sich Blumen pflückt oder ein Lied um die Wette mit der Lerche singt, so wie im Spiele, so im Genuß, ohne alle Mühe vermittelt sie Durchkreuzungen des Hergebrachten, Empfeh-

lungen, Beförderungen, Entfagungen auf Vortheile, Zuwendungen aller Art. Sie drängt sich mit ihrem Füllhorn auf den Markt des Lebens. Sie geht für die Interessen des Geliebten durch's Feuer. Trotzige, jugendmuthige Männer zucken zuweilen die Achsel und klagen: Glaubt Ihr, daß ich ein Narr bin und auf Erfolg hoffe? Ein Weib, das liebt, macht den Erfolg. Hat sie nur einige Gewalt und Erfindungskraft, so lacht sie aller Bedenklichkeiten der Männer.

Freilich muß es eine Liebe sein, die im Stande ist, wie jetzt Jadwiga's, stundenlang durch eine abwechslungsreiche Gegend fahren und von all den Hügeln, die sich erheben, von allen Kirchen und Kapellen darauf, allen alten Burgtrümmern, smaragdgrünen Berglehnen, von allen hier durch Wiesengrün, dort durch schroffes Felsgestein sich schlängelnden Flüssen, so gut wie nichts wahrzunehmen.

Und auch das Kennzeichen, das die Liebe mit dem Glauben gemein hat, trug die ihrige. Ihr war ihre Thorheit vor der Welt ihr Ruhm vor Gott. Wenigstens vor dem Gott, den die Alten lange nicht so kindisch abgebildet haben, wie wir uns den schalkhaften Amor denken. Amor und Psyche waren mehr als zwei sich unter Blumen neckende Schmetterlinge. Wo man eine wahrhafte Liebe sich erproben sieht, wie bleiben da alle Künstler und Dichter hinter dem Urtext zurück! Das volle zutreffende Wort, das richtige Bild, wer träge es beim Uebersetzen in die faßbaren Sprachen—!

Auch die Weltherrschaft Amors hat einen Curialstyl der Gewöhnlichkeit, der sich zu den wahrhaften, den feurigen Zungen der Liebe verhält, wie bei einem Tauffest — der herumgehende Teller einer Hebamme mit zwei niedlichen Kinderschuhcn darauf zur Sirtinischen Gottesmutter mit dem Kinde.

Jadwiga wußte, daß sie eine Fülle von Thorheiten hinter sich zurückließ. Sie ließ ein Vergehen gegen den Grafen zurück, eine Täuschung der Gerichte, eine muthwillige Verheimlichung der Wahrheit. Sie war intelligent genug, sich zu sagen: Der Justizcommissarius Hellwig wird dem Untersuchungsrichter mittheilen, daß Du Dich bei ihm nach den Motiven und Nebenumständen, die bei Ehescheidungen obwalten können, erkundigt hast! Man wird Deine Entlastung der beiden Verbrecher mit Deinem Haß gegen den Grafen in Verbindung bringen und — verwirft im besten Falle entweder Dein Zeugniß ganz oder bringt Dich noch selbst in einen näheren Zusammenhang mit dem vorausgesetzten und vielleicht sogar von den Inculpaten eingestandenen Verbrechen —! Und entdeckt man dann vollends die Brandvorrichtungen am Fenster des Seitenbaues, so wird Dein Mann außer sich sein, ja der Umstand, daß die Zerstörung zunächst seine Sammlungen getroffen haben würde, Gegenstände, für welche Du niemals eine besondere Neigung verriethest, ja sie geradezu in Zusammenhang brächtest mit seinem ganzen Dir so

antipathischen Wesen, dieser wird Dir in seinen Augen den Schein geben, Du hättest ihm diese empfindliche Schädigung gegönnt — sie wol gar befördert! Die Geldsumme, die Du für die Verbrecher zurückgelassen hast, sieht wie eine Bestechung aus und könnte den Verdacht erwecken, die Verbrecher hätten einen Auftrag vollzogen, den Du ihnen ertheiltest —!

Wie aber der Glaube alle seine Sorgen auf Gott wirft, so that es auch in diesem Fall eine wahnethörte Liebe. Jadwiga nahm sich vor, auf die Verwirrung, die sie hinter sich gelassen, nicht mehr zurückzublicken. Nur noch vorwärts wollte sie schauen. Sie grübelte über die Gefahren, die es erst künftig zu überwinden gab, und schwelgte im Vorgenuß des erwarteten Glücks der Wiedervereinigung mit Fernau. Alles Andere glaubte sie abthun zu können. Zunächst galt es den Besuch bei ihrem Vater. Dieser hatte eine halbe Meile von der Residenz entfernt seine Villa bezogen. Dann galt es einen Besuch bei Linda. Was bei diesen Begegnungen rathsam, was unerlässlich sein würde, was es da zu thun, was zu vermeiden gab, für alles das verließ sie sich auf die Inspiration des Augenblicks. Nur das Wiedersehen Otto's war eine Frage voll unerlöschlicher Anregung. Hier variirten die Bilder, hier rollten die bunten Gestaltungen wie im Kaleidoscop nacheinander auf. Die Seligkeit, ihm wieder nahe zu sein, die Erwägung, die sie anstellte: Was darf er nun wissen von allem, was geschehen ist und was

noch geschehen wird, geschehen muß —? Was darf er hoffen —? Was soll er fördern und unterstützen —? diese beschäftigte sie ganz. Dem Geliebten Sorgen zu bereiten, ihm die Bürden, die sie trug, ebenfalls fühlbar zu machen, das beabsichtigte sie nicht. Sie wollte sich ihm zu eigen geben, wie ein ihm vom Himmel gefallenenes, bedingungslos gewährtes Glück.

Im Hotel einer großen Provinzialstadt übernachtete sie. Ehe sie zur Ruhe gegangen war, hatte sie noch zwei Briefe, einen an Linda, einen an Fernau geschrieben.

Der letztere war kurz. Er sagte einfach: „Ich danke Ihnen, daß Sie Ihr Wort gehalten und mir nicht geschrieben haben. Vielleicht kostete es Ihnen auch keine Ueberwindung. Nun, das will ich ja jetzt untersuchen. In einigen Tagen bin ich bei Ihnen. Begrüßen Sie mich, wie und wo Sie wollen, nur nicht bei meinem Vater, wo ich einige Tage zu bleiben gedenke. Vor meiner Abreise hatte ich viel Verdruß. Besinnen Sie sich auf Tröstungen, die erheben. Ihre Philosophie wechselt zuweilen. Ich bin am liebsten Ihre Schülerin für das System en rose. Ich will glücklich sein, mich zerstreuen und lachen. Wissen Sie, daß ich mein ganzes bisheriges Leben, all mein Wohlbehagen und mein Glück immer nur wie eine mühevollen Arbeit genossen habe? Meine Mutter ist früh gestorben. Nur wenig konnte sie sich meiner Erziehung widmen. Mein Vater ist ganz so Lebensphilosoph, wie ich es in anderer Art auch

sein möchte. Nämlich die Sphäre, die meinen Vater glücklich macht, liegt mir zu tief und seine Genüsse sind mir zu gewöhnlich. Aber seine Grundsätze sind gut. Meine Stiefmutter, so höre ich, will ihn jetzt bilden. Sie nimmt ihn mit in die Vorlesungen und in die Kirchen. Das wird ihn grade so alt machen als er ist und nicht gern scheinen will — — Diese Rollen wollen wir umtauschen. Sie, mein Herr, sollen mich erziehen. Aber ich hoffe, Ihre Lehren hängen nicht von Ihrer fünften oder sechsten Cigarre, von Ihrem unruhigen Drehen Ihres Zwickelbarts, nicht von Ihrem plötzlichen mädchenhaften Rothwerden ab, das Ihnen aber ganz hübsch steht, und nicht von Ihrem Zorn, der Sie wieder so kreideweiß machen kann wie die Wand und wo Sie dann, Sie Herr Tyrann, die angenehme Eigenschaft besitzen, nicht ein Wort zu sagen, keinesweges zu belfern, keinesweges ein ganzes Schloß in Aufruhr zu bringen, nicht Ohrfeigen und Fußtritte auszuthellen an Jeden, der Ihnen begegnet — Ach, ich greife unseren Plauderstunden vor —! Gute Nacht, Fernau. Ich bin müde. Wissen Sie, ich thue viel, sehr viel für Sie —! Doch nein — ich thue alles nur für mich. Ich habe an Linda geschrieben. Um mich her ruft die Welt: Weiter —! Weiter —! Weiter —!“

Der Brief an Linda lautete:

„Ich komme selbst, liebe Linda —! Will etwa Dein Mann zugegen sein, wenn ich Dich begrüße, so schicke ihn nicht fort! Ich erhebe vor Jedem mein

Haupt, ja vor einem Ankläger nur noch höher. Lieber freilich wäre mir, Du könntest es so einrichten — wir haben heute den fünften Mai — daß ich am zehnten bei Dir den Thee trinke und — — doch lieber allein. Streiten will ich dann nicht mit Dir, Linda! Was Du mir geschrieben hast, ist alles sehr schön und sehr wahr und macht dem Herzen einer guten Gattin und noch mehr dem Verstande einer guten Mutter Ehre. Wir Frauen sollen auf die Regel erzogen werden. Die Ausnahmen machen sich von selbst. Ich habe einmal gelacht über ein Gebetbuch, worin sich Apostrophen an Gott für bestimmte Fälle, z. B. wenn ein Schieferdecker vom Dach fällt, befinden. Lehre einmal allein die Menschen — was Charakter ist! Wenn einer ertrinkt, hilft ihm aller Vorsatz, würdig zu sterben, nichts. Er hält sich an Binsen, an einen schwimmenden Spahn. Man spricht von Grundsätzen! Sage Deinem Mann, er sollte weniger Weisheit und mehr Liebe für seinen Bruder haben. Du klagst die „namenlose Liebe“ an —? Ich bleibe dabei: Liebe weiß nicht warum sie liebt; nur der Haß — der hat zu jeder Zeit tausenderlei Gründe. Die Sucht, Jemanden verfolgen zu wollen, wird nie in Verlegenheit kommen um eine Rechtfertigung. Doch ich will weder Dich noch Heinrich beschuldigen. Die Debatte gebe ich auf und gehe nur noch in den Kampf, bewaffnet mit Thatfachen. Uebermorgen früh, beim Kaffee in Wolmerode, erkläre ich mich meinem Vater und werde ihn



ersuchen, vorläufig an Bernhard eine Benachrichtigung zu schicken. Wildenschwert habe ich verlassen, um es nicht wieder zu sehen. Ich sage noch nicht, ob ich Deine Schwägerin werde. Ich liebe Fernau, das ist gewiß. Keinen Mann der Erde kann es geben, der mir so den lieblichen Kinderglauben jedes jungen Mädchenherzens, ihr Vereinstiger wäre bereits durch Gottes Rathschluß für sie in den Sternen vornotirt, wieder heraufbeschwören könnte. Doch weiß ich noch nicht, was ich selbst für Fernau bin. Linda, glaube mir's, ich bin nicht ohne Stolz — oder um es im Sinn der Andern und zuweilen in meinem eignen zu sagen, ich bin im Gegentheil recht — dummstolz. Ich kenne doch meine Unbedeutendheit und will bei Alledem geliebt, leidenschaftlich geliebt sein. Leidenschaftlich —! Ist das nicht Thorheit? Leidenschaftlich um Eigenschaften, die ich gar nicht besitze —! Verriethe Otto, daß er mich nur um mein Vermögen liebt, siehe, so bin ich gerade so kindisch, wie alle andern Parvenüstöchter, die nur Körbe austheilen, um den Ruf ihres Reichthums immer noch vergrößerter in die Welt zu bringen. Ich schäme mich, mit diesen meinen Mitschwestern auf einer Linie zu stehen und doch kann ich nicht anders. Ihr habt mir ja selbst diese Grillen in den Kopf gesetzt, habt den Ehrgeiz wachgerufen, der Welt durch meine Person etwas beweisen zu sollen und dumme Menschen zu widerlegen. Linda, ich sage Dir, ich kämpfe schreckliche Kämpfe —! Ja, ja, das Weib soll noch gefunden werden, das sich mir vergleichen

ließe. Bisher habe ich Euch für eitel und oberflächlich gegolten und ich mag es gewesen sein. Aber zuweilen sammelt auch der gewöhnliche Mensch ein paar zerstreute, nicht zum rechten Aufgehen gekommene Keime heroischer Kraft und überrascht diejenigen damit, die immerfort in der Fülle der Vollendung strahlen und sogar an jedem Wochentage so sind wie wir Mittelgut nur einmal des Sonntags. Ich zähle jetzt fünfundzwanzig Jahre und will durch einen recht unüberlegt gewesenen Einfall von vor drei Jahren nicht für immer das Glück meines Lebens verscherzt haben. Für diejenige Befolgung Deiner weisen Rathschläge, zum Ersatz für meinen verlorenen Frieden jetzt eine Künstlerin oder Wartefrau an den Krippen zu werden, dazu habe ich kein Talent.“

Der ehemalige Groß-Fabrikant, jetzige Commerzienrath Freiherr Julius Wolmer von Wolmerode war nicht wenig erstaunt, als er beim Diner, das er der Entfernung von der Residenz wegen zu einer Stunde einnahm, wo andere zu soupiren pflegen, plötzlich seine Tochter neben sich zu sitzen bekam. Er hatte, wie fast täglich, Gäste vom Civil und Militär, kam etwas verspätet aus der Residenz, lud sogleich die Harrenden zum Platznehmen ein, erblickte einen leeren Stuhl neben sich, die Thür ging auf und Alles, ausgenommen die im Einverständnis befindlichen Damen des Hauses, schien außer sich vor angenehmster Ueberraschung, die Gräfin, früher die Königin des Hauses,

herbeigeführt wie durch eine Zauberüberraschung, auf der reizenden Villa Wolmerode anzutreffen.

Die Stiefmutter, eine überaus anmuthige junge Dame, nur etwas zu klein, mit weißen wohlgepflegten Händen, blendend weißem, durch Reißmehl in's Schwanenhafteste gemalten Teint, mit rabenschwarzen, halb à l'enfant behandelten Locken gebot einer Reihe von Bettern und Basen weiter hinunter zu rücken, um ihr Töchterlein, das zwei Jahre älter als sie und einen Kopf höher war, neben den zärtlichsten Vater von der Welt sich setzen zu lassen, worauf auch die Mutter der Freifrau von Wolmerode, die Obertribunals-Vizepräsidentin von Saldern zum Ottenfels, um einen Stuhl weiterrücken mußte und dadurch leider die Gelegenheit verlor, die Direction des Weinfredenzens, gewisse ermunternde Blicke des Wirths an die Bedienten, seine Lust zum Zutrinken und namentlich die allzulippige Verschwendung des Schaumweins ökonomischer überwachen zu können.

Diese Mutter, für Jadwiga gleichsam eine Großmutter, hatte Veranlassung gegeben, daß Linda's Gatte von Jadwiga's Vater nicht mehr eingeladen wurde. Der Regierungsrath Heinrich von Fernan hatte sich nach einer der Vorlesungen, in welche der gezähmte Julius Wolmer Freiherr von Wolmerode zwangsweise mitgenommen wurde, nach einer Vorlesung über den zweiten Theil des Faust, beim Thee, den er nachher im Hause der neuen Mutter Jadwiga's einnahm,

höchst schände Wige erlaubt über die Betrachtungen des vortragenden Professors, betreffend die in dem dunkeln Gedichte vorkommenden Grauegestalten, die „Mütter“ genannt. Heinrich von Fernau hatte gesagt: „Der Mann mühte sich ab, herauszubekommen, was sich wohl Goethe darunter gedacht haben mochte, als er seinen Faust von Mephistopheles aufgefordert werden läßt, in die Schluchten eines alten Gemäuers zu blicken und sich von dem Schrecken überrieseln zu lassen, allbort — die „Mütter“ zu erschauen —! Goethe hatte damit unzweifelhaft die Schwiegermütter gemeint —!“ Jener Vortragende, ein junger Halb-Theologe und Halb-Philologe, vorläufig Professor an einer „Musterschule“, war heute grade zugegen.

„Ei, Papa,“ rief Adwiga, als sie sich (sie war vollständig in ihrer allerdings geschmackvollen Reisekleidung geblieben) zu Tische setzte; „ei, Papa, der Frühling treibt ja jetzt mit Macht! Alles grünt und blüht! Und Du nur zeigst Dich noch mit winterlichem Eis und Schnee — warum das —?“

Jederman bei Tafel wußte, daß diese Bemerkung auf das noch kräftige, volle, starre Haar des Herrn Geheimen Commerzienraths und Freiherrn, jetzt auch Handelsauschuß-Präsidenten, ging, das derselbe ehemals und noch bis vor kurzem pechschwarz zu färben pflegte, während jetzt dieser Schmuck schneeweiß auf dem Haupte, um Wange und Oberlippe saß. Denn der Freiherr trug Schnurr- und Cotelettenbart. Früher

hatte der Papa etwas von einem unternehmenden Don Juan gehabt. Jetzt unspielte hohe Ehrwürdigkeit sein weingeröthetes Antlitz, das der großen Gestalt, der Fülle und Corpulenz des seiner Machtstellung in der industriellen Welt, ja sogar im Staate, vollkommen bewußten, stets mit Orden oder kleinen Interimsbändchen auftretenden Herrn entsprach.

„Ja, ja, Kind, reiner Montblanc jetzt!“ rief der Papa aus. „Vollständiges Mer de glace — Chamounixthal — haha!“ Dann setzte er leiser, aber doch Allen hörbar hinzu: „Ich brauche meine Zeit für Comitésitzungen, Kind —! Da ist sie besser angewandt, als für die Pinselereien der Toilette —!“

Der Grund muß aber doch noch ein anderer sein —! dachte seine Tochter und versuchte sich aus der Fülle ihrer Aufregungen und drückenden Sorgen in dies Wogen hier von Licht, Glanz, Heiterkeit, Lebenslust zu finden. Wenigstens sah während der Tafel alles nach Glück und Freude aus.

Zärtlicher konnte die kleine, weißschwarze junge Frau am Ende des Tisches nicht beim Hochzeitstage auf ihren Gemahl geblickt haben (seitdem hatte der Schmelz ihres dunkelbraunen Auges nach dieser Richtung hin etwas abgenommen) als jetzt ihre Mutter den Blick auf den Sohn richtete und hinüberrief: „O viel, viel ehrwürdiger steht ihm ja diese natürliche Farbe seines Haars —!“ Die Obertribunals-Vicepräsidentin hatte an den Jahren des Bewerber um die Hand ihrer Tochter

nie Anstoß genommen, selbst nicht an seinem noch sehr grünen Abel. Dafür war die Parthie zu glänzend. Auch Frau von Salbern zum Ottenfels hatte eine kreideweisse Haut, aber mehr wie Birkenrinde, auf welche der Silberglanz des Mondes fällt. Die Geborsteneheit derselben zeigte sich beim Versuch eines holdseligen Rächeln, als Jemand äufzerte: „Ja, ein ächter Nestorkopf wie aus der Iliade!“ Dieser Ergnzer war jener Professor Bögendorf, der Vorleser iber „die Mitter“ aus dem zweiten Theil des Goethe'schen Faust.

Darin sympathisirte nun Gräfin Jadwiga mit ihrem Vater, daß sie Gespräche, die zu viel Erinnerungen an die Dual ihrer Lehrstunden voraussetzten, nicht besonders mochte. Erwünschter waren ihr, wenn sie denn doch ihre Ignoranz verrathen mußte, Gespräche, in denen ihr Vater als Sachkenner excellirte. Der Papa war an den groten Fabriketablissements betheiligt und sprach in seiner Stellung als merkantil-technologischer Sachverständiger und Vertrauensmann der Regierung in den Gang der öffentlichen Maßnahmen entscheidende Worte hinein. Kammgarnspinnerei war sein allerneuestes Thema. Mehrere Herren vom Fach glaubten seiner Tochter eine Aufmerksamkeit zu erweisen, als sie auch die Fabrikleistungen ihrer Gegend und die Theilnahme des Grafen von Wildenschwert für gewerbliche Aufgaben rühmend hervorhoben. Das darauf von Jadwiga erwiederte: „Wohl, wohl, aber — ich verstehe nichts davon —!“

war fragwürdig. Aber man lachte darüber. Ueber den frischen gesunden Ton, den da der Papa wieder im Hause hörte, wurde er in seiner Auseinandersetzung irre. Die Schwiegermutter, eine Frau, die ein Ohr hatte, scharf wie ein Maulwurf, entnahm aus der Ablehnung Jadwiga's etwas Befremdliches und blickte auf ihren Teller. Aber plötzlich bekam sie eine edle Regung. Sie holte nach, was der Wirth heute ganz zu vernachlässigen schien. Sie winkte den Bedienten, besser die verschiedenen Weinsorten in Circulation zu bringen.

Das sah nun Jadwiga, die Richtung des Hauses hatte das Uebergewicht auf des Papa's Zählung. Hier waltete nicht mehr der unternehmende, vollblütige Bonvivant, der die Zügel seines Lebenswagens selbst führte, unthig mit der Peitsche ausholte und so lustig zu knallen pflegte, daß die Leute die Köpfe zum Fenster hinausstreckten und riefen: Da kommt wol der Baron Wolmerode —? Ha, es giebt noch fröhliche Zeit für die Welt —! Jadwiga fing an, vollkommen überzeugt zu sein, daß es seine Wichtigkeit hätte mit dem Einschlafen des Papa's bei den abendlichen Haus-Vorlesungen aus Wilhelm von Humboldts „Briefen an eine Freundin“ und Schuberts „Nachtseiten der Natur.“ In der That, nur allein seit den letzten sechs Wochen war er um drei Jahre älter geworden, nur zehn Jahre seit dreien. Die Schwiegermutter wohnte sonst in der Residenz und dort noch nicht in dem stattlichen Hause ihrer Tochter. Hier aber, für den Sommer-

aufenthalt in Villa Wolmerode war sie für die Dauer zugezogen und mit ihr zugleich ihre unverheirathete Schwester Agathe. Dies Fräulein Agathe von Seelenhorst war eine unangenehme Zugabe zur Heirath des Vaters. Beinahe auch hätte sie diesen kopffcheu und das Verlobniß rückgängig gemacht. Wolmer von Wolmerode liebte die Jugend. Er hatte ein für seine Jahre gerechnet halbes Kind geheirathet, gradezu, wie Jederman beim zweiten Glase Rheinwein von ihm erfuhr, aus sinnlichem Wohlgefallen. Jetzt war er durch den Anhang seiner kleinen Frau, allerdings Verwandte, die größtentheils hohe Ämter bekleideten, mitten unter die Frommen gerathen. Tante Agathe, die Schwester der Schwiegermutter, gehörte zu den Seherinnen des Salons, den Pythonissen der Gesellschaft. Doch wußte die Kluge immer, was sie wollte. Trotz ihrer für beständig halbgebrocheneu, schwärmerisch aufgeschlagenen Augen hatte sie beim Vortrag ihrer Visionen eine Stimme wie ein Raspeleisen. Dieser Naturfehler hätte sie zum Halten des Gebots: „Die Frau soll schweigen in der Gemeinde!“ an sich schon auffordern sollen. Aber im Gegentheil. In dem Kreise, wo sie lebte und wirkte, wurde diese Rassel für Wohlklang genommen und jedenfalls hatte die Besizerin derselben den Vortheil einer penetranten Beherrschung selbst des lautesten Gesprächs. Allerdings schien Tante Agathe einem Gespräch, während ihre Augen gleichsam nur halb schlummerten, zuzuhören. Sie schwieg in der Regel,



bis sie endlich sprach. Begann sie dann zu erwachen aus ihrem mystischen Brüten und ergriff das Wort, so konnte ihr höchstens nur der Professor Bögendorf die Conversation als Domaine streitig machen; auch dieser besaß eine Stimme so schneidend, so scharf, daß man ihn auf einem Bahnhofe hätte anstellen können, um die Reisenden über die Abgänge der verschiedenen Züge zu orientiren.

Nachdem das erste Zurechtfinden vorüber war, versank Gräfin Jadviga wieder in ihre eigene Welt.

Ab und zu horchte sie auf. Dann war es ihr feltfam, daß auch dieser kleine Trompeter, Professor Bögendorf, ganz wie der Nachmittagsprebiger Rienhard Nesselborn, von einem „erziehlichen“ Charakter des Unterrichts, von Fragen der moralischen und intellectuellen Menschenbildung sprach, ohne jedoch dabei so liebenswürdig zu erscheinen, wie Jadvigen nentlich der Gatte der kleinen Schwägerin, Frau Hedwig von der Walbbeuge, erschienen war.

Auch bei diesem Musterlehrer Bögendorf war die Schule die Grundlage aller Staatenordnung und wahren Volkswohlfaht.

Der kleine Pädagog war die Sicherheit selbst. In seiner goldenen Brille schien sich die Weisheit der Welt concentrirt zu haben. Seine lauschenden graugrüner Augen fanden, wie, ist schwer zu sagen, wenn sie scharf fixirten, einen Weg sogar unter den ovalen Brillengläsern hindurch. Erstaunte man über dies

Verierspiel der Augen, so war vielleicht die plötzliche Senkung des Blicks bei ihm nicht Schreck, wie es schien, sondern die christliche Demuth.

Denn von Nesselborn unterschied sich Bögendorf dadurch, daß er einen besondern Accent auf Religion legte. Doch hatte er ein Talent zum Accommodiren. Er bewies sogar die hohe Christlichkeit Schiller's und Goethe's.

Auch Professor Bögendorf sprach über Pestalozzi begeistert wie Nesselborn. Es kam heraus, daß er mit dem Gleichgesinnten befreundet, sein Universitäts- und einige Zeit hindurch Seminargenosse gewesen. Nesselborn, Staudtner und Bögendorf hatten von je für die innigsten Freunde gegolten.

Hätte Jadviga Sinn gehabt für eine Vertiefung in geistige Eindrücke und wäre sie nicht grade an diesem Tage von den quälendsten Angelegenheiten ihrer eigenen Person in Anspruch genommen gewesen, sie hätte vielleicht bemerkt, daß es eine seltsame Erscheinung war, wie sich zwei so vollkommen ungleiche Persönlichkeiten, Nesselborn und Bögendorf, in einem gleichen Enthusiasmus für denselben gefeierten Namen begegnen konnten. Auch der vorlaute Sprecher von heute nannte Pestalozzi den Eckstein, den die Banleute anfangs hätten verwerfen wollen, der aber dann der Träger eines Baues für Jahrhunderte geworden wäre. Auch ihm, also orakelte er, war Pestalozzi der neue Erlöser der Menschheit. „Freilich,“ setzte er hinzu,

„der alte Erlöser, Christus der Herr, war ihm kein persönlicher Lebensbegleiter, wie ja fast bei allen großen Männern des vorigen Jahrhunderts — Aber —“ fuhr er lächelnd fort, „wir lösen ja alle umsonst wider den Stachel! Darum begleitete doch der Herr unsern Meister schattenhaft und verklärt, wie er die Jünger begleitete auf dem Wege nach Emmaus. Christus wirkte auch in ihm, in dem Mann von Pferten. Christus erfüllte sein Herz mit jener Liebe, deren Ursprung wir so selten kennen! In späteren Jahren hat dafür auch Pestalozzi dem Meister der Meister die volle Ehre gegeben. Als ihm einst liebliche Stimmen die alten heiligen Choräle vorsangen, da hat er Thränen vergossen und bezeugt, daß er in Wahrheit nie Andres gewollt, als das Gesetz der Demuth und unser aller Leben, Weben und Sein in Gott.“

In den großen, menschenüberfüllten Städten ist auffallender Weise die Herrschaft der Matadore eine nachhaltigere. Wenn auch dort naturgemäß die Verschiedenartigkeit der Ansichten mehr Vertreter findet, so sorgt doch der Matador schon dafür, daß er sich nur in einer Schallweite bewegt, wo ihm das Echo seiner Worte von Andern nicht gestört wird.

Tante Agathe und die Schwiegermutter belohneten die Auslassung des Lehrers mit vertraulichem Zuzücken. Die übrigen Anwesenden fanden keine Veranlassung zum Widerspruch. Vollends wiegte sich der Hausherr in dem Gefühl einer besondern Befriedigung.

Konnte er doch seiner Tochter zeigen, welcher Geist jetzt über sein Haus gekommen war.

Nur die Zerstreute und zur Kritik alles ihr hier Fremdgewordenen nicht im Mindesten Aufgelegte sammelte sich in dem einzigen Worte:

„Aha, Pestalozzi! Ist das nicht Der, der uns das Buchstabiren erfunden hat?“

Die Gräfin war gewissermaßen die Hauptadresse, an die sich alle Erörterungen richteten.

„Die Ahnungen des Lautirens, gnädige Frau Gräfin —!“ berichtigte Bögendorf, nicht ohne einige Ironie über die Unwissenheit einer so vornehmen Frau. „Pestalozzi,“ fuhr er fort, „hat schon vor mehr als einem halben Jahrhundert den wechselseitigen Unterricht eingeführt, noch ehe daraus die Engländer Bell und Lancaster, gleichfalls dazu durch ein Bedürfniß getrieben, ein besonderes, mit Bewußtsetu auftretendes System machten. Um den gnädigen Herrschaften eine Vorstellung zu geben von Dem, was man auf diesem Gebiet scheinbar ganz Einfaches, Kleines, Geringfügiges erfinden, als Neuerung aufstellen kann und wie unermeslich bedeutend, ja großartig die Wirkung davon sein kann, so erwähne ich Ihnen blos, daß Pestalozzi es gewesen, der zuerst die Schiefertafel in die Schule einführte —!“

Viele lächelten. Doch schien die allgemeinste Theilnahme angeregt. Niemand hatte von diesem Verdienst des Schweizer etwas gewußt. Jedem war sogleich

an seinen eigenen Kindheitserinnerungen klar, welche eine unendliche Bereicherung mit dieser Errungenschaft in's Leben der Schule, in alle Kreise des erweiterten Wissens gelangte. Sogar Wolmer von Wolmerode verfiel aus seiner künstlich beklüfteten und für die Tochter höchst komischen Feierlichkeit in seinen alten natürlichen, zuweilen verbogroben Ton und rief beim Tranchiren des Bratens aus:

„Professor, daß ich's Ihnen nur aufrichtig gestehe, Ihr Pestalozzi war mir bisher vollständig ein böhmisches Dorf! Ob dieser Mann dazu beigetragen hat, daß ich richtig lesen und schreiben und vorzugsweise rechnen gelernt habe, das wußte ich nicht. Aber daß dieser Mann die Schiefertafel erfunden hat, das stellt ihn für mich wenigstens unmittelbar neben Gutenberg und Columbus! Professor, wenn Sie Beiträge zu einem Denkmal für diesen — wie heißt er? Pestalozzi — sammeln, ich betheilige mich für jährlich fünfzig Thaler, bis die Statue fertig und enthüllt ist —!“

Wetter, das war ein Wort —! Selbst die Tochter mußte erstaunen. Den geweckten und lebhafteren Humor der Gesellschaft festhaltend und doch dabei den Teller mit den Bratenschnitten ordnend, fuhr der Papa in seiner alten, wieder aus den Zeiten des unverwüßlichen jeune homme stammenden Weise fort:

„Die Schiefertafel —! Ja, wahrhaftig, das klingt so leicht, so einfach, wie Einem — eine Schiefertafel

zerbricht! Aber eben das leichte Zerbrechen und das leichte Ersetzen ist hier das Ei des Columbus. Welch ein raffiniert lebenswürdiger Humanitätsgedanke, dem Kinde etwas in die Hand zu geben, das ihm erlaubt, allerlei Phantastereien, Thorheiten, Unsinn, Fehler über Fehler niederschreiben zu können, ohne daß davon für Jahrhunderte die Spuren aufgespeichert bleiben in den Registraturen der Käseladen, den Archiven der Butterkeller oder auf den Dächern als comprimirtes Dachpappe —! Doctor —“ unterbrach er seine humoristische Auslassung — „waren denn unsere Ahnen wirklich solche Esel und ließen ihre Kinder ein Schreibheft nach dem andern vollkritzeln —? Was muß nicht erstens das gekostet haben —! Die Lumpen waren damals freilich noch gewöhnlicher als jetzt —“ warf er zweideutig ein zu allgemeinem Lachen — „aber Pestalozzi hat das Kind zu einem wahren Erösus mit seiner Schiefertafel gemacht! Nun konnte sich Hans hinsetzen wie Moses und Geseze machen und sogleich, wenn sie nicht paßten — o hätte doch Moses das auch mit Manchem auf dem Sinai so gethan —! — wieder auslöschen. Nun konnte er Männerchen malen, statt zu rechnen, konnte sie rasch tilgen, wenn der Lehrer kam. Welche prächtige Carricaturen ließen sich zeichnen — denn was giebt es nicht — aber nichts für ungut, Herr Professor! — für wirklich curiose Lehrer —! Nehmen Sie's nicht übel, einen Sparren haben die Lehrer alle —! Das kommt vom nothwendigen Alleinregieren in der Schule ohne

constitutionelles System. Nein, diese Nasen manchmal —! Diese Beine —! Diese Ellenbogen —! Diese Hosen —! Doctor, Sie lachen? Leider! Alles Gute hat die Rehrseite von etwas Schlimmen. Die Kinder konnten leichter Schabernack treiben mit den Schiefertafeln. Ich glaube, sogar die französische Revolution brach gleich hinter den Schiefertafeln aus. Die Kinder wurden zu sicher, zu selbstständig — sie fühlten sich mit ihren Einaitafeln! Schiefer — der kommt ja wohl aus Graubündten —? Der ganze Kaland, ich erinnere mich von Pfüffers und Kagaz, ist eine einzige unzerfägbare Schiefertafel und „Schillers Räuber,“ glaube ich, spielten in Graubündten. Da haben wir's. Schiefertafel und die rothe Mütze —! Und welchen Duff hat eine neue Schiefertafel zu Weihnacht —! Griffel und Schwamm sind gleich daran gebunden —! Je größer, desto mächtiger das Versuchsfeld der Phantafie —! Und die Uebergangspuren unserer Bildung — wie gefagt — gleich getilgt! Hören Sie, Doctor, das war groß. Man versteckte seine Anfänge, seine Lehrzeit. Man konnte nicht auf einen Ballen Papier zeigen und fagen: Siehst Du, Humboldt, siehst Du, Napoleon, fo viel Zeit habt Ihr gebraucht, bis Ihr Euern Namen schreiben konntet! Funfzig Thaler jährlich, Professor! Aber in fünf Jahren muß das Ding dann auch fertig sein!“

Professor Doctor Bögendorf strahlte. So erfüllt war er von dieser Hulldigung, die hier seinem Beruf (er würde als Jurist oder Mediziner ebenso für sein Können

und Wissen geschwärmt haben), die hier den Anregungen, die er einem so hochgestellten Kreise gab, dargebracht wurde, daß er nicht im Mindesten bemerkte, wie so manches seine Ohr um ihn her, zumal Tante Agathe und die Schwiegermutter, aus dem humoristischen Gepolter des Wirthes Anspielungen heraushörte, die für zwei Anwesende, Gräfin Jadwiga und ihre neue Mutter, die junge, von einer reizenden Toilette gehobene Präsidentin der anderen Tafeldecke, eigenthümlich beziehungsreich waren.

Der Gatte und Vater hatte mit seinem Verweilen im Kindesleben jedenfalls auch auf Descendenzhoffnungen anspielen wollen. Das schallende Bravo der Officiere, Beamten und Geschäftsfreunde hatte diese Anspielung noch unterstrichen.

Frau von Wolmerode (Martha hieß sie) blickte etwas verschämt und gleichsam „nicht ohne“ auf den Blumenstrauß, der neben ihrem Teller lag.

Die Gräfin jedoch saß auf glühenden Kohlen. Ihr Lächeln ging bald in Stirnrünzeln über. Für den Abend bedurfte sie, jetzt auch nach einem ausbrechenden allgemeinen Zugeständniß, der Ruhe. Noch ehe sich die Gesellschaft, die zu Musik, Spielparthie und Gesellschaftsspiel übergegangen war, aufgelöst hatte, hatte sich die Tochter des Hauses zurückgezogen.

Für den folgenden Morgen hoffte Jadwiga auf die Frühstücksstunde. Immer war das eine Zeit gewesen, wo sie in früheren Jahren mit ihrem Vater



manches vertrauliche Wort hatte wechseln dürfen. War es doch auch die einzige, wo sie dem so Vielbeschäftigten, dem fleißigen Mehrer seines Reichthums, dem Liebhaber des Lebensgenusses mit ihren eigenen Angelegenheiten kommen durfte. Auf die Zeugenschaft der neuen Mutter hatte sie ausdrücklich gerechnet. Nur die Schwiegermutter und die weise, hysterische, sich durch stetes Kränkeln, jeweilige Ohnmachtsanfälle, durch nicht abreißenden Verkehr mit dem Arzte zur Hauptsache in der Familie machende Tante Agathe waren ihr störend. Doch mußte sie sich ergeben, das Haus so zu nehmen, wie es geworden.

Als die Gräfin in leichter Morgenkleidung, in einem weitbauschigen roth und weiß gestreiften Negligée und ganz wie zu einem ausgedehnteren Aufenthalt in der Villa entschlossen hereinrauschte in einen licht hellen zum Frühstücknehmen bestimmten kleinen Pavillonausbau des geräumigen, von einem berühmten Architekten erbauten Landhauses, fand sie bereits ihre Angehörigen zu ihrem Empfange bereit. Die Frauen schienen wie zu einem Verhör gerüstet. Der Vater war bereits wieder zu einer ihm gar nicht stehenden und für sie selbst drückenden Nullität heruntergesunken. Baron Nestor, wie man ihn seit gestern nannte, legte der Tante, die ständig mehr liegen als sitzen sollte, Rissen unter. Die Cigarre, die ihm sonst beim Frühstück unerläßlich gewesen, hatte er schon bedächtig im Vorzimmer abgelegt.

Da sich die kleine Gesellschaft beim Frühstück selbst bediente, so brachte die Tochter des Hauses ihr Anliegen an, das nicht überraschen konnte nach den Blandereien ihrer Doris und des Franz, die bereits der Schwiegermutter und der Tante den Standpunkt klar gemacht hatten. Frau Martha war dabei nur Körper oder Stoff — oder, wie die Mutter und die Tante gesagt haben würden, Seele. Die Engel bildete man allerdings so ab von weißem Marmor oder Gips. Aber die Toilette war weltlich. Die Morgenrobe der schönen Frau war von Naturseide mit rothem Schnurwerk besetzt — auf dem Kopf saß ihr eine Art türkischer Fez, ebenfalls in Roth. Man hätte sich in den Harem eines türkischen Pascha träumen dürfen. Die Mutter ließ die Tochter nie anders erscheinen, als wenn sie erst von ihr frisiert und toiletirt war.

Die Wirkung der Erklärung Adwigas war die alleraufregendste.

Als die unerschrockene Frau in dem Ton einer gleichsam nur wie belläufig hingeworfenen Bemerkung hinzugefügt hatte, daß sie an Otto von Fernau Gefallen fände und vielleicht an dessen Hand ihren weiteren Weg durchs Leben nehmen würde, ging die Wirkung ihrer Mittheilung in den Ausdruck eines vollkommenen Empöretseins über.

„Mündig bin ich ja doch —?“ hatte sie gesagt, so lange man ihr noch Zeit gelassen, allein zu reden. „Die

Vermögensauseinanderetzung wird den Grafen nicht zum Bettler machen. Die Ehepacten haben allem vorgeesehen. Sie haben auch dafür gesorgt, daß ich als Frau von Fernau nicht unter der Armuth seiner Familie zu leiden haben würde —“

An diese Worte schloß sich ein Blick, den Jadwiga auf das Portrait ihrer Mutter warf. Es war ein zufälliger. Sentimentalität lag ihr fern. Die Wirkung dieses Blicks zeigte sich in einem momentanen Schweigen der drei aufhorchenden Frauen.

Aber auch Jadwiga's Papa war nicht sentimental. Ein Commandoblick, der ihm aus den Augen der Schwiegermutter zu Theil geworden, erlaubte ihm, heute natürlich, das heißt, ganz er selbst zu sein. „Bist Du verrückt? Bist Du toll geworden? Das ist ja ein Scandal der Menschheit —!“ Das war der Anfang für eine Fluth ähnlicher Kraftausbrücke.

Um die Wirkung dieser Auslassungen zu verstärken, rutschte Tante Agathe aus ihren Kissen auf die Seite, womit „ein Anfall“ angedeutet wurde. Mit einer gewissen, förmlich wie flatternden Handbewegung verlangte sie nach Wasser. Man befürchtete Brustkrämpfe. Martha erhob sich aus ihrer hingegossenen Attitüde und geleitete die Tante, die in den kritischen Moment der Ekstase, in die Luftschwebel, zu kommen drohte, zum Zimmer hinaus bis an die Thür.

Die Schwiegermutter kochte. Doch nur dem Vater gebührte zunächst das Kundgeben seiner Meinung,

Dieser gab sie Fraktur und das in solchem Grade, daß die Frau Obertribunal-Vizepräsidentin Zeit bekam, an die Rolle zu denken, die hier zunächst die ihrer würdigere war, die Rolle der „edlen Weiblichkeit.“

„Daß Du um Deine gesunde Vernunft gekommen bist,“ rief der Vater, „das sah ich schon in diesem Winter! Willst Du vielleicht zu Pferde steigen und Wettrennen mithalten? Sind Dir die Schmeicheleien eines Hochmuthsnarren, wie diese Fernau's alle sind, zu Kopf gestiegen? Du hast die respectable Stellung einer Gräfin —! Du hast hier Deiner Mutter auf ihre sieben Perlen in der Krone Deine gräßlichen fünf setzen wollen —! Das gelang Deinem Hochmuth. Und nun willst Du auf eine Art, die alle Menschen mit Fingern auf Dich wird zeigen lassen, vernünftig werden? Meines Wissens ist der Graf ein Ehrenmann —! Seine Schwächen mag er haben — wir sind alle Menschen — aber Du könntest Gott danken, daß Du bei ihm Deinen Verstand zu bilden Gelegenheit hast, Deine mangelhaften Kenntnisse zu erweitern, Dich mit Deinem Geld in der Welt nützlich und Andern wohlthätig zu machen —! Verdirb mir meine Morgenruhe nicht! Donnerwetter, ich will Dir zeigen, daß ich — mit meinem Haar, ja! die Weisheit des Winters habe!“

Da kam denn noch nachträglich die Rehrseite des gestrigen Humors. Das ganze Verhältniß, dem sich einst Jadwiga entzogen hatte, als sie die Bewerbung des Grafen annahm, trat zu Tage.

Noch eine Weile schwieg die Tochter. Sie sah den Vater in den Händen einer jungen schönen Frau, unter dem Druck einer herrschsüchtigen Schwiegermutter, bespöttelt von einer mitberathenden, alles dominirenden Hausprophetin. Sie hatte ja auch vorausgesehen, daß sie in dieser Angelegenheit wie ein Kind würde gegängelt werden. In den Schlusfworten des Vaters vernahm sie die Rache für seine verletzte Eitelkeit. Gestern hatte sie eine Saite berührt, die nur zum Schein in seinem Gemüth so schlaff gelegen, daß er darüber Scherze machen konnte. Jetzt zeigte sie sich angezogen bis zum Geben des schrillsten Tons. Den Scherzen, die wir über uns selbst machen, ist am wenigsten zu trauen.

Jadwiga war die Tochter eines solchen Vaters. Mit derselben Rücksichtslosigkeit, wie sie dieser seinem Kinde gezeigt hatte, trat auch sie jetzt gegen ihn auf und drückte ihm ihren Zorn über die Möglichkeit, sie hier so zu demüthigen vor einem jüngeren Wesen, einer gefallsüchtigen Null, wie sie die Wahl ihres Vaters immer genannt hatte, mit den Worten aus:

„Ich verbitte mir Deine Ungezogenheiten, die ich hören zu wollen nicht hierher gekommen bin! Noch bin ich die Gräfin Wildenschwert —!“

Allmählig hatte die Schwiegermutter die inneren Uebergänge vom Empörtsein zur edlen Weiblichkeit siegreich durchgerungen. Mit einem beschwichtigenden „Bitte —!“ legte sie sich in's Mittel und sah zugleich

mit einem so gemacht rührenden, so künstlich thränen- vollen Blick auf ihre Tochter, dies unschuldige Opfer so peinlicher, alle Fäden der Geduld zu zerreißen drohender Situationen, daß der junge Liebhaber mit dem weißen Nestorhaupt („Flammen unterm Schnee“ nannte er zuweilen seine Devise) eine neue Er- muthigung bekam, es mit seinem Kinde zu wagen. Dicht an Jadviga herantretend und sie von oben bis unten messend, rief er:

„Und wie ist mir denn —? Was habe ich denn schon in der Stadt im Winter da und dort flüstern hören —? Ich wollte ja gestern mit dem Pestalozzi- mann anstoßen und ihn fragen, wie man am besten junge Grafen erzieht —?“

Wenn die vermeintliche Geberin einer großelter- lichen Hoffnung bei diesen Worten in der That die Besinnung zu verlieren schien und so, als würde es ihr vor den Augen dunkel, hin und her schwankte und sich am gelben Kanapee, neben welchem sie stand, zu hal- ten suchte, so konnte sich jetzt Frau von Salbern zum Ottenfels mit dem vollsten Glorienschein, die verletzte Weiblichkeit zu schützen, zwischen die Streitenden werfen, den Schwiegersohn zurückhalten, die Thränen ihrer Tochter Martha beschwichtigen und bei alledem bitter und scharf genug sagen:

„Liebe Gräfin, Sie haben uns oft genug empfin- den lassen, daß Sie mit uns kein einiges und auf Liebe und wahre Freundschaft begründetes Verhältniß

wünschen! Dennoch wage ich es, statt dieser Ihrer — gegen Ihren Geist und Ihre Welterfahrung allerdings weit zurückstehenden jungen Mutter, die Sie, Gott weiß es, mit wahrer Schwesterliebe an ihr Herz hätte drücken mögen, Ihnen den Rath zu ertheilen: Stehen Sie von diesem Schritte ab! Bekämpfen Sie sich! Sie werden sich an Ihren Gatten gewöhnen —! Widrigensfalls Sie aber nichts dazu bestimmen würde, Ihren Entschluß zu ändern, so bekämpfen Sie wenigstens die Leidenschaft für jenen Baron von Fernau! Gegen Ihre Freundin Linda, die Regierungsrätthin, kann ich nichts haben. Aber schon Linda's Mann ist boshaft. Die Fernau's sind es alle. Baron Otto, der Ihnen im verfloffenen Winter so auffallend den Hof machte, ist sogar ein zweideutiger Charakter, von welchem seine eigenen Verwandten die Hand abziehen! Schön mag er sein, dagegen habe ich nichts. Aber kann ein Wesen, wie Sie, die auf den Kern sieht, die äußere Schaaale bestechen? Sind Sie nicht gereift genug, um sich zu sagen: Der innere Grund muß gelegt sein, das Herz geläutert —!? Die wahre Schönheit ist die vor unserem Herrn und Heiland im Himmel —! Auch meiner Marthä sage ich das täglich. Unser Spiegel ist das Evangelium. Wenn Sie nicht glücklich sind, liebe Gräfin, nochmals, so lassen Sie wenigstens die Fernau's —! Ihnen und uns allen bringt diese Familie keinen Segen —“

Die Angeredete saß wieder auf den schwellenden

Polstern des Kanapees. Eine Weile schwieg sie. Sie hatte den zornfunkelnden Blick auf die Thür gerichtet, durch welche so eben die Tante Agathe wieder hereinschlich. Der Brustkrampf war entweder vorüber oder er hatte sich gar nicht eingefunden. Die Debatte bewegte sich auf einem für sie zu interessanten Felde. Sie fühlte sich gestärkter und wollte ihre Weisheit nicht unter den Scheffel gestellt sein lassen. Für die Kundgebung ihrer Ansichten hatte sie eine eigene, an sich vollkommen bescheiden aussehende Manier. Sie machte sich gleichsam zu einer Abwesenden, die Niemanden stören wollte, schwieg, hob kleine Fäserchen vom Fußboden auf oder schob etwas an den Gardinen zu recht oder verrieth sonst jenen inneren Frieden und jene harmonische Ruhe, die im Denken und Fühlen des Gerechten liegen soll; aber durch diese stillen Ausströmungen ihrer reinen Liebesseele retardirte sie eben alles, was im Zimmer vorging, hemmte alle Weiser der Uhr, machte jede sich noch so geistreich dünkende Aeußerung eines eben Sprechenden zu eitel Stückwerk und lenkte zuletzt alles in die Bahn, wo sie allein alles Holz unter ihre scharfe Sägestimme bekam und jeden noch so stolzen Eichbaum durch ihre aus wunderbaren Quellen fließende Bestimmtheit zu Fall brachte oder, um mit dem Vater Jadvigens ein Bild vom Hasenleben zu brauchen, jeden noch so stolz gerüsteten Dreimaster — abtafelte.

Die Rede der vermittelweten Obertribunals-Vice-



präsidentin hatte die Schwester noch theilweise mitangehört. Für Jadwiga enthielt diese nichts als Anlässe zum Widerspruch. Beim Tadel der Fernau's kam ihr sogar die dringendste Aufforderung ihrer gereizten Leidenschaft, an den zweiten Theil des Faust und die noch unerklärten, mit dem Begriff der „Mütter“ verbundenen Goethe'schen Schauer zu erinnern.

Es war ihr jedoch in allem zu ernst zu Muthe, zu verächtlich ihre Stimmung gegen das, was sie hier eben umgab. Sie unterdrückte jeden Reiz zum heftigen Widerspruch und selbst die Worte, die sie sprach: „Nun Gott sei Dank! Der Vater wird nun wol schon aus Ihrer Rede gemerkt haben, daß Sie an sich meinem Plan nicht widersprochen haben wollen! Wäre ich dann zum Ueberfluß noch so gescheut, Ihrem alten Abel zu Liebe einen Bürgerlichen zu heirathen, dann —!“ ließ sie in ihrem Ausgange zwischen den Zähnen verhallen. In der That war sie über das sagenartige Hereinschleichen der sieben Weisen Griechenlands, wie man die Tante nannte, erschrocken.

„Welche Rolle theilt denn nur eigentlich die Frau Gräfin den Meinigen und ihrem Herrn Papa in diesem Conflict zu —?“

Also lautete die erste Aeußerung des Buches der Weisheit und in der That traf sie das einzig Richtige und Praktische bei einem soweit gebiehenen Stande der Dinge. Die Tochter des Hauses hatte zu entscheiden die Festigkeit ihres Entschlusses kundgegeben.

Von Jadwiga's Dienerschaft mußte die Sprecherin, daß es auf eine außerordentlich lange Abwesenheit von Schloß Wildenschwert abgesehen war. Das hieß, in ihre Sprache übersetzt: Auf eine factische Trennung —

Die mit indirecter Redeweise und mit den entsprechenden schielenden Augen Angeredete erwiderte mit schneidender Bitterkeit:

„Dank, Dank! Die gute Tante übernimmt die Rolle meiner verklärten Mutter —! Bitte, liebes Fräulein, bleiben Sie ein wenig dort unter dem Bilde stehen. Gewiß, es zürnt Ihnen nicht, es wird nicht auf Sie herunterfallen —!“

Das heuchlerische alte Fräulein war von diesem plötzlichen Hereinziehen der abgesehenen Geister in die Debatte und von der Annahme, sie könnte erschlagen werden durch ein Familienportrait, in solchem Grade erschreckt, daß es rasch in natürlichster, behendester Gehweise zurückhufte, entrüstet ihre Schwester anblickend, die ebenfalls zusammenfuhr vor Grauen über das Auch=nur=Annehmen=können, es würde hier ein lebensgroßes Bild von der Wand fallen und tugendhafte, edle Menschen erschlagen.

„Leihen Sie,“ fuhr Jadwiga unbekümmert um die Gebehrden des Grauens, die vor ihr gemacht wurden, fort, „leihen Sie einer schwachen, hilflosen Frau den Beistand, den ich in einer so schweren Krisis von den Meinigen erwarten muß! Ich verspreche Ihnen, noch keine Leidenschaft für einen Andern proclamiren zu wollen. Ich proclamire nur in Ihrem

Kreife, unter den Geistesaugen meiner verklärten Mutter und vor dem Ohr meines Vaters, meines natürlichen Beistandes, daß ich vom Grafen von Wildenschwert geschieden sein will und daß ich Freunde bedarf, die mir die Ausführung dieses meines Willens erleichtern. Ich werfe ihm Dinge vor, auf die mich kein Gericht scheidet. Um unser Herz, die Sympathie der Seelen, kümmern sich die Gesetze nicht, obschon ich weiß, daß im äußersten Fall auch das Motiv der unüberwindlichen Abneigung entscheiden kann. Die Schuld muß ich allein tragen, mein eignes Benehmen muß uns scheiden. Soll ich es damit bis auf die Spitze treiben? Soll ich eine überwiesene — Ehebrecherin sein —?“

Hier stieß die Obertribunals-Vizepräsidentin einen Schreckensruf aus, in welchen auch ihre Tochter Martha einfiel, da die Mutter durch einen Blick voraussetzte, daß die Tochter dies that.

Die Tante horchte nur. Ebenso, wie sich der Vater, der im Grunde schon mannichfach gerührt war, abgewendet hatte.

„Ist es da nicht würdiger,“ fuhr Jadwiga fort, „daß für meine Handlungen mein Wille eintritt und daß mein Vater derjenige ist, der dem Grafen diesen Willen kundgibt?“

Noch einmal loberte Baron Nestor auf. Die ruhige Gefasstheit und der ihm fattsam bekannte, durch nichts zu brechende Trotz seiner Tochter empörte ihn auf's Neue.

„Die Ehre,“ rief er, „und die statt Deiner empfundene Schaam wird den Grafen bestimmen, in aller Ruhe zu sagen: Nehmen Sie sie hin —! Je früher je lieber —!“

Die Ausbrüche des heftigsten Abscheus vor den Schritten der verblendeten jungen Frau folgten ebenfalls noch einmal in den Mienen der drei anderen Damen. Dann aber rückte bei allen die Entschließung näher und näher. Der Vater überlegte, wie er sich in dem Briefe, den ihm sein Kind zumuthete, ausdrücken würde. Natürlich wollte er sich nicht zum Anwalt der „antipathischen Gefühle“ seiner Tochter machen, sondern einfach die Sachlage berichten, wie sie war.

Das Orakel öffnete ab und zu das Fenster, in dessen Nähe es sich jetzt hielt, und schloß es wieder. Sie widerstand dem Gelüft, unbequem summende Fliegen zu töbten. Nach ihrem Geiste der Milde ließ sie alle in die sonnige Frühlingluft hinaus. Diese Gebehrden unterstützten den Ausdruck sittlichen Abscheus, der in ihren abgerissenen Worten lag, in ihrem Sprechen nach Richtungen hin, wo sich die Personen, mit denen sie redete, gar nicht befanden.

Warum die „vollendete Thatsache“, die mehrmals von ihr betont wurde, dem Zukunftsblick der inspirirten Seherin keinen grelleren Ausdruck der Entrüstung abgewann und warum sie einzig bedacht schien, die Lösung des gräßlichen Ehebundes so glatt und klargelegt als möglich zu machen, verrieth allmählig Martha's

Mutter. Der gräßliche Hochmuth, der Nimbus des Schlosses Wildenschwert und die Reichthümer der Stieftochter hatten die neuen Elemente der Familie längst gestört. Die ehemalige Absicht Jadwiga's, auf die veränderten Umgebungen ihres Vaters mit einer Art von Mitleid hinunterzusehen, war ihnen fühlbar genug geworden. Und was die Reichthümer anbelangte, so war Jadwiga das Kind des Glücks. Sie besaß, was ehemals den Namen Wolmer von Wolmerode mit einem noch größeren Blendzauber umgab, als jetzt. Die gräßlichen Ehepaare kannte man. Wer konnte wissen, wie sich noch Jadwiga's Zukunft gestaltete —! Auf alle Fälle rückte sie ihnen als die geschiedene Gräfin Wildenschwert näher. Da hatte sie die Fälschung ihrer Vaters nöthig, fiel gleichsam in dessen Oberhoheit zurück und wurde ihnen untergeordnet.

„Der leidige Mammon,“ begann immer entschlossener die Tante, „wird auch hier die Hauptschwierigkeit bilden —! Denn an sich — hm! wo sich die Herzen einander zur Mördergrube gemacht haben, wo Verstellung und gegenseitiger Betrug hausen, da ist es besser, man scheidet sich. Die Schrift erlaubt es auch. Freilich will sie nicht, daß die Geschiedene zum zweitenmale heirathet. Unserer Zeit ist das freilich Thorheit, wie so Vieles, was Gott der Herr gesprochen hat. Die grünen Gardinenmuster —“ wandte sie sich mit vollständig gleichmüthigem Ton zur Schwester, „scheinen mir zur grauen Tapete zweckmäßiger im

Zimmer nach Norden. Ich werde dem Tapezierer darüber schreiben —“ So ging sie, wie sie gekommen.

Sie dekorirten sich nach ihrem Geschmack die Zimmer, die sie, den Sommer über bewohnen wollen! war Adwiga's erster Gedanke. Doch behielt sie auch den zweiten für sich: Ich soll ein Exempel nehmen, wie jetzt in Villa Wolmerode für Alles so weise gesorgt wird, während unter meiner Leitung alles drunter und drüber ging —! Der Vater war bereits überwunden. Das Talent der Tante, an einer Stelle, wo die Rathlosigkeit der Andern geradezu auf Nichts gestellt war, ihr „Ich habe gesprochen“ anzubringen und dann zu — verduften, hatte sich auch hier bewährt. Trotz ihrer schnarrenden, alles beherrschenden Stimme blieb sie ein Hauch, der nur ein Leben innerhalb der Seele verrieth, die vollendete Geistigkeit, die Niemanden drückte. Die Eigenschaft des großen Julius Cäsar, „zu glänzen durch Abwesenheit“, hatte sie in ein System gebracht.

Der Vater, das sah sein glücklich-unglückliches Kind, medidirte nur noch über die Form des nach Wildensdewert zu richtenden Briefes. Sie wünschte diesen vorher zu lesen und recapitulirte, was darin gesagt werden mußte. Der Commerzienrath bekam darüber einen hippokratischen Zug im Gesicht. So in Gegenwart einer jungen Frau von Antipathie der Gefühle, Verfehltheit einer blindgetroffenen Wahl, Ungleichheit der Charaktere und der Neigungen, Ver-

dunkelung jedes frohen Blickes in die Zukunft reden zu sollen, erfüllte ihn mit Befangenheit. Er wurde blasser und blasser. Die Wangen, sonst so roth und so frisch, wenn auch gefurcht, hingen schlaff. Die Schwiegermama erwarb sich seinen innigsten Dank, als sie ihre Tochter Martha aufforderte, zu gehen und sich dem Anhören so unchristlicher Wendungen, die nur auf reine Selbstvergötterung und Selbstrechtfertigung ausliefen, zu entziehen.

Nachdem in der That Martha mit einem nichts-sagenden Nächeln gegangen war und sich erboten hatte, „ihrem Töchterlein“ den Aufenthalt im Vaterhause so angenehm als möglich zu machen, hielt es die Mutter drum doch für nothwendig, dies „Töchterlein“ mit seinem scharfen Urtheil und seinem Haß auf die in's Haus eingedrungene Familie nicht mit dem Vater allein zu lassen.

Sogar das vorauszusetzende Tête-à-Tête zwischen Vater und Tochter, wenn beide den Brief an den Grafen entwerfen würden, schnitt sie ab mit einer vollkommen einschmeichelnden, die „vollendete Thatsache“ anerkennenden Bitte, die dahin ging, doch auch ihre Erfahrung zum Abfassen eines so wichtigen Dokuments nicht ablehnen zu wollen. Sie berief sich auf die Gerichtspraxis ihres seligen Gatten und die tiefen Blicke, die sie schon damals in die Nachtseiten des ehelichen Lebens hätte werfen müssen. Ach, noch jetzt, sagte sie, überliefe sie darüber manchmal ein Schauder. Das

schriftliche Verfahren in Gerichtssachen hätte ihr Gelegenheit gegeben, sogar solche Fälle kennen zu lernen, die jetzt, nach eingetretener Mündlichkeit, bei verschlossenen Thüren verhandelt würden.

Dieser Brief kam zu Stande, nachdem alle Concepte wieder hatten zerrissen werden müssen, bis Tante Agathe davon Einsicht genommen. Die tiefe Erschöpfung, in welche die Tochter des Hauses verfallen war, ja das Gefühl eines unendlichen Wehs, das allmählig in ihr erstarrtes Herz einzog, ließ Dinge und Verhältnisse zuletzt mehr über sich Herr werden, als sie anfangs für möglich gehalten hatte.

Sie blieb noch zwei Tage. Es drängte sie ganz zur Entscheidung, zum vollen Auskosten des Leidensselches — ehe sie zum vollen Genuß ihrer erwarteten Seligkeit überging. Diese hätte getrübt werden können durch des Grafen persönliches Erscheinen. Einem solchen mußte die Energie des Vaters vorbeugen. Deshalb blieb sie noch auf dem schönen Landsitz, wo soviel holde und zugleich wehmüthige Erinnerungen für sie an all den prächtigen Sälen, den lauschigen Corridoren, den kleinen Mansardenstübchen, an den einsamen schattigen Lauben und Boskett's hafteten. Eine früher nur ländlich gewesene Umgebung war jetzt in Harmonie gebracht mit dem eleganten Styl der Villa. Da gab es Palmenhäuser, im Innern mit hängenden Balkons von Gußeisen, Fontainen, die ihre Strahlen aus plastischen Gruppen entfen-



deten, Gruppen, die keineswegs in Einklang standen mit dem Charakter der Bigotterie, der allmählig den meisten Ausschmückungen des Schlosses aufgedrückt worden war. Für die Gasbeleuchtung breiteten zwar Cherubs und schwebende Engel ihre Flügel aus und sogar eine Hauskapelle mit byzantinischem Goldgrund der Wände, mit Fenstern von Glasgemälden, mit einem Altar von carrarischem Marmor und vergoldetem Kreuz darauf, davor Sammetdecken mit schweren Goldfranzen, war theils schon da, theils im Entstehen begriffen; aber die Badestube wurde drum doch in einem Charakter renovirt, dem vielleicht eine Vorstellung von den Bädern Caracalla's zum Grunde lag. Professor Bögendorf hätte darüber die näheren Citate beibringen können.

Zwischen einem ausnehmend schönen Schmuck des Gartens, einem Schattengang von Buchsbaum, der, in doppelter Mannshöhe gezogen, noch dem früheren Zustand dieses schon lange altabligen Besitzthums angehörte, hatten Vater und Tochter noch ein kurzes Alleinsein erobern können. Da gab der Erstere seinem bethörten Kinde manche besonnene Andeutung für die Zukunft. „Du bleibst, da keine Kinder vorhanden sind, unbeschränkte Herrin Deines mütterlichen Vermögens. Dagegen hast Du dem Grafen eine lebenslängliche Rente von zehntausend Thalern zu zahlen, eine Last, die getragen werden muß, die aber nicht viel verschlagen wird, wenn Du mit Deinem Eigenthum beson-

nen verfährt. Wäre aus dieser traurigen Ehe eine Tochter da, so würde diese Rente zu capitalisiren sein. Wäre vollends ein Sohn da, dann könntest im Gegentheil nur Du eine Rente verlangen und müßtest ihm ganz Dein Eigenthum lassen, ja verlorst diese Rente zur Hälfte, wenn Du wieder heirathest. Hm!“ setzte Baron Nestor väterlich und gültig hinzu, „nimm Dich doch ja mit diesem Fernau in Acht —!“

So sind die Väter. Nach Gewitterstürmen, zuckenden Blitzen, rollenden Donnern kommt bald wieder des Himmels milde Bläue und über alle Irrpfade im Leben eines geliebten Kindes lacht der Sonnenschein der Güte und Vergebung.

In der Residenz fand die verirrte Frau eine Stätte endlicher Ruhe, die sie sich nicht im Stadthause ihres Vaters, sondern in einem Hotel bestellt hatte. Linda von Fernau hatte diese Bestellung ausgerichtet. Drei Zimmer, ein Schlaf-, ein Boudoir-, ein Empfangszimmer, alles von fürstlicher Ausstattung und in der Regel nur für die höchsten, die Stadt besuchenden Herrschaften reservirt. Zwei correspondirende Zimmer nach hinten waren für die Domestiken bestimmt.

Von Linda fand Jadwiga einen Brief, der sie schmerzen mußte. Sie wurde darin ersucht, nicht zur alten Freundin zu kommen, ihr überhaupt zu vergeben, wenn sie bitten mußte, sie wie eine hier nicht für sie Vorhandene zu betrachten. Ihr Gatte, den sie über Alles liebte und dem sie in diesem Falle auch

aus Ueberzeugung gehorchte, hätte ihr verboten, sowohl sie anzunehmen, als sie zu besuchen. „Mit Thränen, Jadwiga,“ schloß Linda's Brief, „beschwöre ich Dich, folge dem Dämon nicht, der Dich in den Abgrund zieht! Kehre zurück zu Deinem Gatten —!“

Die Empfängerin las den Brief mit einem sich halb vor Schmerz, halb vor Unwillen verzerrenden Ausdruck ihrer Gesichtszüge. Sie zerriß ihn. Die einzelnen Stücke verbrannte sie nach und nach an einem Licht, das sie angezündet hatte, um einfach eine Visitenkarte einzustegeln, die sie an Fernau schicken wollte.

Aber auch diese Sendung zerstörte sie. Sie hatte auf die Visitenkarte: „Morgen“ geschrieben. Jetzt nahm sie eine andere, die sie völlig leer ließ. Sie wartete auf den Lohnbiener. Diesen hatte sie zur Post nach etwa angekommenen Briefen geschickt. Eine Antwort vom Grafen konnte noch nicht da sein. Sie erhielt auch nichts, als einen Brief auf grobem Papier mit der naivsten Adresse von der Welt aus Klosterode bei Dornweil.

Auguste Widmann drückte ihr mit tausend Segenswünschen den Dank aus für die Reinigung ihres Namens von Schimpf und Schande. Vater, Mutter, Bruder und sie selbst wären sofort freigelassen worden. Der Geliebte säße zwar noch, aber auch er hätte Hoffnung, loszukommen. Leider, schrieb sie, stimmten seine

Aussagen nicht mit denen seines Kameraden, der ihn allein in's Unglück gestürzt hätte.

Eine Stelle am Schluß war für die Gräfin eigenthümlich beängstigend und wohlthuend zugleich. Auguste Widmann schrieb, sie würde ihr alles erzählen, wie es gekommen; denn da sie auf dem Gericht sogar Geld in ihrem Namen bekommen hätte, könnte sie es nicht besser anwenden, als sich auf den Weg zu machen und sich ihr zu Füßen zu werfen. Das wollte sie thun, schrieb sie, wollte ihre Hände mit Küssen bedecken und für sie lebenslang durch's Feuer gehen, für ihre Retterin, ihre eble Wohlthäterin, die gnädige Erlöserin ihres armen, braven Wülfing —

Der Brief war mit orthographischen Fehlern, aber in gewandtem sicherem Ausdruck geschrieben.

Die Gräfin beschloß, die Doris zu entlassen, sobald Auguste Widmann angekommen wäre. Den Wohndiener hatte sie bereits zu ihrer alleinigen Verfügung gemiethet. Dieser war unterwegs, jetzt die Visitenkarte an Baron Otto von Fernau zu tragen. Franz ahnte seine baldige Entbehrlichkeit.

Der Abend kam heran. Die geöffnete Thür eines Balkons mit Oleandern, blühenden Azaleen, Rosenstöcken, die schon im Erschließen begriffen waren, ließ die vor Erwartung Zitternde das Rollen der Wagen in die Oper, in die Schauspiele vernehmen. Alles pulsrte belebt — wild rauschte und wogte es in den Straßen — Gesang, Pianospiel ertönte von jenem Hause her,

von diesem dort —! Es wird der Harrenden so süß bang, aber auch so drückend und schwer um's Herz. Die Kellner zünden die Gasflammen ihres Salons an. Fünf wie ätherisch leuchtende Glaskugeln in der Mitte des Zimmers über einem mit rothgelber Seidendecke belegten Tisch, zwei andere noch an dem goldenen Spiegel oberhalb der mächtigen Stuhluhr auf marmorнем Consolentisch — eine weibliche Gestalt von Bronze lehnt sich träumerisch über die Uhr hinweg und sieht sehnsüchtig hinaus in die Ferne — vielleicht ist es Iphigenie in Tauris, vielleicht Ariadne, die Verlassene, am Gestade von Naxos —

Still ergeben will auch sie sein — zitternd schließt sie den Balkon. Sie geht ungeduldig auf und nieder. Doris und Franz hatte sie in's Theater geschickt, jeden in ein anderes; beide mochten einander nicht und im Interesse ihrer Herrin lag es am wenigsten, sie zu versöhnen. In's Fremdenbuch wollte die Gräfin erst morgen eingetragen sein. Sie verlangte selbst das Buch zu sehen, um sich, so entschieden nahm sie alles, selbst zu überzeugen, ob man ihrem Befehl nachgekommen.

Sollte sie noch etwas lesen —? Da liegen Zeitungen, die sie des Theaters wegen verlangt hatte —

Oder sollte sie noch einmal auf ihre Toilette zurückkommen —? Sie hatte in ihrem Boudoir nebenan einen beweglichen Spiegel, der ihre Erscheinung in ganzer Gestalt wiedergab. Sie war vom Kopf bis

zu Fuß weiß gekleidet, in einen Cashemirstoff, der sich anfühlte weich wie Schwanenflaum. Das einzige Rauhe daran waren Besätze und Schnüre der kunstvollsten Arbeit. Die Ärmel, offen und hängend, zeigten die fast bis zum Ellenbogen hinauf mit den schwersten bligenden Bracelets geschmückten Arme frei. Ein Spizenteller, die feinste Stickerei der Niederlande, bedeckte ihr von Doris unter hundert Verweisen der ungeduldigen Herrin gemachtes Haar. Doris hatte sich bei dieser Gelegenheit ihr Maas gefüllt. Eine mächtige Haarsträhne, die sich die Gräfin an die Stelle legen wollte, wo sie ihr Haupt bedecken und schmücken sollte, hatte sie der Herrin rasch aus der Hand gewunden und gesagt:

„O das nicht, Frau Gräfin —!“

„Was nicht —?“ hatte die Gräfin befremdet gefragt und kleinmüthig hinzugesetzt: „Sind etwa weiße Haare darunter? Das sollte mich nicht Wunder nehmen —!“ Nun ein verschmitztes Lächeln der Jose und ein verlegenes Schweigen. Da erinnerte sich die Gräfin eines gewissen Aberglaubens. Frauen, die in der Hoffnung sind, sollen sich ihr Haar nicht selbst machen.

An diese Aeußerung zurückzudenken, sie mit den Erlebnissen und den mannichfachen ungelösten Dissonanzen in Verbindung zu bringen, die sie hinter sich zurückgelassen hatte, war die einzige, abgerissene, unruhvolle Beschäftigung ihres Innern, der sie sich hin-

gab. Sie suchte damit die sich in ihr steigende Ungeduld zu bekämpfen.

Endlich klopft es an die Thür. Der Lohndiener meldet Baron von Fernau.

Anfangs stehen sich unter dem Gesetz der äußern Lebensformen und der gebotenen Vorsicht zwei Menschen gegenüber, die für die Lehre von der Attraction der Gegensätze als Beweis hätten dienen können.

Die stolze, schlanke, plastische Jadwiga — und ein junger Mann von mittlerer Gestalt, von blondgelocktem, kurzem, doch starkem Haar, von einem fast röthlichen, über Lippen und Kinn gezogenen Bart, stahlblauen, großen Augen unter fast weißlich schimmernden, langen Augenwimpern — der volle Gegensatz zu dem breitschultrigen, behäbigen, stämmigen, im Hauschlafrock gealtert aussehenden Grafen Bernhard von Wildenschwert — eine Erscheinung, wie die eines unsrer Romeo oder Edgarbo auf der Bühne, leidenschaftlich, sicher, von einer Klangfarbe des Organs, einem Tenor, daß sich ihr die Himmel zu öffnen schienen, wenn Otto sprach und entweder kühn der Welt den Krieg ankündigte oder ein kurzes, naives „Grüß Gott —!“ begleitet vom Schimmer der blendendsten Zähne, vom schallhaftesten Lächeln, so nur hinwarf. Jeder Strahl seines Auges verkündigte Feuer, Leben, Muth, Unternehmung. Ein blaues Halstuch lag lose geschlungen um den aufrechtstehenden Kragen des Hemdes. Das Kleinste an ihm war soignirt, während die zunächst hervortreten-

den Elemente seiner äußeren Erscheinung im Gegentheil eine geniale Nichtachtung der Toilette zu ver-rathen schienen.

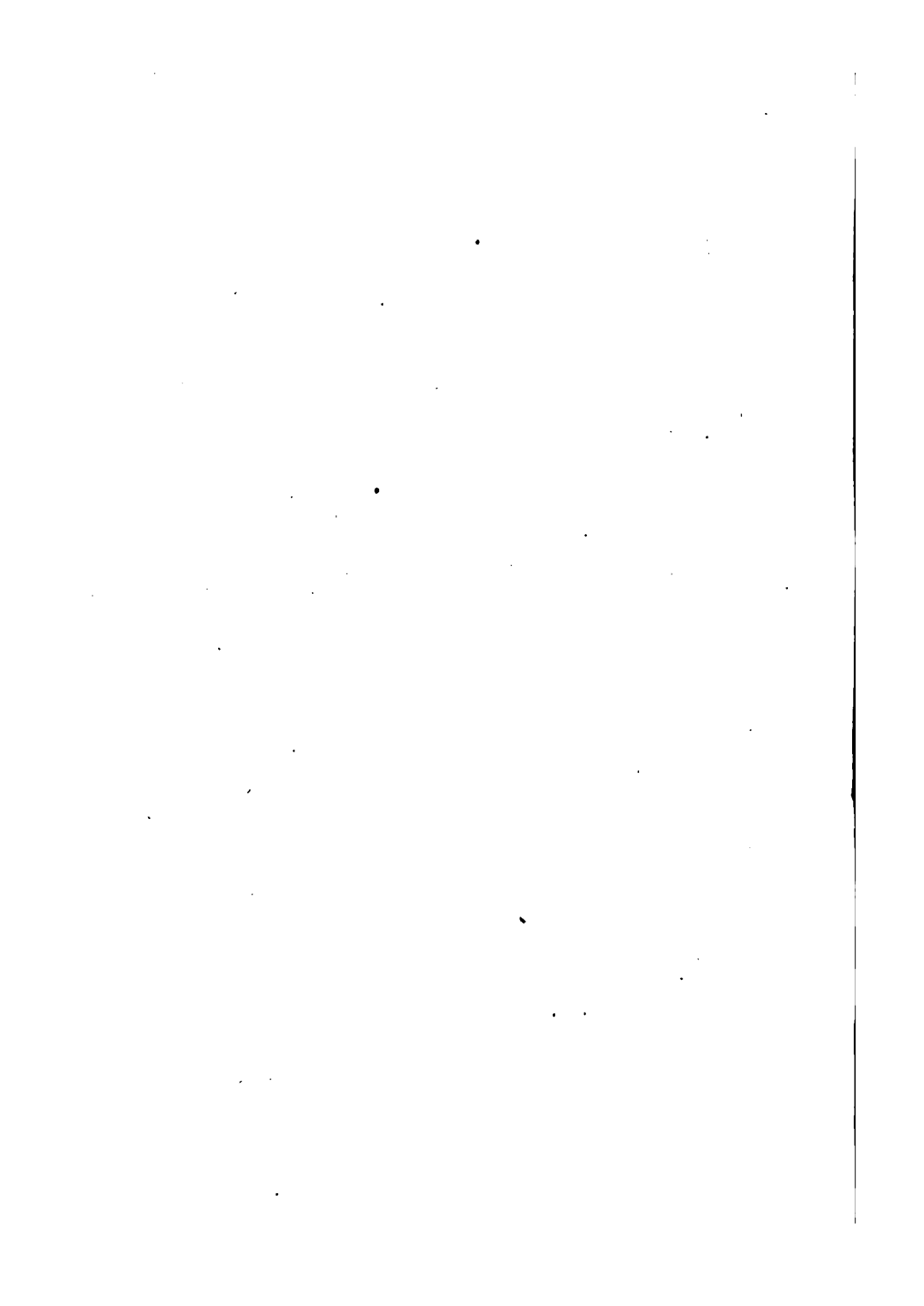
Nach einigen Sekunden der formellen Begrüßung und einem kurzen Umblicken zur Versicherung, ob die Thür in's Schloß gefallen war und der Fußtritt des anmeldenden Dieners auf dem Corridor verhalte, sank Gräfin Jadviga, die wahnbethörte Frau, überwältigt von jenen „namenlosen“ Gefühlen, für deren Berechtigung sie so muthig gestritten hatte, in die Arme des Mannes, der ihr allein, wie sie offen der Welt erklären wollte, das Gefühl zu wecken verstanden hatte: Du bist ein Weib und die Liebe ist Dein Leben!



---

**Zweites Buch.**

---



## Achstes Kapitel.

---

Der Kreislauf der Natur hatte nach siebzehn Jahren wiederum den Frühling schon dicht am Thor des Winters ausgelegt. Diesmal mit nachhaltigerem Erfolg. Das holde Götterkind verkam nicht. Der Monat Mai war in der That jener Kuß, den nach dem alten Dichter Logau der Himmel der Erde als einer Braut und künftigen Mutter giebt.

Ueber eine liebliche Gegend des mittleren Deutschlands, doch mehr dem Osten zu, war der Himmel blau und sonnig gespannt. Thal und Berg, Flur und Wald, Dorf und einsames Gehöft lagen ausgebreitet in malerischer Abwechslung.

Ein Knabe von etwa zwölf Jahren konnte von einem an einer Waldecke gelegenen Berggrande aus, wo er eifrig nach etwas zu lugen und zu forschen schien, nur in die Ferne blicken, wenn er sich beide Hände über die Augen hielt. So blendete die goldene Morgensonne.

Wäre der haarbeinige Junge Uhlands Hirtenknabe gewesen, er hätte der Empfindung Worte

geben dürfen, hier ebenfalls wie ein König den Herrscherstab zu schwingen über eine schöne Welt, die zu seinen Füßen lag. Da streckte sich zur Linken ein Hochwald, der mehr als die Hälfte des schönen Rundblicks begrenzte. Zur Rechten war alles die üppigste Wohllichkeit in Mühlen, Dörfern, Vorwerken und Herrschaftsgebäuden. Unmittelbar zu Füßen lag ein stattliches Dorf, beherrscht von einem hochragenden Kirchturm und einem alterthümlichen, etwas zopfig gebauten Schloß, erreichbar durch eine stolze Pappelallee, die, Natur gleichsam in Treppen und Livree, unmittelbar von einer handartig gewundenen Landstraße abbog. Ja, man sage, was man will, gegen die Pappeln! Sie sind in der Natur das, was die Portiers an den Schlössern oder die steinernen Wappenschilder über den Portalen derselben. Nützen doch die letzteren auch nichts, wecken sogar unliebsame Betrachtungen und doch liegt in ihnen ein bezeichnender Stolz. Sie sind die Ehrenwache für die Traditionen des Besizes.

Der kleine Späher an der Waldecke hatte wenig von einem romantischen Schäferknaben.

Nicht Glück und Heiterkeit, nicht der Stolz, etwa eine Herde von fünfzig Lämmern mit seinem gestrengen Spiz zusammenhalten zu dürfen, leuchtete aus seinen Augen. Ja er hatte noch das Untermaas der durch die Wirklichkeit gegebenen Verichtigung einer zum Goldschnittbande in einem Kunst-Album sich eignenden Beschreibung eines Hirtenknaben.

Seine Kleider waren zerlumpt. Seine Füße trugen keine Schuhe. Das zerrissene Hemd war schmutzig, sein flachblondes Haar struppig. Seine Augen lagen tief in den Höhlen. Sie blickten schen und zugleich frech. Lugte er nicht in die Ferne, so arbeitete er mit einem blanken Messer an Weidenruthen, die er auf seinen Posten mit hinauf genommen hatte, um sich Pfeifen zu schneiden. Einige hatte er schon fertig und manchmal blies er darauf. Bald wieder streckte er sich in's Gras, bald ging er in den Saum des Waldes zurück, des hier von lichtschrimmernden Buchen gebildeten.

Immer beschäftigt, ab und zu in die Ferne und wieder zur Linken in den Wald zu spähen und an seinen Pfeifen zu schnitzeln, bemerkte er nicht, was hinter ihm zu seiner Rechten vorging.

Die Waldecke war die vorgeschobene Spitze eines ziemlich steilen Felsrückens, dessen Rand einen bequemen Fußweg um den Wald herum bildete. Man wählte ihn, obschon er steil aufwärts ging, mit Vorliebe, weil man, wenn man später wieder niedersteigen mußte, den Weg abgekürzt hatte, um zu einigen Punkten der Gegend zu gelangen, die unterwärts, im Ebenen, weit von einander getrennt lagen. Dieser Weg hatte auch den Vortheil, Schatten zu bieten. Die strahlende Sonne brannte heiß.

„Kungerst Du schon wieder im Müßiggang herum, Bartel? Besuchst nicht die Schule, wie andere Kinder,

die von ihren Eltern jetzt nicht im Felde gebraucht werden? Dein Vater hat keine Hufe Land, baut kein Korn, keinen Hafer, kaum daß er sich um sein Haus herum ein Paar Kartoffeln setzt, und Deine Schwester reicht wahrhaftig aus, um Deine Geschwister zu waschen und zu kämmen, wenn sie noch gewaschen und gefämmt werden — Du aber bist der Schimpf im ganzen Ort, schneidest Deinem alten Schulmeister Gesicht, wenn die andern Kinder in die Lehre, in den Unferricht gehen —! Wetter, Junge! Schick Dir nicht endlich unser Herr Pfarrer den Gensd'armen in's Haus, so soll es der Landrath thun — darauf kannst Du Dich verlassen —!“

Der erste Schreck des Burschen über diese Anrede war bald vorüber.

Allerdings war sie von einem Mann gekommen, den er gerade zumeist fürchtete, vom herrschaftlichen Förster. Dieser hatte sich ihm, im weichen Grase wohlgemuth schlendernd, rücklings genähert. Er kam mit dampfender kurzer Meerschaumpfeife, in einem grauen kurzschößigen Rock mit grünen Aufschlägen und Besätzen und mit einem leichten Strohmützen, dessen weit vorragender Schirm die Augen vor'm Geblendwerden durch die Sonne schützte. Wohl von seinem nicht allzuweit entlegenen Hause mochte er kommen. Dies lag am Rande einer langen bergansteigenden Wiese, die sich, von beiden Seiten von uralten Eichenstämmen eingeschlossen, tief in den Wald hineinzog.

„Mein Vater will nicht, daß ich in die Schule gehe —“ war die trotzige Antwort des Burschen, der zu seinen Weidenruthen zurückkehrte, nachdem er im ersten Schreck aufgesprungen war und sich an den Walbrand zurückgezogen hatte.

„Deinem Vater wird man sein „Will nicht“ anstreichen —! Wäre der Wirthschaftsdirektor nicht ein zu guter Mann, er müßte Dich vor dem Schulhause Pranger stehen lassen mit Eselsohren am Kopf — so lang —! Und was treibst Du nur eigentlich hier —?“ unterbrach sich jetzt der Jäger und drückte forschend die Augen zusammen und ging dem Jungen näher. „Schon manchmal habe' ich Dich auf dem Platz hier angetroffen! Was lauerst Du hier immer? Worauf paßt Du?“

„Ich schneide Pfeifen —“

„Hier wachsen keine Weiden —“

„Die bringe ich mit —“

„Warum hier am Wege —? Da kommt der Schulze! Na warte, mit Dir muß einmal Ernst gemacht werden —!“

Der Jäger wandte sich von dem trotzigen und hämisch dreinlächelnden Jungen ab, der schnell jetzt seine Weidenruthen zusammenraffte und spornstreichs in den Wald lief. Jener ging indessen einem dicken, breitschultrigen Bauer entgegen, der sich mit einem blaugewürfelten Taschentuch den Schweiß von der Stirn wischte, einen großen breitkrämpigen Hut in

der andern Hand trug und vor Anstrengung beim Ersteigen der Anhöhe nicht wenig schnaufen mußte.

„Schulze, werdet Ihr denn nicht endlich mit diesem Buben da, des Bartels Jungen, ein Ende machen —? Nie geht der Bengel in die Schule, Sommers nicht und nicht Winters —?“

„Die Kanaille,“ antwortete der Schulze Stugbart, der reichste Bauer zu Steinthal, dem Orte hier zu Füßen des Berges, „jetzt muß sie dran! Der Pfarrer hat's jetzt dem Landrath berichtet! Vom Bartel, seinem Alten, hatte ich schon gar keine Antwort mehr gekriegt. Was sie in der Schule lehrten, das könnte sein Junge auch von ihm lernen —! hieß es. Die reine Spitzbüberei und Lücke dieser Menschen! Ich sage zu Jedermann: Versucht Gott den Herrn nicht —! Aber dreimal sag' ich's zu einem Maurer —! Noch neulich, als der Bartel in Stettingen das neue Haus richten half und grade der Pokier krank geworden war und ich kam zufällig dazu und sah den lästerlichen Kerl oben auf dem Dach, die Branntweinflasche in der Hand, und hörte ihn eine Rede halten und Bratwürste, Semmeln und Bänder hinunterwerfen, so daß Einer glauben mußte, in seiner Betrunkenheit würde er alle Augenblicke hinunterstürzen, kopfüber — da hab' ich's ihm gesagt. Bartel, hab' ich gesagt, Ihr treibt's so lange mit Lästern, Schwören, Fluchen, Saufen, bis Ihr der Nase lang einmal daliegt, dem Teufel zum Leckerbissen! Da



meinte er: Dann macht meine Frau noch ein gut Geschäft mit mir! Nun mußte ich wieder lachen. Denn Ihr wißt doch? Sie, die Barteln, läuft auf dem Lande umher und sammelt für die Fabrik in Oberschwende Knochen —“

„Sagt man —!“ fiel der Förster sinnend ein, „und ein Wunder ist's, daß Ihr ihn einmal bei einem Bau getroffen habt —“

Diese Worte verhallten schon. Der Förster und der Schulze machten beide denselben Weg. Sie wollten nach Stettingen. Vor dem fortgesetzten Waldrande konnte man noch nicht den Ort sehen. Hinter ihnen her, juchte aus dem Walde der Nachruf des Burschen.

Die Zeiten, wo der Landbewohner den Gewinn, den der Mensch durch Bildung erwirbt, verkennt, sind vorüber. Nicht mehr die Kirche allein, nicht mehr das Gemeinde- und das Wirthshaus sind die Mittelpunkte des ländlichen Lebens, auch die Schule, auch das Haus des Lehrers ist der Stolz des Landmanns geworden. Weithin schimmert das neue Schulhaus in der Gemeinde! Es ist noch unbeworfen; man sieht an den rothen Backsteinen, wie massiv es gebaut ist — Stein auf Stein geschichtet. Rothe Ziegel bilden sein Dach. Zahlreich, lusteinlassend sind die Fenster —! So prangt schon am Eingang der kleinsten Ortschaften jetzt der Stolz der Gemeinde. Und der Wanderer, der Reisende im roßgezogenen Gefährt erfreut sich des weithinschallenden Gesanges, des lauten

Vorsprechens und Nachsagens der Kinder oder er geräth selbst in ihre fröhliche Mitte, wenn sie, summend wie die Bienen, die Schule verlassen und dann ein Jedes die lang verhaltene, seinem Naturell unerläßliche Stimmung, manchmal toll genug, austobt.

Die Behinderungen des Schulbesuchs durch die Theilnahme der Kinder am Feldbau sind streng geregelt. Die Saat- und die Erntezeiten bilden allerdings noch natürliche Ferien der Schule. Aber nicht mehr der Winter allein treibt die Jugend in die Schulstube und giebt sie vom Hause frei. Auch im Sommer hat sich das immer mehr um sich greifende Gesetz der Bildung mindestens die erste Morgenfrühe als die Zeit bedungen, wo sich die älteren Arbeiter im Felde genügen müssen. Später mag das Kind des Tagelöhners dem Vater das Essen über die Stoppelfelder hinaustragen an die gemähten Schwaden, unter denen er im Mittagssonnenbrand eine Weile rastet; dann mag das Kind die Arme mit ausstrecken und beim Binden der Garben behülfflich sein. Hier, in unsrer Gegend, bietet auch noch der Wald den Kindern Gelegenheit zu mannichfacher Hanthierung. Da giebt es Beeren zu sammeln, die man in Töpfen meilenweit verschickt. Da giebt's Laub, Tannenzapfen zu sammeln. Diese wie jene gehen Sackweise als Verkaufsartikel hinaus. Vor allem ist die Kohlenbrennerei in diesen Wäldern (der ganze Strich Feld und Waldwuchs umher ist meilenweit

eines der großen Güter des Barons Otto von Fernau, richtiger, seiner Gemahlin, der ehemaligen Gräfin von Wildenschwert,) ein Erwerbszweig, der auch den Kindern der umliegenden Ortschaften eine Unterstützung ihrer Eltern erlaubt. Das Fabrikleben liegt noch fern, nähert sich aber schon. Der erste Vorposten dieses Segen und Pesthauch zugleich verbreitenden Fortschritts ist die chemische Fabrik in Olberschwende. Sie bereitet Düngermehl, Salmiak, Schwärze aus Knochen.

Die Regierung hält an Schulpflichtigkeit. Nicht gerade der Bildung wegen. Leider —! Sie kann nicht früh genug die Menschen in Zahlen umstempeln, in Rekrutenummern, „Spielende,“ „Losende,“ „Futter für Pulver.“ Darum so zeitig die stete Controle, Durchsiebung, Durchbentelung der Generationen. Wie viel haben wir —? So wird gezählt und gerechnet, immer schon im Voraus. Dem Schullehrer kommt's zu Gute. Auf diese Art braucht er nicht mehr der Hansnarr des beliebigen Wollens oder Nichtwollens der Väter und Mütter zu sein. Gering sind freilich immer noch die Besoldungen; noch sind die Seelengärtner angewiesen auf ein volleres und gerütheltes Maas, wie ihnen die Gemeinden die Existenzmittel, Naturalien und baar Geld spenden sollten. Aber der Staat, die polizeiliche Ordnung, die Ermägung, daß nur eine durchgreifende, Niemanden sozusagen aus den statistischen Tabellen herausfallen lassende Volksbildung ein starkes, patriotisches, hingebungs-

freudiges Volk für die Lasten des öffentlichen Lebens in Krieg und Frieden erzieht, hat doch jener Zeit ein Ende gemacht, wo Schulbesuch und sogar der Lehrstoff abhing vom Gottesgnaudenthum der Familien, der weisen Gesetzgebung der Ortsvorstände und ähnlicher Instanzen der Beschränktheit. Lehr- und Lernstoffe sind vorgezeichnet. Die Schule, zwar nicht emanzipirt, (und nie wird sie es sein von den Thorheiten und Zufälligkeiten des Hauses, Müttern, die nirgends mehr, als auf dem Lande, ihre Kinder verhätscheln, Vätern, die, stolzer als Reichsgrafen, weil sie mehr Ruhe, als die Nachbarn, im Stalle haben, mit geballter Faust in die Schulstube einbrechen und dem Lehrer für jeden Schlag auf den Rücken ihres Kronprinzen eine Tracht Prügel androhen) hat den Recurs an solche Mächte, die Beistand leisten, näher schon und freier. Der Lehrer vertritt ein Princip. Ist er fromm oder nur pffiffig, so lehnt er sich an die Kirche. Jedenfalls am sichersten an das nächste Amtshaus.

Aus dieser Ordnung wagte der Maurer Bartel in Steinthal herauszufallen. Mit einem Nest voll Kinder trotzte der hinterlässige Schaarwerker dem Schulhalter von Steinthal, dem wüthigen, weißgelockten, greisen Vater Johann Jacob Messelborn.

Rienharbs Vater war erst seit zehn Jahren in die hiesige Schulstelle eingetreten. Er war gekommen im vollen Glanz einer Bewährung, die ihm von den Orten aus, wo er zwanzig Jahre hintereinander das

Scepter des Schulregiments geschwungen hatte, einen Namen in der pädagogischen Welt gemacht hatte. So gar einen Orden trug er, das allgemeine Ehrenzeichen, das ihm sein fünfundzwanzigjähriges Lehrerjubiläum eingebracht hatte. Ueberdies war er noch für die Schule gewissermaßen ein Mann der Ausnahme. Er hatte — einiges Vermögen. Freilich nicht durch Schulleh= rerei, sondern durch einen glücklichen Erbanfall. Das gab ihm denn eine gewisse Sicherheit. Und sein Schul= scepter war keine Phrase. Ein recht sicht= und fühl= bar treffendes war es: ein alter, trockner Farnen= schwanz, der mit seinen Hölzchen und Knötchen wie das Schwert des Damokles über den Häuptern der Schuljugend von Steinthal tänzelte und manchmal nur an einem Faden der Geduld des Alten hing, der ebenfalls keineswegs eine geflochtene dicksträhni= ge Schnur von Pferdehaaren, sondern ein sehr leicht zerrei= ßbarer, feinsidener war. Temperament, so hieß es in des alten Johann Jacob Nesselborns kurzgefaßter, aber praktischbewährter Pädagogik, Temperament, das müssen die Rangen am Lehrer spüren, sonst tanzen sie ihm auf der Nase. Die steinthaler Stelle verdankte er seinem Sohne, dem weiland Nachmittagsprediger Lienhard Nesselborn zu Bruckbach. Als es der Vater gar so eng auf der Brust bekam und ihm sein zwei= ter Sohn gestorben war, wollte er die Ursache seiner jeweiligen Unpäßlichkeiten in einer ungesunden Lage des Städtchens Binzen gefunden haben, wo er so viele Jahre

als Rector der Stadtschule gewirkt hatte. Da empfahl man ihm wieder die Landluft. Bei Frau von Fernau bedurfte es von Menschen, die zu ihren früheren Lebenskreisen gehört hatten, nur eines Wunsches und sofort war er gewährt. Der Schwiegervater der schönen Wirthstochter vom Mohrenkopf an der Waldbeuge erhielt die stattliche Schulstelle in Steinthal. Was diese an Gold nicht einbrachte, um die Stelle in Zinzen aufzuwiegen, legte die Baronin zu. Von des Alten Erbschaft war schon viel dahingeschmolzen. Nicht grade durch seinen Sohn Lienhard, der in Amt und Brod war und im Genuß des Erfolges von unsäglichen Opfern und Anstrengungen, die allerdings der alte Mann gebracht hatte, um ihn studiren zu lassen, sondern mehr durch jenen zweiten Sohn, der ein Dekonom geworden war, lange kränkelte und starb. Dieser hatte ihm eine Schwiegertochter hinterlassen, die ebenfalls schon dahingegangen war. Die noch jetzt vorhandenen Mittel sparte Johann Jacob Nesselborn für Gertrud, sein Enkelchen. Ein solches war wirklich noch gekommen, um sich jenes Vornamens zu bemächtigen, den ihm sein verstorbenes Schwesterchen hinterlassen hatte.

Und wie sollte nun wol bei einer so klar zu Tage liegenden Sachlage der Treffliche seine Hand jedem bettelnden Lumpen öffnen? Wie sollte er einem so schlimmen Kunden, wie diesem Maurer Bartel, der nur Arbeit annahm, wenn er grade einmal Lust zu arbeiten hatte, und in der Regel es seiner Frau überließ,

durch Herumwandern und Knochen sammeln die gemeinschaftlichen Kinder zu ernähren, gestatten, bei'm für reich geltenden Schulmeister — „daß Gott erbarm!“ sagte beim Vernehmen dieses Prädikats immer der Alte — Anleihen zu machen —? Als ihm Nesselborn darüber mehrmals die Thür gewiesen hatte, vermaß sich der Maurer, ihm kein Kind in die Schule zu schicken, vielmehr ihn überall einen Dummkopf zu nennen, die Bewohner des Orts gegen ihn aufzuhezen und zu behaupten, er selbst wüßte mehr, als sogar, wenigstens in weltlichen Dingen, der Pfarrer. Der Pfarrer hatte dem Schulmeister für seine Ablehnungen Recht gegeben. Bartel fand Anhang. Er konnte wagen, laut aufzulachen, sogar wenn von Religion und einem jenseitigen Leben die Rede war. Denn in den Wirthshäusern war kein Mangel an Genossen seiner Ruhmräthigkeit. Zumal, wenn er einen blanken Thaler auf den Tisch warf, was er in überraschender Weise zuweilen vermochte, und die ihm Zustimmenden freihielt. Diese Generation kam noch vom Vorgänger Nesselborns her und vom Vorgänger des braven Pfarrers Peterenz. Es gab sogar unter den Respektabeln im Orte sogenannte Tiftler oder Heimliche, die, wenn sie einen recht langen Zug aus ihrer Pfeife und dann wieder einen aus ihrem Glase Bier gethan hatten, sich hierauf erst den Mund wischten und dann zu äußern beliebten: Bartel, Bartel, lasset das gehen —! Denkt man über



Dergleichen nach, so sind's freilich sehr, sehr —  
curiose Sachen —!

Allmählig kam Ferdinand Bartel oder Nante, wie  
des Maurers Junge hieß, aus seinem Versteck im  
Walde wieder hervor. Erst sah er sich verschmigt  
um. Seine hohlen, scheuen Augen suchten den Jä-  
ger — dieser hieß Wülfing — und den Schultheißen  
— er hieß Stugbart. Beide waren inzwischen in  
den Windungen des hochgelegenen Pfades verschwun-  
den. Wieder kehrte Nante zu seinen Schnitzereien  
zurück und pffiff seine Lieder.

Es war eine sehr zeitige Frühstunde. Noch rauchten  
die Schornsteine in den zerstreuten zahlreichen Menschen-  
wohnungen und verriethen die Geschäftigkeit der Haus-  
frauen für die Bereitung des ersten Imbisses. Die  
Rauchsäulen stiegen empor zum Zeichen sich gleich-  
bleibenden guten Wetters. Auf eines dieser Häuser  
war des Knaben Blick gerichtet. Drinnen war heute  
Geburtstag. Kinder trugen Geschenke in das Haus.  
Er sah Blumen und allerlei Verdecktes in Körben.  
Manchmal schleppten ihrer drei eine kreischende Gans  
an den Flügeln und ebenfalls in jenes Haus, um sie  
dem Geburtstagskinde zu verehren.

Das Geburtstagskind war der Schulmeister, der  
seinen achtundsechzigsten Jahresring angelegt hatte.  
Noch stand er, ein rüstiger Stamm. Um des Ge-  
burtstags willen war die Lehrstunde nicht ausgesetzt.  
Die Kinder verschwanden unter dem Schuldach und



blieben auch drinnen. In Steinthal war das Schulhaus kein neues, nur ein gediegenes altes, neu nur an den Wänden mit Schiefer bekleidet. Ein scharfes Ohr konnte den Gesang vernehmen, den die Kinder anstimmten, ja sogar die Begleitung mit der Violine, deren Bogenstrich ach! recht zitterig ging. Heute vielleicht auch vor Ergriffenheit über die dargebrachten Geburtstagsverehrungen.

Wieder begann der Knabe sein listiges Lugen und Spähen. Und bald schien er in Sicht zu haben, was er erwartet. Denn er steht auf, geht hin und her, erweitert die Ausdehnung der Wege, die er macht, drückt sich an den niedrigen Baumwuchs des Borwaldes und hält endlich einen Mann an, der mit langsamem Schritt, düsterem Blick, wie in Gedanken versunken, desselben Weges kommt, den vor einer halben Stunde der Jäger und der Schultheiß gegangen. Auch er, wie die letztern, kam vom Thalgrund herauf.

Diesen Neuankommenen konnte man für einen Arbeiter aus einer Feuerwerkstatt halten, sogar für einen Kohlenbrenner, hätten ihm nicht ein mit einer Feder geschmückter Hut, die Flinte, die er auf dem Rücken trug, ein Hirschfänger an der Seite, ein jägermäßiges Ansehen gegeben. Doch trug er eine graue mit Ruß geschwärzte Blouse, Hemd und Beinkleider waren an einzelnen Stellen schwarzabgefärbt, auch die Hände geschwärzt und dieselben Spuren seines anscheinend mit den zahlreichen Kohlenbränden des Waldes im

Zusammenhang stehenden Amtes trug auch ein großer Zwergsack, der ihm auf dem Rücken lag und den er jetzt, wo ihm Nante Bartel begegnete und ihm näher in den Wald hereinzukommen winkte, in's Gras warf. Seltsam — dieser Sack war mit nichts, als mächtigen runden Broden gefüllt. Eines derselben rollte hinaus beim Hinwerfen der schweren Bürde in's Gras.

„Schneide nur nicht so verdammte Gesichter, Bengel! Hier auf dem Fleck, da, wo ich bin, bleib stehen! Was thust Du, als wenn wir uns hier vor den Brennesseln zu fürchten hätten —? Der Inspector im Schloß, ja, ja, der hat einen Sterngucker, den er nach allen Himmelsgegenden hinschrauben kann. Beim Heumachen spionirt er damit manche Feierstunde aus, die nicht mitbedungen ist beim Accord auf Tagarbeit. Aber was brauchen denn wir beide hier jag zu thun —? Was giebt's —?“

Der Knabe sah lüftern auf die eben erst frisch aus der Bäckerei gekommenen Brode. Sie verriethen sich nicht nur durch den Geruch der Backstube, den sie noch an sich trugen, sondern auch durch eine Zuthat noch von Gewürz. Es war sogenanntes Feiertagsbrod, wie man's auf dem Lande liebt; der Teig wie gewöhnlich, doch mit einer Zuthat von Anis geknetet.

„Vater will Euch heute Nacht um elf an der Wolfshalde treffen —! Mutter, läßt er sagen, sei in Zwenkau — die Gichtlern hat acht Thaler drauf gezahlt —“

Der mürrische Walbmann hörte anfangs die Bestellung und den Bericht des Knaben schweigend an. Darüber glaubte Nante, er wäre nicht verstanden worden, und wiederholte seine Worte.

Jetzt unterbrach ihn der Ueberschmerzliche. „Junge,“ sagte er, „hören kann ich schon.“ Dann, nach einigem Besinnen und gleichsam wie ungerne der Bestellung Folge gebend, fügte er hinzu: „Wo ist denn Dein Vater? Unten war er heute nicht —“

„Im Rauheimer Ofen hat er am Schornstein zu repariren — Um eilk, sagte er, auf der Wolfs- halbe — Schöner Mondschein sei's — Ihr sollt's aber nicht vergessen —“

„Daß Mondschein ist, weiß ich schon selbst!“ lachte nun der Mann. Sein Angesicht war von struppigem, rothem und weißem Bart überwachsen. Wieder griff er nach dem Brod und nach dem Sack und wollte gehen.

„Ich soll aber auch sagen, ob Ihr kommt, Walbmeister —?“ drängte Nante Bartel.

„Hui! Der Sterngucker sieht's!“ antwortete der als Walbmeister Angeredete. Seinen Ton hatte er plötzlich geändert. Schadenfrohe Neckerei war's, was er eben gesagt, worauf er übermäßig lachte, als auf seine, dem Tubus des Wirthschafts-Inspectors im Schlosse unten geltende Drohung der Knabe wie von der Tarantel gestochen von ihm zurücksprang.

Fortgesetzt lachend schnitt der unheimliche Mann

ein Stück von dem köstlichen Brod herunter und gab's dem Jungen, der es gier zu verschlingen anfang.

„Wenn ich komme — so ist's —“ wollte der Waldmeister sagen, unterbrach sich aber und verbesserte sich: „Was macht denn die Marslene —?“

„Sie will den Abend mitgehen —“

„Um —!“ — Anfangs hatte der Waldmeister die Bestellung ungern vernommen. Sogar wie mit Trauer hatte er dreingeschaut, als ihn der Knabe so vertraulich angeredet. Das allgemeine Urtheil über diesen Mann: „Er ist ein Heimlicher —!“ (Ein Unheimlicher war gemeint —) dämmerte im Bewußtsein des verwilberten, nicht unbegabten Knaben. Als aber die Marslene genannt war, des Knaben Schwester, und der Waldmeister hörte, daß diese mitkommen wollte um eilf Uhr Nachts beim Mondenschein zur Wolfshalde, da lachte er in seinen rothen Bart hinein und ging wohlgemuth mit seinem Sack von dannen. Hinter ihm her klang das Wort des Knaben: „Adjes, Herr Hennenhöft —!“

Der Knabe sah dem halb wie taumelnd Dahinschreitenden verlegen nach. Angstvoll, ob er auch die Bestellung nach Gebühr ausgerichtet, zitternd über den Vater, der ihn, wenn etwa der Waldmeister um eilf Uhr an der Wolfshalde nicht erschien, in einer Weise züchtigen wird, deren Vorgefühl ihn schon jetzt ergreift. Nun ist er sein Brod langsamer. Ueber den gefüllten Sack sagte die Welt: Der Herr Waldmeister Hennen-

höft wohnt allein im Walde —! Da muß er wohl für Vorrath immer auf längere Zeit sorgen —!

Walbmeister, du liebliches, von Dichtern gefeiertes Kraut —! Wie kommt *Asperula odorata* (so nennst dich das trockne Herbarium der Gelehrten —!) in Verbindung mit einem so unheimlichen, düstern Meister des ehemals gräßlich Wildenschwert'schen, jetzt freiherrlich Fernau'schen Waldes! Dem Volk bist du die erste Meisterin des Waldes, die erste Siegerin mit Blüthenduft über alles Kraut und Gras und Laub, das sich in den Tagen des Maien zum goldnen Kichte dehnt und der Welt das ewige Wunder von der auferstehenden Natur erzählen will! Hier knüpft sich dein schöner Name an einen Herrschaftsbeamten, der seit zehn Jahren und länger auf Meilenweite die Fernau'sche Waldung beaufsichtigt, die Kohlenbrände leitet, die Harz- und die Theergewinnung beaufsichtigt, das Holz schlagen läßt und der Meister des Waldwuchses ist, während Wülfig, der Förster, das regiert, was drinnen springt und singt und „krecht und flucht —“ Aber dort, tausend Schritte vom Rante Bartel entfernt, von dem Hungerer, der sich jetzt nach dem Verschlingen des würzigen Brodes anschießt, irgend einen neuen Zeitvertreib zu suchen, vielleicht das Schulhaus zu umschleichen und beim Verlassen desselben die fleißigen Kinder zu ärgern, blüht unter Buchenschatten auch das weißblüthige Kraut, das sich den meisten Moosen gleich entwickelt; steinigem

und doch mit leicht sich ihm anballender Erde versehenen Bodens bedarf es. Die Stellen, wo der duftende Waldmeister seine weißen Blüthen treibt, sind spärlich, ob er schon da, wo man ihn endlich antrifft, reichlich vorhanden ist. Muß man ihn somit auch zuweilen von weither holen, so hat die Natur doch dafür gesorgt, daß er die Entwurzelung verträgt, nicht zu schnell verwelkt und seinen aromatischen Geruch so bald nicht verliert.

Da konnte denn auch eine liebliche Kindergestalt, die aus dem Buchengrunde heraufsteigt, von Sonnenlichtern und wilden Bienen umgaukelt und die Schürze voll Waldmeister, den sie gebrochen, getrost noch an's Plaudern denken, wenn ihr bei ihrem Heimzuge Einer begegnete. Den Maiwein, wozu diese Schürzevoll (viel zu viel für eine Bowle, die nicht Kopfweh machen soll) geholt worden, sollte es erst am Abend geben und natürlich nirgend anderswo, als unten dort, wo heute Geburtstag ist, im Schulhause. Nesselborn hatte von seinem zweiten Sohn, dem früh verstorbenen Dekonomen, viel Sorgen, aber auch Brecher derselben, dies liebliche Kind und — eine Art Weinkeller geerbt. Allerding's gingen in dem letztern die Flaschen ab im umgekehrten Verhältniß, wie bei Gertrud die Jahre kamen. Mit den Flaschen ging's wie mit den sibyllinischen Büchern. Jemehr sie abnahmen, desto höher stiegen sie im Preise. Immer feltner und feltner kam die Bewilligung, eine der letzten Erinnerungen an ein früh dahingegangenes Leben zu entsiegeln. Aber zum

Geburtstag eines Achtundsechzigjährigen mußten heute wenigstens zwei springen. Das aber durchzusetzen, dafür zeigte Gertrud, des Alten Enkelin, einen mit ihrem zunehmenden Alter schon erstarrten Willen.

Sie mochte schon volle zwölf Jahre alt sein, die hoch im Wuchs aufgeschossene, schlank entfaltete Gertrud Nesselborn. Ihr Haar war dunkelblond. Sie trug es in zwei langen Zöpfen über dem Rücken hinweg, ohne damit aufzufallen. Denn hier zu Lande heißt es: Wer lang hat, läßt lang hängen. Der Zopf war die allgemeine Tracht der Kinder und sogar der Jungfrauen bis zu einem gewissen Alter, wo beim Tanz im Wirthshause, beim Schwingen und Geschwungenwerden die Zöpfe denn doch zu sehr in's Gedränge kommen. Die Augen Gertrud's waren blau, verständig, sogar strenge, wenn sie in Erregung und wohl gar in's Strafen gerieth. Denn ihre besondere Fähigkeit war die, den Großvater im Schulhalten unterstützen zu können. Das Lehren überließ sie dem alten Johann Jacob, aber das Aufpassen, das Ruhestiften, das Beschäftigen einer für den grade gehaltenen Vortrag noch nicht reifen Abtheilung, das Ueberwachen der Arbeiten, das Ordnen beim Sitzen und Verlassen des Schulhauses war ihr Geschäft. Gertruds Haut war an sich schon bräunlich. Da that ihr die Sonne nicht zuviel, wenn sie überdies noch die Fleißigste im Garten war. Sie war ein Muster von einem Kinde. Ihre Gesichtsformen, die schon von Natur

feingebildet waren, verschönerten sich von Tage zu Tage. So dehnt und gestaltet sich die Knospe, um bald, halb zu erblühen. Von ihren beiden Eltern hatte Gertrud die guten Eigenschaften, innerlich und äußerlich, nichts von den schlimmen, die man auch nicht mehr kannte. Schon lange ruhte über Vater und Mutter das Grab.

Gertrud haßte diesen Mante Bartel. Und wie konnte Gertrud haßen —! Die biblischen Geschichten konnte sie den Kleineren in der Schule just wie ein Lehrer vortragen; aber wenn sie manchmal sagte: „Gott ist ein eifriger, ein starker Gott —!“ dann rollte ihr Auge und ihre Hand ballte sich.

So auch jetzt, als sie den Verächter der Schule, den frechen Sohn noch frecherer Eltern, den Urheber so vielen Kummers für ihren theuern Großvater hier oben auf der Höhe und am Walde erblickte.

Wie sie aus dem moosgrünen Buchengrunde, der im Walde eine sanfte Mulde bildete, heraufstieg über den theilweise noch nachgebenden, weichen Boden, begnete ihr Mante und zeigte sogleich seine Rohheit und versteckten bösen Tücke. Offen wagte er der schlanken Gestalt, die größer war, als er, nichts Ungeziemendes anzuthun. Als aber ein Fink über ihnen seinen frischen frühlingbekannten Schlag erschallen ließ, parodirte er den Vogel und legte ihm eines jener Worte unter, die das Volk als Sinn dessen, was die Vögel singen und sagen wollen, erfunden hat. An den



Dinkenruf, so oft sich dieser wiederholte, reihte er regelmäßig, und dabei auf die Schulmeisters- „Trude“ nicht hinblickend, den nachahmenden lauten Chorus: „Schöner, schöner Bräutigam —!“

Gertrud ahnte, was er damit sagen wollte. Es sollte in seiner Nachahmung eine herausfordernde Lascivität liegen. Sie stuzte auch nicht wenig und schlug einen andern Weg ein, um dem Jungen nicht in die Quere zu kommen. Das half aber nichts; denn grade da mußte sie hinauf, wo der Müßiggänger stand am Rande des Waldes. In den moorigen Boden, den die schönsten Blumen, darunter Veilchen, bestanden, war sie zu tief hineingerathen. Was sollst Du Dich vor dem Bengel fürchten —? fragte sie sich muthig. Sah sie doch, daß er um so feiger wurde, je näher sie kam.

„Faulenzen, nächstens wird Dich der Gensd'arm in die Schule holen —!“ rief sie ihm zu und wollte seinem neugierigen Schielen auf ihre Schürze aus dem Wege gehen. Darüber entglitt ihr ein Zipfel derselben und ohne daß sie es merkte, verlor sie eine Anzahl ihrer kleinen Bilschel.

Rante sprang hinzu und hob sie ihr dienstbeflissen auf.

Das versöhnte sie nicht, sondern gab ihr nur einen erhöhten Muth, ihm gründlich den Text zu lesen. Aus seiner raschen Dienstbeflissenheit fühlte sie nur den Beweis der inneren Haltlosigkeit heraus.

Das ländliche Selbstgefühl ist nicht im Entferntesten höflich.

„Schämen solltest Du Dich —! Die kleine Hartmeyer kann besser lesen als Du —! Ich glaube nicht, daß Du weißt, wie Du Deinen Namen schreiben sollst —“

„Hoho, das kann ich so gut wie Andere —“ war die prahlende Antwort, deren Lüge sich durch ein verlegenes Zuwenden des Rückens zu erkennen gab.

„Dein Vater sagt im Wirthshause, daß Du noch dem Herrn Pfarrer was zu rathen aufgeben sollst! Du Unnütz! In Schelmenstreichen wirst Du Professor werden. Hast neulich wieder den Backsteg an der Mühle weggenommen, daß die alte Rudolfin hat hineinfallen müssen, als sie Abends heimwollte —“

„S'ist des Neumann's Karl gewesen —!“ rief Nante mit der den Kindern eigenen Art, ihre Versicherungen mit trotziger Entschiedenheit auszusprechen.

„O, man hat Dich schon gesehen! Aber es soll damit bald ein Ende haben. Dich bringt nächstens der Gensd'arm gebunden in die Schule —!“

„Er soll einmal kommen! Dann schlägt ihn mein Vater todt —!“ rief der Junge und streckte die geballte Faust aus.

„Schlägt er den Gensdarmen todt? Nun dann muß Dein Vater auf den Rabenstein! Hast doch wol schon vom Rabenstein gehört? Rämst Du in die Schule, so könntest Du wissen, was Religion ist —!“

Der Bursche lachte frech auf.

Aus Gertrud's Munde brach jetzt eine Fluth von Vermüthungen. Das hämische Verlachen der Religion reizte sie über die Maßen. War sie doch selbst Religionslehrerin. Sie kannte alle Nutzenwendungen des Großvaters, die dieser auf die biblischen Geschichten mit den Einleitungsworten folgen ließ: „Seht Ihr, lieben Kinder, so ist es auch noch hentigentags —!“ kannte alle „Was ist das —?“ des Katechismus auswendig bis auf's „Und.“ Und dieser Schlingel von Schulschwänzer wollte sich einen Aufgeklärteren, einen Weiseren dünken, als andere Christenseelen —? „Warte,“ rief sie, „wenn Du nur erst Soldat werden mußt, dann werden sie Dir die zehn Gebote schon auf den Rücken kläuen —! Aber,“ unterbrach sie sich, „Dich nehmen sie ja gar nicht — Du kommst erst mit Deiner ganzen Bande dahin, wo Keiner gern hinmag —! Das sagen sie jetzt hier alle —!“

Eine starke Aeußerung, aber eine solche, die in Nante's Gegenwart nicht selten fiel. Fiel sie, so sollte er nach Anweisung seines Vaters den, der sie that, ohne Weiters niederschlagen und ihn so lange am Halse würgen, bis er braun und blau würde. Nante hatte sich schon zahllos oft ein ermunterndes: „So war's recht!“ im Hause der Seinigen erworben nach Berichterstattung über die Befolgungen dieser Weisung. Die Gehehrde der Mutter in solchen Fällen, mit einem Griff den Pantoffel auszuziehen und mit diesem loszuschlagen, konnte er nicht nachahmen, da er barfuß ging.

Hier aber kam ihm auch eine solche Regung nicht. Gertrud stand vor ihm so fest, so sicher, so verklärt von einer, ihm zwar nicht bewussten, aber doch auf ihn wirkenden Hoheit, daß er den Kopf scheu zur Erde senkte und hämisch grinsend bei Seite ging.

Andrerseits fühlte Gertrud das Gewagte ihres Angriffs. Auf dem Lande erlebt man mehr Ehrenhändel als in den in diesem Punkt doch so empfindlichen Kreisen der Gesellschaft. Ein „Was hat er gesagt?“ „Was wär' ich —?“ „Wo sollt' ich hinkommen —?“ erschallt in Bauern- und Wirthshäusern, auf Gassen- und Feldwegen nie anders, als mit unmittelbar darauf ausbrechenden Thätlichkeiten. Dem Schulmeisterhause gebührt zumal die strengste Bewachung der Zunge. Die Reizbarkeit der Eltern, ihren Kindern gegenüber, kennt keine Grenzen. Raun, daß über die Fähigkeiten und das Betragen der Kinder das Urtheil des Lehrers freigegeben ist. Der alte Nesselborn sagte oft, wenn er die Zeitung und von schwer zu lösenden Conflicten berichtet las: „Sie sollten da einen Schulmeister hinschicken! Das sind die Feinsten —!“

Es war jedoch nicht die Furcht vor einem Racheüberfall des Maurers oder der Knochensammlerin oder der Marlene, eines starken, kraftstrogenden Mädchens, sondern eine Regung aus Gertruds erzieherischer Natur, daß sie den Versuch machte, einen Apostaten der Schule zu bekehren. Sie wollte ihren Großvater eine ganz unerwartete Geburtstagsfreude

machen. Denn noch gestern hatte der alte Mann gesagt: Er gäbe was drum, wenn ihn Einer des Spektakels mit diesen bösen Menschen, den Bartels, überhöbe —!

Ein schneller Blick Gertruds hatte Nante's Aeußre gemustert. Er trug keine Schuhe und die Schulregel verlangt Fußbekleidung. Vielleicht paßten ihm ein Paar alte Schuhe von ihrer Mutter, deren sie noch einige im Vorrath auf der Bodenkammer besaß. Vielleicht holte er sich diese. Wenn er mit dem Vater handlangern eines weiten Weges ging, konnte er sie ja brauchen. Sie redete ihm zu, in die Schule zu kommen, und bot ihm die dafür nöthigen Schuhe an.

Da ruhmredete er aber —! Ha, er hätte die schönsten neuen Stiefel, die er anziehen könnte, so oft er nur wollte —! Und wieder wiederholte er sein gewohntes Wort, der Schullehrer wüßte nichts und sein Vater sei gescheuter als alle Stubirten und was Andre mehr wüßten, als er, das brauchte man gar nicht zu wissen: Er wollte nicht so dumm werden wie — nun nannte er eine Anzahl Knaben aus dem Dorf. Dabei schnitt er seine Pfeifen und blies Stücklein darauf oder griff — zur Abwechslung einmal, wo ein Lindenbaum stand, nach einem Zweige desselben, streifte die jungen Blätter ab und brachte, wenn er sie ansog, ebenfalls auf ihnen Töne hervor.

Darüber hatten sich beide im Selbender thalwärts gewendet. Der Weg ging abschüssig durch Korn-

felder. Die Winterfaat hatte sich schon einer ansehnlichen Höhe zu erfreuen. Ab und zu war der Weg mit Brombeerhecken besetzt. Gertrud merkte, daß sie's in der Gewalt hatte, den Burschen jedesmal, wenn er sich mit diesen Hecken zu thun machen wollte, durch einen von ihr angeregten Gegenstand weiterzulocken.

Da fand sie plötzlich ein Stück bedruckten Papiers, hielt es ihm mit raschem Einfall hin und rief:

„Wenn Du doch so ruhmräthig bist, ei, kannst Du das hier lesen —?“

Der verwilberte Bursche gestand seine Schaam und sein Unvermögen nicht ein. Mit einem verächtlichen Lachen überflog er das Papier und gab es zurück, als hätte er's vollkommen verstanden.

„So —?“ sagte Gertrud und las weiter darin. Erst that sie's für sich. Sie stellte sich, als wäre sie vom Inhalt auf's angenehmste überrascht. Auch sie wandte sich jetzt einer Brombeerhecke zu oder sah sich um nach einer grünen Grasstelle oder nach Schatten und las dabei und lachte überlaut.

„Ach, das ist zu nett!“ rief sie und fuhr fort, als läse sie: „Ja, da war einmal ein Knabe, der wollte gar zu gern Maurer werden —“

Nun schwieg sie und las weiter für sich.

Kante drückte seinen Unglauben an eine auf diesem durch Zufall gefundenen Papier befindliche und ihn so nahe berührende Geschichte aus.

„Ha, ha!“ lachte er mit ablehnender Geberde.

Und doch reizte es ihn. Wollte doch auch er Maurer werden.

„Es war einmal ein Knabe, der wollte Maurer werden und fürchtete sich, das Gerüst zu besteigen, weil das Gerüst gar, gar so hoch war —“ das las die erfinderische Gertrud wieder ganz laut.

Siehe, wie fand sich der Nante getroffen —! Die Gerüste waren ihm allerdings immer ein Gegenstand besonderu Nachdenkens gewesen. Alle Augenblicke einmal berichtete sein Vater von Einem, der heruntergefallen war. Jetzt schwieg er und folgte nur. Die für sich mit Behagen Weiterlesende schien fast ihre Mai-kräuter in der Schürze vergessen zu haben.

„Ja,“ las sie wieder nach einer Weile ganz laut — „wenn ich Flügel hätte, sprach der Knabe —!“ Nun unterbrach sie sich und reichte das Blatt Nanten mit den Worten: „Lies aber selbst. Es ist zu prächtig —!“

Verlegen stand Nante und stierte auf das Blatt. Eine Gruppe von Kirschbäumen unterbrach die Felder. Es war eine Stelle, auf die schon, wenn die Kirschchen reif waren, eine nächtliche Razzia beschloffen stand. Er dachte noch kaum daran. Auch ein Fink schmetterte hier. Nante spottete nicht mehr: „Schöner, schöner Bräutigam!“

„Wenn ich Flügel hätte, dann wollte ich sogar Dachbecker werden —“ las Gertrud, indem sie ihn einsehen ließ und that, als wenn er folgen könnte — „dann könnte ich den Knopf auf den Kirchthurm setzen und einen Hahn noch oben auf den Knopf drauf —“

„Hahahaha!“ lachte Nante. Das waren handgreifliche Thatsachen —! Sie fesselten ihn wie eine Kalendergeschichte.

Immerfort lachte der Sohn des Maurers. Aber spottend. Sein Vater pflegte sich auch ohne Flügel ähnlicher Wagstücke zu vermaßen und hatte es schon manchmal bis zu Schlägereien kommen lassen, wenn seine Wirthshauszuhörer entgegueten: „Ja, Du —! In's Fundament hinein kannst Du graben, aber nicht in die Luft —! Die ist Dir zu wackelig —!“

Das Graben in's Fundament war nebenbei eine besonders anzügliche Anspielung auf die Bartels überhaupt. Denn die Sage ging, Bartel begleitete, wenn er mit Spaten, Kelle und Hammer über Land ging, blos seine Frau, die Knochenfammerin, um ihr in nächstlicher Weile behilfflich zu sein, auf den Kirchhöfen die Leichen auszugraben.

„Eines Tages,“ las Gertrud im Weitergehen, „hatte der Knabe wieder auf diese Art gesprochen. Da krächte hinter ihm der Hahn im Hühnerhofe seiner Mutter und siehe da! ein ganz klein, klein Männlein stand dicht hinter dem Zaune —“

Die kleine Rattensängerin von Hameln ging immer vorwärts unter dem süßen Schalmeienklang ihres Märchens. Der bethörte Knabe folgte und horchte. Wie sich schon erkennen ließ, war er ärgerlich, daß nun Gertrud wieder so leise las, ab und zu still stand und für sich lachte. Sie ließ nur die Worte fallen:



„Nimm Dir doch ein Maaß von einem Schneider, rief das Männlein, und so oft Du eine Höhe besteigen willst, brauchst Du blos —“. Jetzt lachte sie ausgelassen.

Nante Bartel hatte Phantasie genug, sich ein Schneidermaaß als eine Leiter vorzustellen. Ist nur im „Unsinn“ des Märchens eine gewisse „Methode“, so erscheint es den Kindern vollkommen glaubhaft. Selbst daß das Maaß von einem Schneider war, der, wie Gertrud weitermurmeltend las, „hoch hinaus wollte,“ war eine Sprosse mehr, diese lustige Leiter für betretbar zu nehmen, für eine Leiter, in welche der Schneider beim Maaßnehmen ordentlich je Sprosse für Sprosse mit der Scheere hineingeschnippst hatte —! Von einem Schneider, der „hoch hinaus wollte,“ hatte kürzlich erst die ganze Gegend etwas zu vernehmen gehabt.

„Der kleine Maurerlehrling — Friedlieb hieß er — machte nun mit dem Schneidermaaß als Leiter seine Sachen gar gut. Alle sagten: Mein, was kann der Friedlieb so gut klettern! Und sein Meister, der schenkte ihm zu Weihnacht ein schönes Schurzfell vom feinsten Handschuhleder und eine Kelle von purem, purem Silber —! Aber — eines Tages —“ Wieder brach die kleine Diplomatin ab.

Inzwischen waren beide in Steinthal angekommen. Die Hitze war drückend. Nante wischte sich den Schweiß von der Stirn. Noch kam die Spannung seiner Aufmerksamkeit zu den heißen Sonnenstrahlen hinzu, denen sich im Thalgrund kein Luftzug entgegenwarf.

Gertrud behielt ihr Blatt vor den Augen, schielte nur nach links und nach rechts, um nicht den Röhren in den Weg zu kommen, die schon in die Ställe zurückgetrieben wurden — Brummkäfer und Stechfliegen wurden den Thieren mit steigender Sonne allzuempfindlich — Gertrud that, als wenn erst jetzt, nach dem „Eines Tages —“ diesem Zauberwort der Spannung in jeder Erzählung für Jung und Alt, die Wendung des Emporkletternkönigens an einem Schneidermaaß vorzugsweise überraschend geworden wäre. Aber laut sprach sie nur weiter:

„Ja, lerne lesen, Bartel, dann weist Du's von selbst und ich schenke Dir dann ein Buch voll von solchen prächtigen Geschichten!“

„Wart' 'en wen'g!“ rief plötzlich der Knabe im Dialect der Gegend und rannte blitzschnell zu seiner in der Nähe gelegenen Hütte hinüber.

Was wird er wollen? dachte Gertrud und fürchtete sich stehen zu bleiben. Denn die Marlene, Nante's älteste Schwester, war ein wildböses Ding, dem Jeder im Dorfe, die jungen Bursche und die ältern Dorf-Don-Juans ausgenommen, gern aus dem Wege ging. Bald hörte sie auch ihr. Keifen.

„Was willst Du? In die Schule gehen? Willst Dir, bist Du verrückt, Stiefel dazu holen —?“

Es wurde unruhig unter dem Stroh- und Lehm-dach. Hinter Mauersteinen, die im Hofe aufgeschichtet standen, von der offenen Senkgrube her, auf deren pestilenzialischem Spiegel sich ein paar Enten

wohl sein ließen, aus einem ärmlichen Garten, in welchem eine große Höhlung im Boden zum Aufnehmen der Knochen dem Hause wichtiger war, als einige Anpflanzungen für Salat und Zwiebeln, kamen die übrigen Mitglieder der Bartel'schen Familie zusammengelaufen und staunten und hezten und schrieten und spotteten über den Nante, der in der That mit hochschäftigen Stiefeln aus dem Hause gerannt kam und sich seiner Verführerin zum Lernen und Wissen angeschlossen.

Der pädagogische Lehrsatz, den einige neuere Erzieher haben aufstellen wollen: Fessle die Kinder zuerst durch den Vortrag alles Wissenswerthen im Märchenton! war bewiesen.

Das Schulhaus, nach den Wetterseiten Nord und West ganz mit Schiefer belegt, gehörte noch einer älteren Zeit an, wo bereits hier und da im lieben Vaterlande der Eifer erwacht war, die Schule nicht mehr den abgebankten Soldaten, den sitzenden Schneidern allein zu überlassen. Ein deutscher Adliger, Freiherr von Kochow, hatte den ersten Versuch gemacht, die etwas zu sehr in's Vornehme, wenn nicht gar Aufgeblasene verstiegenen Ideen des Erziehers Basedow, gewöhnlich die philanthropischen genannt, auf die Sphäre des Dorflebens zu übertragen. Schon aus jener Zeit stammte der Sinn der Steinthaler für Lehre und Unterricht, auch der Bau des Schulhauses, das nur ab und zu etwas ausgebeffert werden mußte, um noch jetzt mäßigen Anforderungen zu ge-

nügen. Das Dach war sturmest, die Fenster nicht allzuwacklig, an den Nichtwetterseiten rankte wilder Wein bis zur Dachfirst empor und zwei mächtige Lindenbäume, dicht an einer stattlichen, mit eisernem Geländer versehenen Aufgangstreppe, machten es zwar in den beiden Schulstuben (die Verbindungstür blieb herausgenommen und bot Platz für den Sitz des Lehrers, der auf diese Art beide Räume zugleich im Auge behielt) finsterner als wünschenswerth und lockten das Zwitschern der Vögel in den Unterricht hinein, boten aber auch Schatten und gaben vor dem Hause einen hübschen Plaudersitz dicht an der Wilden-Wein-Wand und neben den vergitterten Kellerlufen, in denen sich, wir wissen es schon, mehr befand, als nur thönerne Krüge voll Del, die Kartoffeln, der Torf und die dem nahen Wald entstammenden Holzkohlen.

Die Unterbrechung des Unterrichts, der gerade beim Repetiren einiger Bibelsprüche, namentlich auch des Jesus Sirach'schen „Müßiggang ist aller Laster Anfang“, stand, war allerdings die lauteste, die sich denken läßt, als Gertrud die Thür aufgerissen hatte und den zaghaften Neuling halb mit Gewalt, halb mit Schmeichelreden hineincomplimentirte. Und wen hinein —? Des Bartels Ferdinand —! Selbst der Großvater mußte in das allgemeine Halloh miteinstimmen und fand lange nicht die Sammlung, um das Lachen und Höhnen und theils ironische, theils schon kameradschaftliche Begrüßen, letzteres von gleiche-

stimmten Seelen, zur Ruhe zu bringen. War doch heute ohnehin, des Geburtstags und der überbrachten Geschenke und einer gewissen Kunde von Malwein wegen, als welcher letztere heute gegen Abend unter den beiden Linden draußen den Honoratioren des Orts kredenzt werden sollte, die Aufmerksamkeit der Kinder eine getheilte, die Disciplin beinahe aus Rand und Band. Denn jede noch so kleine Abweichung vom Regelmäßigen im Schulleben bringt bei den Kindern Feiertagsstimmung hervor, das heißt, Neigung zu Meuterei.

Da kam nun die salbungsvolle improvisirte Rede, womit der Großvater den jungen Schulrefraktär und seine Gestellung unter die gemeinsame Fahne des Fortschritts begrüßte, der Wiederherstellung der Ruhe zu besondern Statten. Der alte Kesselborn nahm es mit der Erlösung von einem Conflict mit den Gensd'armen und mit der Nachsicht einer übelberückichtigten Familie feierlich. Er hielt sogar für den Rante ein besonderes Gebet. Dann theilte er seine Heerde in ihre einzelnen Pferche ab — er hatte fünf Klassen, und diese manchmal in einem einzigen Zimmer, dieser alte, wahre „Musterschullehrer“ —! Auf die Art ließ sich der Neuangekommene, ohne allzu große Beschämung für einen so herangewachsenen und voraussichtlich vollkommen unwissenden Schlingel, vor einer, ihn nicht zu sehr drückenden kleineren Gemeinde examiniren.

Examiniren —! Ach, das Examiniren wurde auch hier wieder — Examiniren—! Diesen Wortwitz hatte der alte Nesselborn, ohne besonders viel Latein zu können, von seinem Seminar mitgebracht, das ein lateinischer Direktor, aber drum ein ächter, weiland frisch aus der Schweiz, von Pferten am Neufchäteller See, gekommener Pestalozzianer dirigierte. Er hieß Ballauf. Ballauf war ein Phantast. Er wußte das Hundertste in's Tausendste zu mischen. Aber höchst anregend wirkte er, das mußte man ihm lassen, besonders wenn er von seinen Adjuncten zweckmäßig in Zaum und Zügel gehalten wurde. Ballauf hatte sich eines Tages vor Lachen geschüttet über einen Druckfehler. „Ein examimirter Apotheker sucht Stellung —!“ So las er den Seminaristen aus der Zeitung vor und ließ ein wahres Feuerwerk seines Humors prasseln über — Examinirung, eine Perspektive über die Leiden des ganzen Lebens! Er citirte den Shafespeare'schen Apotheke raus „Romeo und Julia“, ebenfalls als einen solchen, den „des Lebens Weh und Stöße“ und eine totale Geschäftslosigkeit bis zum Verkauf von Gift hätte — examiniren können. Alle Seminaristen und wenn auch ehemalige Schneider darunter waren oder Tischler (wie in der That der damals jugendliche Johann Jacob Nesselborn ein gelernter Tischler gewesen und auch in den Kopf Hobespähne bekommen hatte, als er ein „Herr Lehrer“ hatte werden wollen) lachten mit Ballauf über diesen „examimirten Apotheker“, den schon ganz um seinen

Lebensathem gekommenen armen geprüften Stellensucher. Sie wußten, daß auch bei ihnen das Leben aus nichts, als aus Examinirt- und Examinirtwerden bestand, aus vierteljährlichen, halbjährlichen, beim Kommen in's Seminar, beim Gehen, beim Melden um diese, beim Anklopfen um jene Stelle gehaltenen Prüfungen —! „Das ganze Leben — examinirt uns durch ein stündliches — Examiniren! Prüfung — Prüfung allezeit —! Durchgefiebt und durchgebeutel't, bis wir endlich reif sind für die letzte, selige, die himmlische Tenne dort oben — wo es wieder heißen wird: Wirft Du auch hier bestehen —? So hatte Direktor Ballauf, Professor, zuletzt Schulrath und Ritter hoher Orden, mit verklärtem Blick gen Himmel ausgerufen und — der alte Kesselborn wiederholte gern dies Geschicklein vom examinirten Apotheker.

Auch Rante Bartel war beim Examen vollständig examinirt. Er stand beschämt da, so sehr ihm seine gleichgestimmten Kameraden auch einzuhelfen suchten.

Inzwischen war Gertrud mit ihrem Waldmeister in den Keller gegangen, um ihn dort auf nassen Sand zu legen. Sie billigte sehr, als sie zurückkam, daß der Großvater den träumerischen, verlungerten, an's Spielen gewöhnten großen Buben durch seine Buchstabenbilder zu fesseln und vorläufig zu beruhigen suchte. Freilich mußte er da zu den ganz Kleinen hinüber. Während die andern schrieben oder rechneten oder auswendig lernten, standen diese vor einer Erfindung des alten Kessel-

born, die er schon in der Zeit vor seinem Rectorat in Zinzen gemacht hatte. Die Kenntniß der Buchstaben suchte er den Kindern durch das Medium der Phantasie beizubringen. Seine geschickte Hand hatte schon vor dreißig Jahren, als so recht der Anschauungs-Unterricht in Gang gekommen war, einen Haufen Tafeln zusammengemalt und zusammenbeschrieben, die jetzt freilich arg zerrissen waren, oft schon auf neue Papper hatten geklebt und namentlich vom Fliegen-Unrath und deren unwillkommener Punktiermanier gereinigt werden müssen. Der Buchstabe A war da das nothwendige Attribut eines nebenbei abgemalten Affen. Jedes Kind kennt von den durchreisenden Gauflern her einen Affen. Das B war das Attribut des Bären, das C eine Wiegeschaale mit einem mächtigen Centner, das D ein Degen, das E ein Esel, das F ein Fuchs, das G eine Gans, das H ein Hahn und so fort. Es unterhielt prächtig. Und die Bilder waren schon immer auf die Buchstaben selbst hinauskommend auch gezeichnet. So bildeten einst die alten Hieroglyphen den Uebergang zur Schrift. Und so bezeichneten auch die Hebräer ihre Buchstaben mit dem Namen ähnlicher Gegenstände. Auch beim alten Messelborn, wie auf dem Offenbarungsberge Sinai bei Moses, war das K das Kameel. Beim spätern Fortschreiten des Lehrgangs wurden die Bilber zugebedt. Dann mußten die Buchstaben errathen werden, wobei freilich eine Zeitlang das K wirklich immer noch Kameel



genannt wurde. Auch die Bekanntschaft mit Zusammen-  
setzungen Ab, Ac, Ad wurde durch Bilder eingeleitet.  
Leider liefen die großen und die kleinen Buchstaben,  
die noch immer aus unserer Orthographie die Brüder  
Grimm nicht haben verbannen können, verwirrend in  
den Köpfen der Kinder durcheinander. Diese übermü-  
thigen Krösusse des Wissens ehemals, die gelehrten  
Mönche des Mittelalters, denen es nichts verschlug,  
den Weg zu den Wissenschaften so schwer als mög-  
lich und die Buchstaben und die Lesenzeichen in hun-  
dertelei Arten zu machen —! Sie wurden vom alten  
Nesselborn recht verwünscht.

Daß nun der müßte Neuling der Schule für die  
letztere erhalten blieb, wäre schwerlich verbürgt gewesen,  
wenn nicht die weise kleine Erzieherin auf den Gedanken  
gekommen wäre, ihn für's Erste noch durch ein Extra-  
Mittel zu fesseln. Während sie bei den Mädchen das  
Schreiben beaufsichtigte, bei den Jungen das Rechnen,  
hatte sie bald bemerkt, daß ihre pädagogische Eroberung  
beim Repetiren der Buchstaben, die er behauptet hatte  
längst zu kennen, immer maulhängiger wurde. Sie  
kannte diesen verdächtigen abwesenden Blick, der sich  
nach dem Loch in der Stube sehnt, das der Zimmer-  
mann offen gelassen. Auch mochten die Stiefel, die  
ungewohnten, dem Kante eine drückende Pein sein.  
Die Hitze war groß. So schlug sie denn dem Groß-  
vater eine der heitersten Abwechslungen im Schul-  
leben vor, eine wahre Wonne der Unterbrechung des

mühe- und angstvollen Lernenmüßens, die Erquickung der Schule durch — frisches Wasser.

Wem ist sie nicht erinnerlich diese Cisternen- und Dafen-Episode der Hundstags- und Saharawüsten-Schulstunden — die in der Regel nur zur Nachmittagszeit gestattet wird und keineswegs alle Tage, auch wenn die Hitze noch so sehr sich gleich bliebe —! Da werden zwei der Stärksten beauftragt, das Wasser in einem Eimer vom Brunnen zu holen — alles muß sitzen bleiben — ein blecherner Becher wird gefüllt und geht von Einem zum Andern. Welche „Lastertiefen“ Züge werden da gethan! Wie verlangt man nach „noch Einmal!“ Wie haben die Lehrer und die zur Mitaufsicht Chargirten aufzupassen, daß alles mit Maaß und Ziel geschieht, kein Aufstand ausbricht, Niemand sich selbst aus dem Eimer schöpft —! „Hier haben wir noch nicht —!“ rufen die Starrwilligen, beim Gedanken an Zurücksetzung gleich die Augen Rollenden. Nicht die Labung selbst verfehlt zu haben, giebt ihnen sofort den trotzigen Drohungston, nein, der Gedanke nur, nicht so wie die Andern für voll gelten zu sollen. Am gesündesten wäre es, wenn sich die Kinder sogleich nach solcher Labung austummeln könnten. Aber noch hat es lange nicht elf, Nachmittags nicht vier geschlagen. Gewöhnlich thut, um wenigstens allmählig wieder Ruhe zu schaffen, das Vorlesen einer Geschichte gut. Nesselborn muthete seiner Schule schon den „No-

binson“ und die „Entdeckung Amerikas“ zu. Heute erwärmte er wieder die abgekühlten Lungen durch Choralgesang. Er dirimirte diesen durch ein Spiel auf der Geige, das paganinische Doppelgriffe ausschloß.

Seinen anfänglichen Widerstand gegen eine Vormittagserrückung und eine Vormegnahme der Hundstagsfreuden schon im Monat Mai hatte Gertrud zu brechen verstanden. War doch heute sein Herz zu jeder Liebesgabe geneigt, zum Nehmen sowol wie zum Geben. Die kluge kleine Seelenfängerin hatte es so eingerichtet, daß sofort der Bartel der Eine von den Dreien war, die das Wasser hatten anschaffen müssen. Da konnte er sich nicht wenig zu gute thun auf die ihm zugetheilte Rolle und hörte der Ermahnung des Großvaters, nun auch für keine Stunde rückfällig zu werden in sein bisheriges „unehrliches Leben“, wenn auch mit einigem Lächeln, doch aufmerksam zu. Der Vorzug beim Wassertragen hatte die Zurücksetzung beim Wissen in's Gleichgewicht gebracht.

Das pädagogische Mittel, gewisse schwierige Charaktere der Kinderheerde zu isoliren und beim Schließen der Schule sie erst dann hinauszulassen aus dem Schulraum, wenn sich draußen die Schaaren der Heimgehenden und zu allerlei Unfug, zum Prügeln, zum Zerbrechen der Schiefertafeln jetzt Uebergeneigten verzogen haben, wurde auch von ihr angewendet. Der Alte mußte den Mantel festhalten, wie einen bösen Hund,

den man erst freiläßt, wenn ein besuchender Gast wieder das Hofthor geschlossen hat und in Sicherheit ist.

„Ich wette, er kommt schon Nachmittag nicht wieder —“

„Worauf wettest Du?“ fragte Gertrud.

„Nun, wer heute Abend zuerst zu Bett geht —“

Das war eine peinliche Wette. Zu den verdrießlichsten Erfahrungen, die Gertrud noch beinahe täglich machen mußte, gehörte das Zubettgetriebenwerden —! Als wenn sie noch ein so kleines Kind gewesen wäre —!

Aber — sie gewann die Wette! Nante Bartel kam punkt Ein Uhr wieder. Wie glücklich war sie da —! Zu Bett gehen, wenn es Maitrank giebt und die Männer beisammen bleiben und plaudern, bis der Wächter ruft —? Nein, sie sah nun einem wahren Festabend entgegen.

Da sollte auch das Märlein, wovon sie dem Großvater Bericht erstattet hatte, zur Sprache kommen. Sie selbst war begierig, wie es eigentlich enden sollte. Als ihr der Großvater für ihr Geburtstagsgeschenk, eine Menschenseele, dankte, da sagte sie:

„Vielleicht weiß der Herr Pfarrer einen Schluß dafür!“

## Neuntes Kapitel.

---

Nur eine kurze Strecke war der Förster Wülfig mit dem Schultheißen Stutzbart zusammengegangen. Des Letztern Leibesfülle ermöglichte ihm nicht die Gangart, die der erstere nöthig hatte, um seine amtlichen Wege zurückzulegen.

Vielleicht hatte auch Wülfig den Schnellschritt nöthig, um im gleichen Tact mit seinen Empfindungen zu bleiben. Denn zu Gleichmuth und zu behaglichem Schlendern schien in ihm nichts aufgelegt.

„Hat der Bartel seine Steuer bezahlt —“ fragte er noch.

„Auf Heller und Pfennig!“ keuchte der Schulz.  
„Toll genug, während noch die besten Leute zurück sind —! O, ich habe meine Noth mit dem Eintreiben —! Will meinem Schöpfer danken, wenn sie einen Receptor aus der Stadt kommen und ausklingeln lassen: Der Einnehmer ist da! Dann mag er den Büttel rufen, der Büttel mag die Leute her austreiben, alle Namen nach dem ABC. So brauch' ich mich nicht mehr von Amtswegen kuranzuzugewinnen.“

lassen. Und für was? Ein schönes Ehrenamt, Schulze sein — ein Aergerramt ist's!"

Wülfing hörte nur halb auf diese Ausbrüche, des Unmuths, die von einem loyalen Mann kamen, einem allzeit auf die Wünsche der Regierung Beflissenen, den es aber ebendeshalb verdroß, daß ihm sein Ehrgeiz so viel Controle, Rechnerei, Verantwortlichkeit, Nase über Nase und nur jährlich zwölf Thaler Vergütung für Schreibmaterialien und sonst nichts, höchstens nach dreißigjähriger Aufopferung eine Medaille einbrachte.

„Geht denn die Mauererei so gut?“ fragte der Jäger. „Wo ich hinsehe, daß hier gemauert wird, find' ich den Menschen nie und ich komme doch in der ganzen Gegend herum. Aber in den Wirthshäusern da find' ich ihn überall und seinen Gruß dann möcht' ich ihm immer in den Rücken zurückschleudern.“

„Ein frecher Kerl!“ entgegnete der Schulze, eingehend auf den Zorn des Jägers, der sich in so starken Ausdrücken, die man an dem ruhigen ernstern Mann sonst nicht gewohnt war, kund gab. „Und mag wol daher kommen,“ fuhr der Schulze fort, „daß sie beide zusammen verdienen — Er und Sie. Und wenn nicht Er — aber glaubt mir, er hat schon Arbeit — dann gewiß Sie. Ihr kauft man in der Fabrik jede Kiepe voll, die sie bringt, nach dem Gewicht ab —“

„Was und Fraß für die Hunde!“ fuhr der Jäger in seinem grossenden Poltern fort.

„Ueberall sagen sie, seine Marlene, das schwarze Ding, kommt in Euren Wald — als die Frau Waldmeisterin —“

Diese Vermuthung belachte der Jäger mit einer Sicherheit, die dem Schulzen bezeugte, daß an diesem Gerücht schwerlich etwas sein konnte. Denn Wülffing, der freiherrlich fernaufsche Förster — Oberförster hätte man ihn nennen können, wenn sich nicht die Regierung diesen Titel für ihre eignen Wälder vorbehalten hätte — und der Waldmeister Hennenhöft waren zwei Freunde, Busenfreunde nannten sie Einige, Andere anders; ihr wahres Verhältniß bot manchem schärfern Beobachter Gelegenheit, über diese Art von Freundschaft, die sich kaum einen Guten Tag! gönnte und doch zuweilen auf ganz geheimnißvoll aparten Wegen ging, seine Glossen zu machen.

Nach einer Weile meinte dann der Schulze aber doch:

„Ja, aber warum denn nicht? Sie liegt ja jetzt schon Tag und Nacht bei ihm draußen im Walde und kommandirt allen Röhllern und Harzern! Stattlich ist sie gewiß und ich sage Euch, um's Schulgeld lassen die Bartels ihren Jungen nicht aus der Schule — das ist purer Uebermuth und soll blos heißen: Um fortzukommen in der Welt, haben wir auch so —!“

Der Jäger antwortete darauf nichts weiter, schüttelte nur den Kopf und versiel umsomehr in Schweigen, als ihn ein Blick, den er auf den Höhenweg,

den sie verlassen hatten, zurückwarf, den oben am Walbrand mit seinem Saß dahinschreitenden Hennenhößt bemerken ließ. Auch trennte sich jetzt sein Weg von dem des Schulzen, der sich einer seiner eingefriedigten Wiesen und der darauf angebrachten Milcherei zuwandte und schon mit Wonne die Grüße seiner dort stehenden Kühe vernahm. Wülfing wollte auf's Amthaus.

Oder vielmehr er mußte dorthin. Der Wirthschafts=Inspector Herr Anbelang, derselbe, der vor Jahren beim Grafen Wildenschwert gestanden hatte, hatte ihn dringend auf's Schloß beordert, dessen einer Flügel ganz allein von diesem Bevollmächtigten der Herrschaft bewohnt wurde. Herr Anbelang hätte das ganze Schloß bewohnen dürfen, denn seit vielen Jahren stand die stattliche Behausung leer. Aber seine Verantwortlichkeit war darum nicht geringer und vielleicht eben deshalb um so größer. Um von seinen Sorgen einmal etwas auf die Schultern des besonnenen, umsichtigen und dem Wohl seiner Herrschaft vollkommen ergebenen Jägers zu werfen, hatte er heute diesen rufen lassen.

Es ist ein eignes und im Grunde trauriges Leben, das gebreitet liegt um einen solchen unbenutzten, seit Jahren leerstehenden Herrschaftssitz. So mancher Erdenbewohner irrt obdachlos durch die Welt, so mancher entbehrt des Nothwendigsten im Hausrath, geschweige, daß er sich eine Anwendung des uns alle eingepflanz-



ten Triebes gestattet, sein Leben über das Nothwendige hinaus zu schmücken. Und hier liegt ein Heimwesen voll Bequemlichkeit, Schönheit und Pracht in stolzer, müder Ruhe —! Treibhäuser werden erhalten und Niemanden erfreut deren Blütenfülle. Remisen stehen geschlossen mit Wägen, die nie in Uebung sind und dem sich ändernden Geschmack zum Opfer fallen. Die Ställe sind mit Kossen belebt, die lediglich für die Wirthschaft einige Dienste leisten. Der Inspektor — Oberinspektor betitelt ihn die Herrschaft selbst und hätte ihm schon die Würde eines Amtraths von einem Minister erbeten, wenn sich auch diesen Titel nicht die Regierung für ihre Domänen vorbehalten hätte — nimmt sogar Anstand, seiner eigenen Familie zum Spazierenfahren die Kasse zu gönnen. Das Schloß ist wohlerhalten, die Fenster werden alle Monate einmal geöffnet, die Teppiche hinausgehängt, die Vorhänge gelüftet. Die zahllosen, unbenutzten Betten müssen auf einen Bowlinggreen getragen werden, der hinter dem Schlosse mit mächtigem Umfang wie ein riesiger Smaragd sammetweich erglänzt. Lugt man dann durch die Fenster selbst, so erblickt man schön parkettirte Zimmer, allerdings noch mit altmodischen Tapeten, manche darunter bemalt mit Szenen aus Ovids Verwandlungen. Himmelbetten ragen auf mit zierlichen Knausen und Gardinenhaltern von Bronze oder geschnitztem kostbarem Holze. Gestickte, freilich auch völlig verblasste seidene Schirme

stehen vor den Kaminen, auf welchen Uhren prangen, die keine Hand mehr aufzieht. Die Möbel haben weiße Interimsilberzüge und über die Kronleuchter sind unförmliche Säcke von Taffet gezogen. Wie könnte alles Das so belebt sein —! Wie könnten durch die Säle hier glückliche Menschen rauschen —! Wie könnte es prasseln in diesen großen Küchen, dampfen in diesen Waschküchen —! Und nun erst unter den Alleen, von denen eine, eine rundgeschweifte herrliche Platanen-Allee, rings den ganzen Aufgang zum Schlosse bildet und mit ihren mächtigen Kugelfronen alles Wirthschaftliche abscheidet und verdeckt — was könnten sich da Wagen und Koffe und Lustwandelnde tummeln, ständige Bewohner und, wenn diese gastfrei sind, die frohen von Nah und Fern Geladenen —!

Dieser, die große Pappelallee ablösenden Platanen-Allee näherte sich Wülfing nachdenklich. Er hatte einen Posten, wie er ihn sich nicht besser wünschen konnte. Seine Frau, die Gustel Widmann von damals, hatte ihm zwei Kinder geboren, Söhne, die sich draußen in der Welt ausbildeten; eine Tochter, die sein energiegeloses, muthiges Weib unterstützt hätte, hatte nicht kommen wollen. Die Herrschaft gab die Mittel, um seine Knaben zu Technikern auszubilden. Aber unabhängig von einem dauernden, auf sein Gemüth liegenden Druck, der sich am empfindlichsten geltend machte, wenn er sich der Waldmeisterei oder wol gar dem Verweser derselben selbst näherte, hatte sich bei ihm in neuester Zeit

so manche unwillkommene Erfahrung eingestellt. Was ihn verdroß beruhte im Wesentlichen auf seinen Beziehungen zur Herrschaft. Daß diese seit Jahren von ihren mehren großen Gütern grade Steinthal nicht besuchte, konnte sich Wülfing erklären. Daß sich aber drum doch die Existenz der Herrschaft, die man sonst hier niemals gespürt hatte, fühlbar machen konnte, das war erst seit einem Jahr eingetreten. Es wurden Abzüge gemacht, Einschränkungen anbefohlen. Die sonst so reichlich gespendeten Gratificationen fielen weg. Der Ober=Inspector, die Gewissenhaftigkeit selbst, verrieth, daß man ihn von Seiten der Herrschaft drängte, die Einnahme zu steigern. Seither hatte es noch aus der Residenz herüber immer geheissen, im Walde sollte alles beim Alten bleiben, weder Hennenhöft noch Wülfing sollten irgendwie belästigt werden — jener hatte die Mittheilung mit Lachen, dieser mit einem stillen Seufzer aufgenommen — jetzt aber und seit letzter Weihnacht erst, einer Zeit, wo Wülfings Gemüth besonders bewegt zu sein pflegte und sich selbst Hennenhöft, der unheimliche, aus seiner frühern Rohheit in einen ergrimmtten Menschenhaß übergegangene Bewohner einer auf Resten eines zerstörten Klosters errichteten KohlenSchwehlerlei noch vergrabener hielt, als sonst, kam die entschiedene Mahnung, der Wald müßte weniger kosten und mehr einbringen. Der Wildstand wäre zu gering. Baron von Fernau hatte um Oftern geschrieben, jedes Reh, das man ihm aus Steinthal

für seine Tafel geschickt hätte, kostete ihm nach dem letzten Geschäftsbericht des Ober-Inspectors genau berechnet 250 Thaler.

Die Anführung eines ähnlichen Exempels, das auf die Verwerthung des Holzes gehen sollte, hatte auf Hennenhöft dermaßen übel gewirkt, daß Wülffing vorzog, ihm noch mehr aus dem Wege zu gehen, als gewöhnlich. Wülffing trug seinen Unmuth ruhiger und hatte sogar die feste Absicht, den Wünschen des Barons mit Gewissenhaftigkeit entgegenzukommen. Da ergab sich die andre Sorge: Wie steuert man der Wilddieberei? Wie verhütet man den Holzfrevel? Wie die unleugbaren Kohlenunterschleife —? Und wie, wenn nun Hennenhöft mit den systematisch betriebenen Diebereien im Zusammenhang stünde —? Das eben war Wülffing's Sorge und schreckhaft klang ihm das Abschiedswort seines treuen, vielgeprüften und viel Schweres tragenden Weibes im Ohr: Wenn sie Dich quälen, Alter, so reis' ich zur Baronin —! Ein Wort, das — Ungeheueres einschloß.

„Da sind Sie ja, Förster!“ empfing ihn Herr Anbelang schon unter der Thür eines abseits gelegenen, durch einen mächtigen Schwibbogen, die Einfahrt in den Garten, vom Schlosse getrennten Anbaus. „Ja, Wülffing, wir haben mit einander ernste Dinge zu besprechen —! Vor Mittag lasse ich Sie nicht wieder los — Meine Frau ist drauf gerichtet, Sie über Tisch zu

behalten — Wir müssen Berichte aufsetzen wie für's Finanzministerium!“

„Wenn Sie die Feder führen wollen, Herr Ober-Inspector! Manches habe auch ich zum Vergleichen mitgebracht!“

Wülfing stellte seine Büchse in die Ecke der Wirthschaftskanzlei, die beide inzwischen betreten hatten, und knöpfte seine Jagdtasche auf, worin sich allerhand Papiere befanden.

„Das hier ist die wilde Kanzlei —!“ So nannte er seine wahrscheinlich ihm nur allein verständlichen Notizen auf dem Papier.

„Setzen Sie sich, Förster! Wir bekommen noch Besuch —“

„Wohl der Baron von —“

„Ja wohl! Ja wohl —!“

„Tümpfing von nebenan? Und den Gensd'armen aus —“

„Ja wohl — ja wohl —“

„Friedrichswalde? Alles wegen der —“

„Ja wohl! Ja wohl —!“

„Wilddieberei und dem Holz—“

„Wie Sie sich denken können —“

„Diebstahl —“

Jetzt erst kam Wülfing mit dem Wort „Holzdiebstahl“, das er hatte bringen wollen, ganz zu Stande.

Herr Anbelang gehörte zu jenen Schnelldenkern, die jede an sie gerichtete Frage früher schon beantworten,

ehe der Fragende mit seiner Rede zu Ende ist. Allzuleb-  
 hafte Geisteskraft war es beim Herrn Ober-Inspector  
 eben nicht, die sich auf diese Art geltend machte, eher  
 eine Art Furcht, ein geistiges Stottern, wie es der  
 jetzige Sanitätsrath Dr. Staudtner, der Jüngere, be-  
 zeichnete, wenn dieser manchmal einen Besuch hier in  
 Steinthal machte, was er öfters that seit einem  
 Zusammentreffen mit seinem Freunde Rienhard hier  
 im Schulhause des hierher versetzten Vaters des  
 letztern. Die Baronin von Fernau, die gegen alle,  
 die ihr einst als Gräfin Wildenschwert nahe gestan-  
 den hatten, die Güte und Zuborkommenheit selbst  
 geblieben war, hatte damals unendlich beklagt, daß  
 beide Herren nicht das Schloß selbst bezogen hatten.  
 Seitdem that es zuweilen Staudtner. Kurz — wie  
 die Stotternden aus Angst, ein Wort nicht zu treffen,  
 vorher schon stutzen und zungenscheu werden, so gab  
 Herr Unbelang seine Antworten, schon ehe man sie  
 erwartete — eine Gesprächsweise, die den Verkehr mit  
 ihm peinlich machte. Immer hatte man das Gefühl,  
 ihn auf der Flucht seines Denkens wie ein durch-  
 gegangenes Pferd einfangen zu müssen.

„Hat denn unser Baron wieder eine Mah-  
 nung —“

„Und was für eine —!“

„Hereingeschickt —? Und warum kommt er denn  
 nicht lieber einmal —“

„Wie kann Einer das wissen —?“

„Selbst — um sich die Sachen hier anzusehen?  
Jetzt soll ein —“

„Allerdings mit Macht —“

„Förmliches Treibjagen hier angestellt werden —  
Mir kann's an sich — —!“

„Das versteht sich von selbst —“

„Ganz recht sein. Aber zum Lachen ist 's doch  
mit diesem —“

„Baron Tümppling —“

„Baron Tümppling! Der sollte doch nicht so —“

„Wahrhaftig, das sag' ich auch —“

„Dichthun mit seiner Kaninchenjagd und seinen  
paar ausgeborstten —“

„Nun eben, nun eben —!“

„Bäumen! Und gar ein Gensdarm dabei! Wann  
wollen denn die Herren —“

„Punkt zwei Uhr —“

„Herüberkommen —?“ Diese letztere Ergänzung  
seiner Reden bekam Wülfing wieder geschenkt.

Nachdem sich beide an die mit Eisenstäben ver-  
sehenen Fenster so gesetzt hatten, daß sie arbeiten,  
rechnen und schreiben, überhaupt sich verständigen  
konnten, ohne zu sehr von den stechenden Strahlen der  
Sonne belästigt zu werden, kamen sie so recht von Herzen  
zu der Ueberzeugung, daß sich die Zeiten im Fernau's-  
schen Hause seltsam verändert hätten. Kein Wunder.  
Denn von dem Gemälde der geschiedenen Gräfin Wilden-  
schwert hörte man Dinge, die nur zu sehr die Be-

rechtfertigung zu den Warnungen bestätigten, die nicht nur Linda von Fernau, sondern alle Welt über den Schritt, den die Gräfin damals gethan, ausgesprochen. Das Seltsamste war jedoch, daß nicht der mindeste Bruch zwischen diesen durch eine, wie man sagte, rasende und wahrhaft verblendete Leidenschaft zusammengeführten Ehegatten ersichtlich wurde, trotzdem, daß die Baronin Adwiga gegen früher ein völlig verändertes Wesen angenommen hatte.

Statt eine leichtsinnige, von den Vorkommnissen der großen Welt zerstreute Dame zu sein, hatte sie etwas Ernstes angenommen. Sie hatte von Fernau zwei Söhne und war diesen eine Mutter, die sich bis zur Peinlichkeit gewissenhaft zeigte. Wer ihren Rath, ihre Hülfe begehrte, wurde selten abgewiesen. Ausführlich durfte er sich aussprechen und mußte es sogar thun. Die Baronin prüfte alle Verhältnisse. Sie hatte dem jungen Städtner in der Residenz eine Praxis gemacht. Sie hatte den Advocaten Hellwig in Buchenried, der in der That über den geheimnißvollen Besuch bei ihm gegen Jebermann, selbst damals vor dem Gericht in Dornweil, reinen Mund gehalten hatte, ansehnliche Geschenke gemacht. Sie würde auch in Rhenhard Nesselborn's Leben eingreifender und fördernder, als durch die Uebertragung einer ihrer Schulen auf seinen kränkelden und des Stadtlebens nicht frohen Vater und die bessere Dotirung derselben eingetreten sein, wenn ihr nicht seine Frau eine unangenehme Erinnerung geblieben wäre. Dennoch zeich-



nete sie auch ihn bei jedem Besuche aus, beschenkte ihre Namensschwester Hedwig und deren Kinder — zur Levana war in der That noch die Adalgunde gekommen — ließ ihn in Sommerferien auf ihren Gütern wohnen oder zu sich in einen Badeort kommen zu ihrer Anregung und Unterhaltung, wenn Fernau vielleicht nach Wien oder Paris gereist war. Diesem, ihrem Gatten, gegenüber blieb sie, wie sie einst gewesen, entweder immer noch wirklich so verblendet wie damals, als sie um feinetwillen ihre liebsten Beziehungen, ja einige Jahre hindurch die Achtung der Gesellschaft zum Opfer brachte, oder — das war Linda's, ihrer Schwägerin, Meinung — weil sie zu stolz war, einzugestehen, daß sie sich geirrt hätte. Es liegen im weiblichen Herzen Kräfte, von denen der Mann keine Ahnung hat. Haß und Liebe kann es mit gleichem Helbenmuth verbergen. Es kann sich überwinden mit Kämpfen, die dem Mann, wenn er sie ebenso durchmachen sollte, an's Leben gehen würden oder an seinen sittlichen Kern und diesen zerstören. Ein Weib läßt die Welt über's Grab noch hinaus im Unklaren, wie jie es wahrhaft gemeint hat.

In solche Betrachtungen verloren sich die beiden Rechner nun freilich nicht. Sie blieben bei ihren Thatfachen. Daß nach Fernau's Heirath der Ueberfluß, die Pracht und Herrlichkeit, die das neuverbundene Paar hatte entfalten können, alle Urtheile hatte verstümmen lassen, daß ihre schwelgerische Lebensweise es

hatte mit sich bringen können, daß unzählig viel Andere daran Theil nahmen und daran mitgenossen und den Herrschaften schmeichelten, stand fest. Ebenso aber auch, daß man jetzt auf's Neue zu urtheilen anfing, Fernau sich isoliren sah, von Spielverlusten des Barons, verfehlten Speculationen, einem ärgerlichen Prozeß hörte, den er als Stieffchwiegersohn gegen die Wittve seines gleichfalls verstorbenen Schwiegervaters, des Freiherrn Wolmer von Wolmerode, angestrengt hatte. Alles Dinge, die früher unbeachtet geblieben. Schon fand man Vielerlei, was Nachtheiliges verlautete, vollkommen glaubhaft. Entschieden blieb, es sollte die Ertragsfähigkeit der Güter der Baronin gesteigert werden. Es sollte vom Steinthal'schen Rentamt ebenfalls mehr Geld in die Residenz abgeführt werden, als seither. Es sollte die Ausholzung der Wälder weit über das von den Grundsätzen weiser Dekonomie erlaubte Maaß hinausgehen. Alles das trat zu Tage, verbunden mit einer sonst gar nicht Sitte gewesenen Nachgiebigkeit gegen die kleinen Nachbarn der Güter, wie diesen Baron von Tümppling. Letzter war es, der die Gensd'armen zu Hülfe gerufen hatte.

„Wenn der Verkauf der Rinden aber nicht mehr die Kosten deckt, wie wenigstens sonst — so ist ja eben die Ausholzung Schuld daran! Es sind ja allein hier für 30,000 Thaler Eichen und Buchen verkauft worden — Oder wie hoch belief sich Ihre —“

„32,000 Thaler —!“ antwortete der Schnell-

denker und ersparte dem Förster das ohnehin verdrießliche Wort „Bilanz“.

Diese Art der Verständigung wirkte auf beide Theile so unbehaglich, wie der Gegenstand selbst. Die Rechner kamen zu keinem gleichen Takt. Wülfing wurde verdrießlich, ja rebellisch, als Anbelang die Vintaneien der Herrschaft von Wildddieberei, das Reh kostet 250 Thaler, Holzdiebstahl u. s. w. wie ein Evangelium behandelte. Er protestirte mit allerdings nur künstlich gemachtem Unglauben gegen diese Voraussetzungen und schwieg erst dann, als sich Anbelang erhoben hatte und ausrief:

„Was? Keine Wildddieberei? An der Salzlecke ob der Wolfschälde keine Versammlung von Dieben und Hausfiren, die das geschossene Wild in die Städte tragen oder fahren, zehn Meilen weit —? He? Sind Sie taub, Wülfing, daß Sie des Nachts die Schüsse nicht hören? Im Mai — im Mai Schüsse —? Im Mai im Walde Pulver —?“

Wülfing schwieg. Schlaff hingen ihm die Arme. Blässe bedeckte sein Angesicht. Unwillkürlich blinzelte sein umbushtes Auge nach der Ecke hin, wo sein Feuerrohr stand. In seiner Jagdtasche fand er kaum die Ladung zu einem halb Duzend Schüssen. Im Mai — ein Schuß im Walde! Das war, als hätte ihn Jemand gefragt: Spricht man bei Euch laut in der Kirche? Unterhält man sich, wenn der Herr

Pfarrer auf der Kanzel steht —? Oder hört man es, wenn vor der Ertheilung des Segens die Gemeinde still für sich ein Vaterunser betet —? Der Mai ist der Wonnemond auch für die Thiere im Walde! Ruhig darf da der Auerhahn sein Nest bestellen auf der Höhe grüner Tannenzwipfel. Friedlich darf die Wildente im stillen Schilf und Rohr ihre Eier bebrüten. Ungescheucht darf der Hase rammeln und seine Jungen setzen. Selbst die Wachtel, die sich in die Sommer- oder Wintersaat duckt, fällt dem Jäger in die Hand nicht getroffen vom Rohr, sondern nur überlistet vom Schlagnetz. Heiliger Friede weht durch das neubekleidete Holz und durch das grünende Feld; eine Sabbathruhe, die dem Schöpfer seine Liebespläne nicht durch Menschenleidenschaft ewig gestört sehen will. Und gilt es dann auch, grade in dieser Zeit den Raubthieren nachzustellen, den Mardern, Iltissen, wilden Katzen, so muß es mit schleichen dem Fuß geschehen. Leise weiß sich der Jäger den versteckten Lagern zu nähern und die junge Brut mit dem Knaut seines Hirschjägers zu erbrüden. Die Vögel singen lustig. Der Pirol läßt seinen hellen Pfingstruf, der Kuckuck seine Lebensprophetieungen für Jeden, der sie hören will, erschallen. Alles das hatte Wulfing im Geiste vor sich auf das Wort des Ober-Inspectors. Er stützte das Haupt und starrte vor sich hin, als wenn ihn der Wald mit goldenen Fäden umspänne und nichts in dem magi-

ſchen Gemebe lärmte oder rauschte, als nur das Summen der Bienen und Käfer.

Nun rechnen die beiden zuſammen, verſtändigen ſich über die Anſchläge und bringen beſſere Hoffnungen heraus, wenn — Dies Wenn hatte die Loſung zum Streifzuge gegeben. Noch dieſe Nacht ſollte der Felbzug beginnen. Baron Tümpſing hatte Vollmacht von ſeinem Freunde Fernau. Das Uebrig hing vom Kapdrath und deſſen verwendbaren Gensdarmen ab.

Die Eßſtunde auf dem Lande iſt die, wo die Sonne im Zenith ſteht. Dennoch frühſtückten noch die beiden Berather. Die Frau Ober-Inſpectorin brachte ſelbſt die Teller voll Butterschnitten und Schinken und das perlende Bier vom nahen Friedrichswalde. Verdient war alles durch manchen Schweißtropfen, der den beiden Männern von der Stirn floß.

Nach dem Frühſtück gab's noch immer dieſelbe Arbeit. Dann endlich kam der Mittagſtiſch. Nun war Mittagſchlaf nicht minder verdienter Lohn. Und als auch dieſen beide gehalten hatten, da kam, wie verabredet, Baron Tümpſing mit zwei jagdmüßig gerüſteten Dienern, Gensdarmen von Friedrichswalde, zwei Jagdvolontären, guten Freunden des Barons. Und dabei blieb es, alle dieſe Mannſchaften ſollten ſich Nachts um eilf Uhr an der Salzlecke ob der Wolfshalde einfinden. Die Anordnungen des Streifzuges wurden beſprochen. Wülfings Bruſt hob ſich mit hörbaren Athemzügen.

Als Baron Tümppling, die Hauptperson beim Streifzuge, die Route beschrieben hatte, die man einhalten wollte, wurde die Frage: „Ist sie nicht richtig —? Wünschen Sie eine andre, Herr Wülfing —?“ von dem leidenschaftlichen Jagdbilettanten, der sich ärgerte, kein Material für seine Lieblingsneigung vorzufinden, mit einer eigenthümlichen Gefniffenheit des Tons vorgebracht, so daß Wülfing aufwallte und entgegnete:

„Denken Sie etwa, Herr Baron, daß ich unsre Salzlecke nicht kenne? Ich muß sie jetzt für die paar Hirsche, die wir noch haben, jede Woche auffrischen! Unser Herr Ober=Inspector hat gewiß auch diesen Posten mit in der Jahres= —“

„Fünf Thaler siebzehn Groschen —“ schnitt schon der Schnelldenker ab.

Wülfing behielt den verdrießlichen Schluß seiner Rede: „Jahresrechnung angebracht“ für sich, wie so Vieles, so Vieles — so Vieles.

Und da sollte er nun noch, ehe er heimkehrte, ins Schulhaus und unter den Linden Mainwein mitrinken helfen —! Gertrud hatte das im Schloß so ausgerichtet, hatte auch die Gensdarmen des landrätlichen Auftrags, den Maurer und Beihufner Bartel zum letzten Mal in Güte an die Schulpflichtigkeit seiner Kinder zu erinnern, durch ihre Mittheilung über den Rante in aller Güte überhoben.

Natürlich war der Herr Oberinspector unter den

---

binden vor dem Schulhause nächst dem Pfarrer die Hauptperson.

„Also punkt Eilf!“ sagte der Baron und trat mit seinen Truppen beiseit, um diese zu zerstreuen und sie bis zum Abend an einzelnen, scheinbar harmlos gewählten Posten als Wächter und signalbereite Zugler aufzustellen.

---

## Zehntes Kapitel.

---

Im Schulhause hatte sich inzwischen die Stimmung verändert.

Nicht gerade in's entschieden Unbehagliche und Unerfreuliche. Eigentlich im Gegentheil. Gertrud und die Führerin des Hauswesens, die alte Rene, waren in gesteigerte Glücksstimmung versetzt.

Nur beim Großvater hatte ein Brief, den er während der Nachmittagschule empfangen, mitten in einem Katechisirversuch Gertruds über die fünf Welttheile, eine etwas gemischte Stimmung hervorgerufen und allerdings ebenfalls erhöhte Freude, aber auch — Bangen und bekommene Sorge.

Sein Sohn Rienhard, der zwar nicht mehr Lehrer an der Stadtschule in Bruckbach, aber noch immer Pfarrer in dem kleinen Ort, allerdings jetzt nicht mehr Nachmittagsprediger, sondern Oberpfarrer war, hatte ihm den gewohnten Brief, der regelmäßig zum Geburtstag des Alten eintraf, auch diesmal wieder geschrieben. Auch die Schwiegertochter, Frau Hedwig, und die Kinder, die schöne Levana und die liebliche Adelsgunde,



hatten Postscripta beigefügt, die Enkelinnen federfertig, gewandt im Styl und im Erlebigen der Herkömmlichkeiten des Lebens merkwürdig resolut. Aber — Latet anguis in herbis —! So zwar konnte sich der alte Nesselborn, trotzdem, daß er das Wort Exanimiren kannte, nicht ausdrücken. Aber er hatte ein derberes Sprichwort noch aus der Tischlerwerkstatt sowol in's Seminar wie in sein späters Leben mitgebracht —: „Das dicke Ende kommt nach!“ ein Sprichwort, das dasselbe sagt. Der Sohn hatte, wie er gelesen, wieder seine alte Absicht, die geistliche Laufbahn aufzugeben, aufgenommen. Unzufrieden, daß er nicht in einer großen Stadt lebte, unzufrieden, daß sein Amt nicht genug einbrachte, betrieb er oder „ummälzte er ein großes Vorhaben im Gemüth,“ eine Redensart, die dem Vater noch aus den Studentenjahren seines Sohns immer als etwas nicht sehr Heimliches und Freudenbringendes, sondern Kostenbringendes erinnerlich war. „Ich komme selbst, um das Nähere zu besprechen und treffe vielleicht noch zu Deinem Wiegenfeste ein!“ hatte er diesmal geschrieben. Ließ sich nun eigentlich dazu eine böse Miene machen? Der Sohn kam selbst —! Und — „Wiegenfest —!“ Ein feierlicher, auch dem Alten geläufiger Ausdruck. So manches der feineren Stadt- und jetzt auch der Bauernkinder ließ er zu Geburtstagen der Eltern auf ein sauber colorirtes Papier, wovon er sich einen kleinen Vorrath zu halten pflegte, nach den Schulstunden einen „Wunsch“ copiren. In den zwei oder

drei dafür üblichen Schablonen kam das Wort „Wiegengest“ — selbst für die dicksten Bauern vor.

Also, der Brückbacher Wunschbrief von doppeltem, doch bereits bezahlten Porto (die ihn ehemals begleitenden Geschenke waren schon lange abgeschafft) kündigte den Dnfel an —! Gertrud wetteiferte grade vor einer großen Landkarte mit dem Schnelldenker im Seitenbau des Schlosses oben, als sothane Kunde anlangte. Denn wie Herr Unbelang schon jede Frage beantwortete, noch ehe sie ausgesprochen war, so beantwortete auch Gertrud bei ihrem sokratischen Unterricht die meisten Fragen statt der Kinder selbst. Hätte sie's nur gewußt, es thun ja das die größten Professoren auch, wenn sie künftige Assessoren zum dritten Examen vor sich sitzen haben! Warum sollte es der kleinen Professorin mit ihrem gutmüthigen, jedem Menschen das Beste gönnenden Herzen untersagt gewesen sein! Auch der Großvater mochte nicht gern, daß das Bewußtwerden des Nichtwissens zu tief in seiner Schule einriß. So vor einem Hörer, etwa einem Vater, der einmal gelegentlich die Nase in die Schulstube steckt, und vollends vor einer ehrgeizigen Mutter, die zu Weihnachten oder sonst einen schönen rosinengespickten, noch warmen Stollen in's Schulhaus schickt, ihr Söhnlein oder Töchterlein bloßzustellen durch das ewige Stummbleiben desselben auf die an den Peter oder die Lise gerichteten Fragen, das verstoßt gegen jene pädagogische

Politik, die extra, wie auf der Universität semesterweise die Pastoralklugheit, so auch in den Seminarien gelehrt wird, die practische Anwendung des heiligen Spruches: Seid klug wie die Schlangen und ohne falsch wie die Tauben —!

Auch Gertrud fragte: „Wie sieht die Erde aus? Ru — Ru — Rund!“ Oder „Welche Farbe haben die Menschen in Asien? Ge — Ge — Gelb —?“ und sagte nicht nur „Richtig!“ wenn das Kind, ohne eingehender an die Erde gedacht zu haben, „Rund“ nachsprach, oder an die Menschen in Asien, „Gelb,“ sondern sie sagte auch „Richtig —!“ wenn im ersten Fall auf ihr Schnarren: R — Ru — u. s. w. der Bögling der sokratischen Methode eingefallen war mit „Roth!“ oder im zweiten Fall auf ihr Ge — Ge — herauskam „Grün!“ Die Schnellvordenkerin berichtigte den Fehler und „ging weiter.“

Der Großvater machte es ebenso. „Wie heißt das Naturreich, zu welchem das Eisen gehört? Das Mi — Mi — Mi —“ Wenn dann Einer einfiel mit Mineralreich, so war das wahrlich ein Rechter! Er hätte ja auch ebenso gut „Militärreich“ gesagt oder sonst einen dummklugen Einfall gehabt haben können. Zum Militärreich gehört allerdings das Eisen.

Nante Bartel hatte schöne Antworten auf die von Gertrud an ihn gerichteten Fragen gegeben. Z. B. auf die: „Womit baut man Häuser? Mit Sch — Sch — Scht —“ „Mit Steinen —!“ Ganz

stolz war er schon auf sein bewiesenes Wissen. Ohne Zweifel kam er morgen wieder. Von Vater und Mutter hatte er erzählt; daß diese die Nacht nicht nach Hause kommen würden und auch die Marlene wäre in den Wald gegangen. Zum Waldmeister —! Das sagte er nicht.

Der andere Waldmeister jedoch, der da aus dem Buchengrunde und aus der Schürze und aus dem Keller, der hustete endlich lieblich in einer großen blausafirten Suppenterrine, die viel Brunnenwasser, aber auch manchen guten Tropfen Weins aufgenommen hatte. Schulze Stugbart hielt es nicht unter seiner Würde, sich unter den Lindenbaum zu setzen; kam doch sogar der Herr Pfarrer Peterenz zu dem vornehmen und wohlrangirten weiland Rektor von Zingen, den nicht nur das Besuchtwerdenkönnen von einem Oberpfarrer als Sohn, sondern auch das Gerücht von einem ansehnlichen Reichthum weit über seine gegenwärtige Stellung erhob. Die Geburtstagsgeschenkgeber waren einer alten Sitte gefolgt und ehrten im Grunde durch ihre Verehrungen nur sich selbst. Denn je größer die Verehrung, desto hervorragender die Stellung dessen, der sie geschickt. Je tiefer abwärts im Volke, desto mächtiger wirken die Hebel des Ehrgeizes. Was für einen bestimmten Namen, einen Bauernhof mit so und so viel Rühen sich einmal „ziemt“, das wird auch mit Gewissenhaftigkeit beobachtet. In diesem Fall durften sich dann auch die Schenkgeber in ihrer Glorie zeigen. Von den Kuchen, die sie geschickt hatten, den

Würsten, der Butter, die aus ihren Vorrathskammern gekommen, nahmen sie im Vorübergehen am Lindenbaum persönlich eine tüchtige „Probe,“ einen „Mumpfel“ (Mundvoll) und hörten der schuldigen Lobrede zu, die vom Schulmeister, von der Lene und sogar schon von Gertrud, die sich für alles Schickliche zur Virtuofin ausbildete, gespendet wurde. So ging es denn immer ab und zu am Tisch mit Sigen, Weiterhinaufrücken, Aufstehen. Manche Füllung der Terrine mußte wiederholt werden. Von einer Flasche kam es zu zweien und sogar zu dreien.

. Daß der Herr Oberpfarrer kommen und seinem Vater persönlich Glück wünschen würde, das erfuhren alle und Niemand erfuhr es lieber als der wohlwollende Herr Pfarrer Peterenz. Konnte doch vielleicht der Herr Collega ihm die nächste Predigt abnehmen. Er fürchtete die Vergleichung nicht. Rienhard Nesselborn war kein Redner. Er überstürzte sich. Wenigstens das letzte Mal, daß er hier gepredigt, hatte er sich nicht an die Erfahrung gewöhnt gezeigt, daß in allen Kirchenräumen, selbst in den kleinsten, der Ton einige Zeit braucht, bis er zu Jedes Ohr gelangt. Auch in natürlicher Weise hatte er sprechen wollen, mit richtiger Hervorhebung jeder Hebung und Senkung im Wort- und Gedankengang. Aber auch das ist nur in Kirchen möglich, wo man den Emporen, dem Schiff und der Stellung der Kanzel schon ihre Launen abgelauscht und gleich beim ersten Einsetzen des Tons

geprüft hat, welche Schallwirkung die Kirche überhaupt verträgt.

Allen, auch dem Förster, der jetzt vorsprach, schien natürlich das Bouquet des Tages mit dem Schlage der sechsten Stunde anzukommen, wo die Postkalesche eintraf, die regelmäßige Verbindung Steinthals mit der Welt. Wilsing hatte sich längst mit dem Manne verfühnt, der einst die Veranlassung zu seinem Unglück beim Grafen Wildenschwert geworden war oder vielleicht die Veranlassung — zu seinem Glück —

An einem gewissen gemacht zustimmenden Nicken des Großvaters mit dem Silberlockenhaupt merkte Gertrud allmählig, daß es mit dem Glückwünschen zum Kommen des Sohnes eine eigne Bewandniß haben mußte. Des Großvaters „Ja, Ja —“ und „Nein, Nein —“ das er den Leuten erwiederte, kam nicht so freudig, wie unterm Lindenbaum das Gespräch von den Andern geführt wurde.

Auch der Herr Oberinspector hatte seit Jahren die Herablassung, bei dieser Gelegenheit sich mit den Leuten gemein zu machen am behaglichen weißgedeckten Tisch, der links und rechts zwei unmittelbar daranstoßende Düngerhaufen, den Geruch zweier Kühe, die sich Vater Nesselborn hielt, das Summen von allerlei bösen grünschillernden Mistkäfern und ein jeweiliges gräuliches Wellen eines Spitz, der nur auf das Schönen kleiner Kinder dressirt war, nicht ausschloß.

Vor Allem mußte, wie alle Jahre, so auch in

diesem das greise Geburtstagskind seine Lebensgeschichte erzählen. Das war eine unerläßliche Nothwendigkeit. Weniger war sie's von Seiten der Hörer — diese kannten sie ja schon auswendig — als eine von Seiten des Erzählers. Die großen Emporkömmlinge der Handelswelt, die Millionäre der Gewerbe, der Börse, des Glücks oder der eigenen Verdienste, klappern ja ebenfalls gern in gewissen Feiestunden, wenn man ihren Champagner gerühmt hat, mit den „sechszehn Tagen,“ mit denen in der Tasche sie ihr „väterlich Haus verließen“ oder „in diese oder jene Stadt gekommen“ oder „in die Lehre getreten waren —!“ Auch beim Maitwein am Schulhause zu Steinthal, so dünn das Getränk war und so wenig gewisse gewagte Würzzuthaten der Neue dem Kopfweh am folgenden Morgen vorbeugten, fehlte niemals des Alten Rückblick auf seine „von Gott behütete und gnädiglich geleitete“ Schullehrer-Kaufbahn. Selbst Gertrud hätte diesen schon statt seiner vortragen können. Er wäre nichts als ein einfacher Tischlergesell gewesen und hätte einen Bruder gehabt, der nach Amerika ausgewandert wäre und grade mit einem recht hübschen Vermögen in dem Augenblick hätte sterben müssen, wo er sich anschicken wollte zu heirathen, er hätte zum Glück noch nicht gewußt, wen. Da wäre sein Hab und Gut, fünftausend Dollars (wie weit hätte es nach diesem schönen Anfang noch der Peter Lebrecht Kesselborn in Amerika bringen können—!) an den einzigen noch

lebenden Bruder Johann Jacob Nesselborn gefallen, der sich inzwischen seinerseits einmal bei seinem Handwerk am Finger verletzt, auch das beständige Stehenmüssen an der Hobelbank nicht gut hätte vertragen können und einen Uebergang zum Lehrerberuf machte. Für den Lehrerberuf aber hatte der Direktor einer Schulmeisterpräparandenanstalt ihn sogleich mit dem Gruß empfangen: „Nesselborn heißest Du? Ei, da bist Du ja zum Schulmeister geboren! Denn Dein Name heißet: In Nesselu geboren —!“ Regelmäßig erntete der Alte an dieser Stelle dasselbe Lachen und regelmäßig fügte sein lokaler Sinn hinzu: „Das war dazumal! Seitdem wird es schon hier und da mit uns armen Kreuzträgern besser —!“ Alle wußten, wie dann der berühmte Ballauf es gewesen, der den Präparanden in's Seminar hinübernahm, an welches dieser als ein ehemaliger Zögling Pestalozzi's versetzt worden. Ballauf hatte noch zu jenen Sendlingen gehört, die deutsche Regierungen in die Musteranstalten des Schweizern geschickt hatten zu einer Zeit, wo die Geister noch mit Hinzuziehung des Herzens die Lücken des Lebens ergänzten, wo ein glühender Enthusiasmus noch hoffte, die Natur des Volkes umstimmen zu können, es aus Trägheit in Schwung, aus Egoismus in Opferfreudigkeit zu erheben. Jene Zeit war es, wo man den Quellen der Nationalkraft nachzugraben gezwungen war durch den corsischen Eroberer. Damals hoffte man sie dort zu finden, wo unsere



großen Dichter und Denker, die Classifier des achtzehnten Jahrhunderts, die Ideale der Menschenwürde, der Menschenveredelung aufgestellt hatten. Noch wurden nicht die bebrillten Nasen gerümpft über den erziehlichen Adam im Menschen, der ein grundverdorbener wäre und nur durch „Zucht“ zu derjenigen Vollkommenheit gelangen könnte, die grade dieser Staat, dieser Beruf oder eine sonstige Modification des allgemeinen Menschenthums erforderte. Ballauf war ein Schwärmer. Er schwärmte wie Pestalozzi, Luther, Sokrates, Jesus. Reinhard Nesselborn hatte einmal die Erzählung seines Vaters mit den Worten ergänzt: „Ja, damals war es eine Zeit, wo die Fürsten und die Völker zitterten und sie in ihrem Beben griffen nach Allem, was ihnen eine neue Hoffnung auf die Erlösung vom fränkischen Joch bot! Ein neues Geschlecht sollte ruhmreichere Schlachten schlagen. Als sie dann mit Strömen Blutes geschlagen worden waren, da wurden die geistigen Hilfstruppen abgelohnt oder gar, wenn sie nicht freiwillig gingen, als Meuterer mit Gewalt entwaффnet.“

Auch heute erzählte sein Vater seine gewohnten Seminaranekdoten und wie ihm z. B. das Lateinlernen versalzen worden wäre — durch eine Grammatik —

„In der die besten Seiten ausgerissen gewesen,“ ergänzte der schnelldenkende Oberinspector.

„Und wie er im zweiten Examen durchgefallen wäre, weil er —“

„Staschite mit Madagaskar verwechselt hätte und Guinea mit Genua —“

Die Pausen, die aus diesen immer zu früh kommenden plötzlichen Einschaltungen des Schnelldenkers entstanden, war man im Gespräch mit ihm gewohnt. Die Erzählenden bekamen darüber Muße, öfter an ihr Glas, an einen Zug aus ihrer Pfeife zu denken. Es war aber auch bekannt, daß sich Johann Jacob Nesselborn nun nicht mehr weiter wagte, als bis zur Volksschule und daß er die ihm zufallende Erbschaft auf seine Söhne verwendete, um denen eine gewählte Bildung, dem ältesten sogar eine gelehrte zu geben. Die spätere Wendung, der frühe Tod der Mutter dieser Söhne, der Tod des zweiten Sohns, der Besitz einer schönen Anzahl von Staatspapieren für dessen hinterlassene Waise, die üblichen Scherze, daß sie noch in eine Pension kommen sollte, wo sie sich so ausbilde, um einen Grafen heirathen zu können, wurden heute wiederum vorgetragen — lockte dieselbe doch schon die ebenfalls sokratische Fragmethode der neckenden Gäste unterm Lindenbaum selbst hervor. Auch der Höhepunkt, die Berufung an eine Stadtschule, das Rektorat in Zinzen, der blinkende Orden, das Bruststechen und die Verpflanzung in die dahiesige schöne, ihm nun einmal zum unerlässlichen Lebensbalsam gewordene Landluft, alles, alles kam an diesem Tage, wie immer, so auch heute zu

seinem vollen Rechte, wenn auch einige Thatsachen nicht so recht frank und frei von der Leber oder dem gefigelten Zwerchfell herunter wollten. Nämlich die den Oberpfarrer betreffenden. Ueber diesen Punkt behielt der Großvater heute etwas Gedrücktes und auch Gertrud schwärmte zwar scheinbar muthwillig herum, aber schon wie eine Biene in verschlossener Stube, die gegen die Fensterscheiben anfährt, wo, wie Goethe's letzter Wunsch lautete, „mehr Licht“, Klarheit der Situation, zu finden ist.

Wülfing saß am allerstillsten. Ihn beschäftigte die nächtliche Operation. Tümpfing, ein ehemaliger Husarenrittmeister, hatte diese ganz militärisch geordnet, wie eine Streifparthie im Kriege, einen kleinen Ueberfall von Hochkirch. Der Baron war später noch einmal im Schloß erschienen und hatte behauptet, für den Holzrevol bestünde eine Verschwörung in der ganzen Gegend; es wären Menschen daran betheilig, die sich sogar die Miene der Entrüstung über die nicht endenden Diebereien zu geben verstünden. Wülfing war über diese Anspielung, die er auf sich selbst gerichtet glaubte, anfangs purpurroth geworden. Später hatte er sich erhoben, wollte den Baron zu näherer Erklärung auffordern, vermochte aber doch, halb sprachlos wie er war, nicht weiter zu kommen, als daß er, um nur etwas zu sagen — verlangte, daß alle zum Zusammenwirken Entschlossenen an Eidesstatt geloben sollten, auch nicht Einem, der nicht

handelnd theilhaftig wäre, vom heutigen Vorhaben etwas zu berichten — „Topp! Selbst den Weibern nicht —“ hatte der ehemalige Rittmeister, ein überreizter Hagestolz, hinzugefügt. Auf des Barons verfängliches Wort: „Geben Sie Ihr Ehrenwort, Herr Wülfing, daß Sie keinem Menschen, es sei, wer es sei, von unserm Vorhaben etwas stecken —!“ hatte der Förster mit dem Fuß aufgestampft. Der Rittmeister nahm nichts zurück, keine Aeußerung, die etwa falsch hätte gedeutet werden können. „Ich habe Ihr Ehrenwort —!“ Wülfings „Natürlich —!“ verlor sich im Schaum seines Zorns.

Seine Stimmungen zu beherrschen hatte der Jäger schon lange von seinem treuen Weibe gelernt, das ihm oft genug die Folgen der Zähigkeit vorgehalten hatte. Es war ein großer Ernst in sein Gemüth eingezogen. Jener Tag, wo er sich für die Mißhandlung durch den Grafen Wildenschwert hatte rächen wollen, durfte ihm heute in Erinnerung kommen. Denn eben um den Sohn des Schulmeisters hatte er damals sein Geschick herausgefordert. Aber er hatte den damaligen Nachmittagsprediger seitdem schon oft wiedergesehen, ja den Vorfall oft mit ihm selbst besprochen und sich daran gewöhnt, daß Rienhard Nesselhorn sogar einmal mit offenbarem Bezug auf ihn selbst hatte predigen können über das Thema: „Nicht blos unsere Irthümer, auch unsere Sünden fördern uns! Vorausgesetzt, daß wir sie von Herzen bereuen —!“

Die Neue erfüllte Wülffings ganzes Innere. Die hochherzige Entlastung der Gräfin von damals war anfangs von den Gerichten nicht angenommen worden. Da hatten aber den Grafen die Entweichung seiner Gemalin, die unmittelbar darauf folgende Zusage des Vaters, der Antrag auf Scheidung mit soviel Muthlosigkeit, Andre sagen, mit soviel Verachtung der Welt und Menschen erfüllt, daß er der Aussage seiner ihm entflohenen Frau beitrug, die Spuren der versuchten Brandstiftung (jenes in die Jalousieen gezwängte Werg fand sich erst im hohen Sommer) ignoriren zu wollen erklärte und zuerst die Auguste, dann ihre Familie, zuletzt Wülffing und sogar den übelberufenen, wenig empfohlenen Hennenhöft zu entlassen rieth. Wülffing hatte später erfahren, was sich im Kopf des Grafen für eine Vorstellung gebildet hatte. Sie war so furchtbar, daß sie der Graf zu verfolgen ganz aufgab. Meine Frau war im Einverständniß mit den Bösewichtern! Sie selbst hatte die Brandstiftung angeordnet! Sie hatte mir in meinen Liebhabereien wehe thun wollen! Sie hatte die Entfernung vom Schlosse, die längere Abwesenheit durch die Unbequemlichkeit einer Brandstätte motiviren wollen —! Das war es, was, wie man erzählte, plötzlich der Graf glauben zu müssen sich überredete. Doch hatte er alles niedergeschlagen, aus Besorgniß, daß er sich durch das Aussprechen seiner Vermuthungen, die er nicht begründen konnte, nur schänden, zum Mindesten lächerlich machen würde.

Sicher würde die Neue in Wülffings Innern den Frieden verbreitet haben, den sein nächstes Leben darbot, das Glück, das ihm eine Charakterfeste Hausfrau und zwei Kinder gewährten, wäre nur nicht zu jener alten Schuld eine neue gekommen, eine neue, die er sich anfangs sorglos, ja mit Freuden aufgebürdet hatte —! Hatte es doch gegolten, sich zu gleicher Zeit zu rächen und — aus dem tiefsten Gefühl der Verpflichtung heraus einem Wesen zu danken, das noch bis zu dieser Stunde seine Hand schützend über ihn, sein Weib und seine Kinder hielt. Die neuesten Erfahrungen mit dem Gatten der Frau von Fernau waren die ersten Abweichungen von einem Jahrelang gegen ihn beobachteten, rücksichtsvollen, ja ihn mit Güte überhäufenden Verhalten. Sollte es vielleicht Otto von Fernau gar nicht einmal wissen, was sich vor Jahren zwischen vier Menschen, von denen drei zum Vierten gesagt hatten: Sie könnten für ihn einen Mord begehen! zuge tragen hatte —? Des Muthigsten hatten sie sich vermessend, Hennenhöft, Wülffing und die Auguste. Ob auch eines — „Mordes —?“ Wülffing zitterte, wenn ihm in trübten Stunden durch sein erregtes Hirn fuhr: „Wenn es wirklich ein Mord gewesen wäre —!“

Eine geheime Schuld ist wie ein vergrabener Brunnen. Er bricht sich anderswohin Bahn, als dorthin, wo man ihn gehemmt. Er sicker allmählig an den ungeahntesten Stellen aus der Erde. Oder wie ein versinkender Schacht stürzt zuletzt ein künstlich

gewählter ganzer Bau zusammen, der einen Schaden verbergen sollte. Mehr zertrümmert er, als was die gebüßte Schuld allein erfordert und mit sich gebracht haben würde. Denn bei einem haltlosen Gewissen, im Schmerz des nagenden Vorwurfs über eine Einzelthat tritt zuletzt das ganze Leben eines Schuldigen in Mitleidenschaft. Dann scheint uns Alles an uns verfehlt. Sünden fallen uns ein, die wir längst gesühnt zu haben glaubten, längst dahingetragen wähten vom Strom der Vergessenheit. Die Entschuldigungsgründe, die sonst für uns zu sprechen bereit schienen, zergliedern wir unbarmherzig. Sie wollen nicht mehr Stütz halten. Wir, wir allein entdecken Lüge in dem, was alle Welt bereitwillig für Wahrheit genommen. Die Selbstqual sieht sich schon von Anbeginn auf falschen Wegen und möchte vergehen vor dem Antlitz des ewigen Lichts, wie unser Auge beim Anschauen der Sonne erblindet.

Diese Mitleidenschaft des ganzen Menschen an nicht gesühnter, nicht offenbarter Schuld zeigte sich bei den Bewohnern des schönen, malerisch gelegenen, von Baumalleen und blumigen Wiesen eingeschlossenen Forsthauses in ihrer Isolirung, in ihrem Vermeiden aller rauschenden Lustbarkeiten, in ihrem fleißigen Besuch der Kirche, die sie nie ohne Thränen verließen, in ihrem Erschrecken vor jedem Briefe, den ihnen der Postbote brachte, in ihrer Neigung zum Wohlthun, soweit ihre Mittel es erlaubten, in ihrem spärlichen

Umgang, welchen der an Einsamkeit gewöhnte Waldbewohner doch ab und zu nicht hätte entbehren sollen. Frau Auguste Wülfing beugte nicht ganz so demüthig ihr Haupt, wie ihr Mann. Sie hatte einen sichern, nicht etwa trozigen, nur in sich beruhigten und Niemanden scheuenden Blick. Der Wagemuth der Frauen ist bei gewissen Conflicten des Lebens größer. Der Horizont ihrer Vorstellungen über die Verantwortlichkeit ist enger gezogen. Gewisse Uebereinkommen der Sitte, ja des Ehrgefühls zweifeln sie mit unbefangenerem Sinne an. Sie seigen nicht so viel Mücken, wie die Männer, ja verschlucken vielmehr, um mit der Schrift zu reden, selbst Elephanten. Sie sind nicht, wie so viele Männer, groß im Kleinen, klein im Großen, sondern ruhiger wägen sie Eines gegen das Andre ab.

Doch auch vor Einem Menschen schlug die Försterin das Auge nieder, vor dem Waldmeister Hennenhöft. Darin waren Mann und Frau einig. Mit diesem miieden sie jede Berührung, ohne sich darum mit ihm zu verfeinden. Sie näherten sich niemals der Behausung desselben, die auch an sich schon eine unheimliche war. Mitten im Walde hatte einst ein altes Kloster gestanden. Vielleicht hatte sich der Wald erst nachträglich so dicht um die zerstörten Trümmer desselben gelagert. In tiefen, erdweichen, von Moos und Farrenkräutern bedeckten Mulden fand der Spaten bald beim Graben Widerstand. Dann stieß man auf Mauern, Gewölbe.



Hier und da hatte sich noch in einem gewaltigen Geviert ein Thurm, eine Zelle erhalten. Die Sage ging, daß von hier aus unterirdische Gänge nach dem Schlosse Steinthal führten. Auch dies war auf den Trümmern einer alten Burg erbaut. Doch verschwanden diese und ähnliche Eindrücke einer hinterlassenen Zerstörung durch die neuen An- und Ueberbauten jener waldstillen Einsamkeit. Da gab es lange Schuppen, wo die abgeschälten Baumrinden trockneten, andre für gesammelte Holzkohlen, Defen, Vorrichtungen zum Schwebeln der abgehauenen Baumstämme, zum Verwandeln des aus den Tannen gewonnenen Theers in die zähere Form des Pechs — alles das stand unter der Aufsicht eines Mannes, der seinerseits selbst das Bild eines unheimlichen Daseins, ja einer Entwicklung bot, die sogar die ihm so nahe stehende, ihm durch ein Verbrechen verbundene Försterfamilie nicht ganz übersehen konnte.

Niemals fiel es Wülffing und seiner Frau ein, den Waldmeister in etwas, das zu dessen Bereich gehörte, stören zu wollen, ihn über Pläne und Absichten für die Zukunft zu befragen, wohl gar ihn an sich zu ziehen und zum Vertrauten ihrer eigenen Lebenshoffnungen zu machen. Sie begnügten sich mit dem, was man „Guten Tag und Guten Weg“ nennt. Sie räumten ihm jeden Vorrang ein, jede Oberhand, die dem Waldmeister und dessen vielverzweigten Funktionen über den Förster, den Beaufsichtigten nur des grünnenden

Holzes und der lebendigen, flüchtigen Bewohner des Waldes, Zustand. Auch seine Lebensweise ließen sie ihm hingehen, sowohl früher mit einer verwilderten Person, einer Zuhälterin, die er zuweilen mißhandelte, zuweilen ganz aus seinem Hauswesen verjagte, bis sie wiederkam und einmal nach einer seiner Rohheiten erkrankte und starb, wie wiederum gegenwärtig mit dem verrufensten Mädchen der Gegend, der Marlene des Maurers Bartel von Steinthal. Nichts Schrecklicheres konnte Auguste ihrem Manne berichten, als einmal ein Wort, das ihr Hennenhöft höhnlisch zugerufen hatte, als er mit seinem Brotsack, den er alle acht Tage in einem entlegenen Orte füllte, auf dem Rücken, an ihrem Hause vorüberging und auf eine Mahnung hin, die sie in Form eines Glückwunsches zur baldigen Verheirathung mit der Marlene gewagt hatte, kurzweg so ausbrach: „Haha! Ich halt's ja nicht mit der Jungen, sondern mit der Alten! Die geht auf die Kirchhöfe und scharrt die Leichen aus —“ Auszuscharren gab es für jenes Bierblatt genug.

Jetzt sollte Wülfing mit seinem ehemaligen Kameraden in einen offenen Zusammenstoß gerathen. Sein Wort war einmal gegeben. Keiner Menschenseele, sogar seiner Frau nicht, sollte er von dem nächtlichen Streifzug erzählen, einem Abenteuer, wobei es scharf hergehen konnte. Der Zorn, daß man ihn selbst — er hatte es vollkommen begriffen — für einen geheimen Mitverkäufer des erlegten Wildes gehalten,

hatte ihn hingerissen, mehr zu versprechen, als ihm lieb war. Den Streifzug mußte er mit ganzer Hingebung an die ihm von Fernau und dem Rittmeister gestellte Aufgabe nun mitmachen. Sollte er aber nicht zuvor zu Hennenhöft gehen und ihm sprechen —: Mensch, ich habe Dich an mich gekettet durch meine erste Jugendsünde —! Wir dienten zusammen unsere Militärzeit bei den Jägern ab —! Ich folgte Deiner Verführung zum Leichtsinne, zum Trunk, zum Spiel —! Sogar zum Verbrechen hast Du mich verleitet — als ich sah, daß Du beim Bataillon im Depot unserer Armatur stahlst, Leder, Tuch entwendetest, und ich nicht nur nicht Dich angab, sondern sogar einzurichten suchte, mit Dir zu gleicher Zeit Nachts am Depot auf Wache zu kommen, Dir die Zeichen der Sicherheit anzugeben, wenn Du einstiegst und den Staat bestahlst, den König, die Kammeraden —! Hintennach diente ich noch als Vermittler Deiner Entwendungen bei den Gaunern und Hehlern. Ach, Dich traf eine fünfjährige, mich eine zweijährige entehrende Strafe —! Von einer ehrenvollen, unserm Beruf entsprechenden Zukunft waren wir abgeschnitten —! Ich wollte mich bessern. Ich faßte den heiligen Entschluß dazu. Da und dort, wo ich Dienste suchte, gab ich die aufrichtigsten Versicherungen. Aber überall standen mir meine Zeugnisse im Wege. Muß ein Fehltritt so für ewig, ewig geschehen sein —! Muß er so unauslöschliche Folgen nach sich ziehen!

Erbarmt sich keine Gnade des Himmels, kein menschliches von Gott erleuchtetes Herz und glaubt den Versicherungen eines Sünders, daß er seinen Fehl bereut, daß sein Vorsatz, sich zu bessern, von Herzen kommt —? Verzweifelnd rang ich mit den Widerwärtigkeiten meines Schicksals, kam zu nichts, wurde nichts, bis Du dann aus dem Gefängniß zurückkehrtest, mich sofort begrüßtest, mir die alte Kameradschaft aufdrangst und leichtsinnig über Dein Schicksal lachtest, trogstest und von Wiederherstellung Deiner Ehre prahltest —! Ich Thor, der ich Dir glauben konnte und Dich nicht sofort aus meiner Nähe verwies —! Zum Guten hatte ich ernstlich zurückkehren wollen. Ich suchte einen Dienst, der mich ehrlich ernährte, und wieder, wieder verblendetest Du mich und bahutest mir den Weg zum Glück durch ein neues Verbrechen — durch eine Fälschung meiner Zeugnisse! Mit Schauern sah ich, wie Deine geschickte Hand mir das beste Lob der Militärbehörde schrieb, den Stempel des Regimentes, die Handschrift des Kommandeurs, des expedirenden Feldwebels nachahmte —! Die richtigen Zeugnisse wurden vernichtet. Zitternd überreichte ich die falschen bei Herrschaften, Förstereien — ich erhielt den Dienst als Livreejäger beim Grafen Wildenschwert, der sich so eben glänzend verheirathet hatte! Ich füge mich in alle Launen meiner Herrschaft, diene treu und ehrlich, bin aus Furcht über Entdeckung meiner Vergangenheit und meiner Frevel die Bescheidenheit selbst.

Bis dann einmal wieder eine böse Stunde über mich kommt —! Ich war ermüdet, abgehetzt den ganzen Tag. Die Gräfin hatte die Dienerschaft für sich in Beschlag genommen; noch am späten Abend sollte ich flink auf den Beinen sein, ich schlief fast im Gehen — da erfaßt mich mein böser Geist und verführt mich, zum Grafen zu sagen, als er mich aufgefordert hatte, den Pfarrer Kesselborn zu bedienen: „Auf dem Mohrenkopf wird er doch wohl gelernt haben, sich selbst zu bedienen —!“ Der geistliche Herr hatte die Tochter eines Wirths geheirathet. Diese war schön. Sie hatte, glaub' ich, sogar dem Grafen den Kopf verrückt. Da schlug mich dieser, warf mich nieder, stieß mich mit Füßen — beschimpfte mich vor dem ganzen Schloß —! Rache schnaubend entfloß ich. Grausenvolles Geschick, daß ich Dich, Dich wieder treffen muß in dem Augenblick, wo ich vom Schlosse mit zerrissenen, beschmutzten Kleidern, in meinem glänzenden stolzen Tressenrock, wie irrsinnig, hinunterrenne —! Ich wollte zu meinem guten Engel, zu Auguste, nach Klosterode, um mich bei ihr auszuweinen —! Da begegne ich dem Versucher, der sich auf's Neue an mein Leben klettet —! Hahaha! lachtest Du auf voll tödtlicher, teuflischer Freude. Du glaubtest an meine Stelle kommen zu können. Aus meinem Unglück wolltest Du Vortheil ziehen. Geh Du nur selbst! Melde Dich! Versuch's mit ihm, salz' es ihm anders, als ich gekounnt —! So rief ich und nannte Dir den Ort, wo ich mich verbergen wollte

bei meinem Engel — Aber nach einer Stunde kamst Du zurück, wuthschraubend, ebenfalls rachebürstend —! Man hatte Dich nicht nur abgewiesen, sondern sogar ausgelacht. Da beredest Du mich, mit mir beiseit zu gehen, zu berathschlagen. Ich für mein Theil wollte fort, heimlich nur auf und davon. Denn die Schaam überwog schon mein Rachegefühl, ich wollte nur noch im Schloß meine Sachen bergen und sie mir holen in der Nacht. Du begleitest mich — es war anfangs mondhell — der Mond verfinsterte sich — aus der Hütte meiner Geliebten, die in Thränen verging, hattest Du verdächtige Dinge mitgenommen, die ich erst erkenne, als Du von ihnen eine Tod und Verderben Andern, und mehr uns noch selbst drohende Anwendung machen willst —! Nahe daran sind wir, ich zögernd, Dich um Einhalt bittend, ein neues Verbrechen zu begehen. Wir schwingen die Brandfackel —! Nun wurde das Auge Gottes über uns sichtbar, Gottes Mund hörbar, Gottes Hand fühlbar —! Eine Stimme aus der Höhe sprach zu uns. Wir stehen erstarrt über den Anruf in stiller Nacht. Das furchtbare Wort: „Reiß zum Zuchthaus“ schallte in unser Ohr wie Posaunenton des jüngsten Gerichts, ein Mahnruf an den Ort, wo wir uns schon einmal befanden —! Wir entfliehen. Und dieser Ankläger, dessen Zeugniß uns vernichten mußte, wenn man uns ergriff — was that er —? Wie mit einem göttlichen Gnadenstrahl schmolz er die Eisenstäbe unseres Gefängnisses, in das wir schon

abgeführt wurden —! Dasselbe sagte er aus, was auszusagen wir uns auf der Flucht, im Walde, gehegt von den Verfolgern, auszusagen verabredet hatten —! Und da inzwischen keine neue Einwendung vom Schlosse gekommen war — so sind wir frei — nicht nur frei, sondern zu Gnaden aufgenommen, versöhnt mit den Menschen, die uns Brot geben, die uns die Hand reichen zur Rückkehr in die Gesellschaft der Tugendhaften —! Mein Weib, mein Strafengel, wenn ich je wieder hätte straucheln können, hielt das Flammenschwert nicht blos über mir, sondern, Verworfenener, auch über Dir, den die Güte einer vornehmen Frau, die Du schon einmal gekränkt und beleidigt hattest, dermaßen beschämte, daß Du sie fußfällig batest, eine Bahn wandeln zu dürfen — die dann freilich —

An dieser Stelle in seinen Erinnerungen wetterleuchtete es in Wülfings Seele. Da zuckten Blitze blau und gelb. Da betäubte ihn der Duft des höllischen Schwefels, gleichsam wie wirklich in der Luft eingeathmet. Ein Abgrund nach dem andern gähnte ihn dann an in unheimlicher Beleuchtung.

Sein ganzes Leben war er so durchgegangen und noch nicht auf dem Höhepunkt angelangt, der aus ihm zuletzt einen bußfertigen und gebesserten Menschen gemacht hatte, ja selbst das Wunderbarste seither auch an Hennenhöft vollbracht zu haben schien.

Auf dem Wege vom Amtshause bis zur Schule war er noch unentschlossen, ob er nicht zu Hennen-

höft sagen sollte —: Hüte Dich um Gotteswillen vor dieser Nacht! Verlaß Dein Haus nicht —! Hänge die Büchse an die Wand, die Dir eigentlich zu tragen als Waldmeister gar nicht geziemt —! Besinne Dich auf die Abgründe, an denen unser beiderseitiges Leben dahinwandelt —! Auf die Dinge, die wir zu verschweigen, mit ewiger Nacht zu bedecken haben und die unfehlbar an's Tageslicht kommen, wenn unsere Personen nicht mehr sicher sind —! Und eben diese Gefahr, dich selbst zu verlieren, ist es, die Dir heute droht —! Du ahnst Dein Verderben, das Verderben so vieler Andern und Deiner Wohlthäter nicht —!

Bis zur Klarheit eines festen Entschlusses, am wenigsten bis zum Muth, sein gegebenes Ehrenwort zu brechen, hatte sich der Jäger nicht hindurcharbeiten können. Der Augenblick nahm ihn in Anspruch, dieser erhebende, wo er fühlen durfte, wie so innig wohlthwend es ist, nach den allgemeinen Gesetzen der Ehre behandelt, hineingezogen zu werden in den Kreis von Personen, bei denen es heißt: Ein Mann ein Wort! Sollte er den „schlummernden Hund“ wecken, den ihn manchmal gespenstisch anbellenden Ruf seiner jungen Jahre? Sollte er sich nicht mit Behagen in dem Gefühl wiegen: Sieh, sie wissen nichts von Deinen jungen Tagen und wenn sie's wüßten, so lassen sie Dich nichts davon empfinden —!? Warum dies Gefühl muthwillig zerstören —! Muthwillig —? stugte



er freilich und ein Schauer überfiel ihn, bedachte er, was es alles an Hennenhöft zu schonen gab.

So in sich getheilt stand der Förster am Lindenbaum und erhielt von Gertrud sein Glas, gefüllt mit frisch ergänztem Walbmeistertrank, und Niemand hatte einen Groll auf ihn und Niemand würde etwas davon geglaubt haben, wenn ihn hier ein böser Neumund hätte ausschließen wollen. Pfarrer Peterenz hatte zu oft in seinen Augen Thränen gesehen, die nicht verstellte Schienen. Der Schnelldenker hatte erst heute wieder des mit ihm Rechnenden Frage: „Sie werden doch nicht denken, daß ich mich selbst am Gut der Herrschaft —?“ mit: „Wo denken Sie hin, Wülfing?“ vor dem entscheidenden Schlußwort „vergreife“ beantwortet. Der alte Schulmeister hatte sogar die Geschichte seines Falls in des Grafen Wildenschwert Gnade von jeher mit einer Art Genugthuung vernommen. Denn die Wahl grade dieser Frau, der Tochter eines Wirthes, und wenn sie noch so schön war, noch so liebenswürdig, noch so sehr Gegenstand der Bewunderung eines ganzen ritterschaftlichen Kreises, war durchaus gegen des Alten Verhoffen gewesen. Das schöne allumhulbigte Kind war nichtsweniger als eine „reiche Wirthstochter,“ wie es anfangs geheißt hatte. Sein Sohn war, und eben in Folge dieser Heirath, lange für ihn nicht das geworden, was man nach seinen reichen Gaben und nach dem, was auf seine Ausbildung verwendet worden war, hätte erwarten sollen.

Die Post kam um sechs Uhr an. Schon beim Vorüberfahren grüßte mit einem dem Vater bekannten schwarzen Sammetbarett der Sohn des Hauses aus dem Schlage. Alles, die Lene und den Großvater ausgenommen, eilte dem Wagen nach, der erst an der Post hielt. Herr Rienhard deutete nach hinterwärts auf sein Gepäck.

Nicht lange, so kam er vom Waldbornwirth und Posthalter daher und alles, was ihn zu begrüßen geeilt war, Gertrud zumeist, half an seinen Effekten tragen, die sich in den diesmal dazu gehörenden Cartons als Geburtstagsgeschenke zu erkennen gaben. In der That, es war eine kostbare mit Früchten belegte Torte und mit einem jubelnden „Bivat der Großvater“ darauf —! Es war von Levana ein gestickter Tabackbeutel, ein schönes Rückenkissen von Adelgunde, ein Ballen-schwarzen, feinen Tuchs zu einem neuen sonntäglichen Anzug vom Sohn — alles bewunderte die Bescheerung und nur Gertrud merkte, daß der Großvater zu alledem höchst sonderbar lächelte. Dies Lächeln, das so in den Mienen sitzen bleibt, ohne daß es der Lächelnde weiß, kannte sie schon. Sie wußte, bemerkt nun der Großpapa, daß es den Schein hat, als lächelte er, so macht er grade ein Gesicht zum Erschrecken —!

Aber Herr Rienhard war die Liebenswürdigkeit und Angeregtheit selbst. Jetzt war der Herr Oberpfarrer ein Mann in den Bierzigen, aber noch von jugendlicher Frische. Das Wort des Oberinspectors: „Ihre Gattin, Herr Oberpfarrer, hat etwas von dem

Salz, das die Männer jung erhält —!“ lehnte er nicht ab, obschon des Großvaters Lächeln und ein ängstlicher Blick Gertruds, des so frühreifen sinnig beobachtenden Kindes, verriethen, was das „Jawohl! Jawohl!“ des Sohnes und des Onkels sagen konnte. Salz beißt — und beißt auch frisch und jung.

Der Oberpfarrer von Brudbach schüttelte allen, auch dem Förster die Hand. Er begrüßte den Pfarrer Peterenz collegialisch. Gertrud, die er für zu großgeworden erklärte, um sie noch so, wie er gemocht hätte, küssen zu können, herzte er dennoch. Der Aehnlichkeit mit seinem verstorbenen Bruder, die hervorgehoben wurde, widmete er einen gewiß aufrichtig gemeinten Blick der Rührung. Nur die Nachricht, daß Gertrud nun bald in eine passende Erziehungsanstalt kommen sollte, veranlaßte für einige Sekunden seinerseits ein nachdenkliches Schweigen.

Die Wahl einer passenden Erziehungsanstalt für junge Mädchen, namentlich solche, die zu einer einfachen bürgerlichen Lebensstellung erzogen werden sollen, nicht zu „klavierklimpernden, französischparlirenden, englischspielenden Salondamen oder neunmalweisen Gouvernanten“, wie er sagte, gab Veranlassung zum Austausch manches Urtheils, mancher Erfahrung. Der vierzigjährige Sohn des alten Schulmeisters hatte sich noch jetzt die Liebe zum Beruf seines Vaters erhalten. Wieder brach er über die meisten Erziehungsanstalten den Stab. Er bekannte offen, bemerkt zu haben, daß

die meisten nicht vom Staat oder der Gemeinde ausgegangenen Schulen oder Bildungsanstalten reine Erwerbs speculationen ihrer Begründer wären. Diese in der Regel schiffbrüchig gewordenen Charaktere, sagte er, eröffneten ihre geistigen Ringplätze mit großen Phrasen; aber es stüzte nichts dahinter, als die profane Absicht, sich eine Existenz zu machen. Da würden Grundsätze, pädagogische Regeln ausgehängt, aber nicht eingehalten. Man opferte dem nüchternen Zweck des Erwerbs die Erhabenheit der aufgewandten erzieherischen Mittel. Um von den Behörden die Concessionen zu erhalten, um die Controle der Schulinspektoren zu Gunsten der auf unsichern Füßen stehenden Anstalt zu gewinnen, fügte man sich dem Geist, der von oben her für die Schule und die Lösungsmethode ihrer Aufgaben diktiert würde. Der Oberpfarrer zeigte sich so im Zuge, daß der Vater immer einflußreicher wurde. Schon einmal hatte Lienhard seine geistliche Laufbahn aufgeben und beweisen wollen, daß auch Privat-erziehung auf soliden Grundlagen fußen könnte. War diese Krise auf's Neue eingetreten — — ?

Es kam zu manchem Anprall im Meinungs-  
tausch. Der Förster hörte bescheiden zu und dachte an seine beiden tüchtigen Söhne im Gewerbinstitut. Der Oberinspector und der Pfarrer fasten wenigstens die Volksschule anders auf, als Lienhard, ohne darum in jene Intoleranz gegen die Pädagogen zu verfallen, die einst jener Pfarrer in Wildenschwert gezeigt hatte.

Pfarrer Peterenz apostrophirte sogar das greise Geburtstagskind und sagte, er wünschte ihm einen Dichter, der sein Leben als Muße eines —

„Auf die Postille gebückt zur Seite des wärmenden Ofens saß der redliche Tamm —“ unterbrach der Schnelldenker aus Bossens siebenzigstem Geburtstag.

Pfarrer Peterenz brachte neuere Dichter als Verherrlicher des Schulmeisterstandes in Vergleichung und rühmte Jeremias Gotthelf, der so recht den Kern und die echte Natur im Leben des Volkserziehers getroffen hätte.

Damit kam er bei Rienhard Nesselborn nicht gut an. Sein lockiges; jetzt theilweise ergrautes Haupt in den Nacken werfend, sprach er mit blitzenden Augen:

„O nein, nein, nein! Dieser Schulmeister Käfer des Jeremias Gotthelf ist ein jämmerlicher Wicht, ein Stümper von Anbeginn bis zu Ende! Nicht verkenne ich die homerische Kunst der Schilderung im Vortrag des Erzählers, nicht die Kunst, der Natur ihre geheimsten Details mit überraschender, oft unser heiterstes Behagen weckender Darstellung abzulauschen. Aber ist dieser Käfer die würdige Auffassung des Lehramts? Zeigt nicht der schweizerische dünnkelhafte Theolog, der statt Bizius hätte Biffius heißen sollen, wie ihm die große Frage der Volkserziehung und Bildung eine durchaus überflüssige erscheint —? Er verspottet sie, er giebt sie dem Naserilmpfen der Herren Kirchen- und Ober-

schulrätthe preis! Wie dieser Dichter in allem immer nur mit dem Rückschritt gegangen ist, wie er die Berufung des Volks zur Mitberathung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten des Vaterlandes fortwährend zum Gegenstande des Spottes machte und auch im Kirchlichen und Christlichen nur das pries, was Gott den Herrn zum Zuchtmeister, sein heilig Evangelium zur Zuchtruthe stempeln sollte, so hat er auch die große pädagogische Frage des Jahrhunderts nur als eine armselige, mit Lumpen bedeckte Bettlerin hingestellt. Er will die Schulmeisterwelt der Schweiz vor Pestalozzi schildern und giebt doch nirgends ihrem dann folgenden Retter und Erlöser die Ehre! Er macht die wohlmeinenden Behörden lächerlich, die in seinen blödsinnigen, wie ein Kalb so dummen, dabei diebischen, verlogenen Käser die Funken der Erleuchtung werfen wollen. Kann uns Liebesgetändel oder eine poetische Genremalerei dafür schadlos halten, daß ein durch und durch zum Lehramt unberufener, ehemaliger Webergesell in der Erzählung seiner Schulmeisterleiden und -Freuden nur den Lehrenstand im Großen und Ganzen grade so verspottet, wie ihn die Pastoren, unsere Herren Collegien, verspottet haben wollen —? Wie sich dann aber alles Unlautere durch sich selbst bestraft, so auch hier. Dieses Kalb, dieser Käser, ein Simplicissimus der Schule, trägt seine eigene Geschichte vor und thut es in einem Styl, mit Betrachtungen, Abschweifungen auf Anderes, die doch

nur das Ergebniß der größten geistigen Durchbildung sein können! Woher ist nun diesem Menschen, muß der Leser auf jeder Seite, bei jeder aus irgend einer Predigt des Pfarrers Bissius herübergenommenen, rhetorisch aufgeputzten und im Schweizerstyl aufgedonnerten Stelle fragen, woher ist diesem Webergesellen all dergleichen gekommen? Wo wird denn der Bruch des Erzählers mit sich selbst, die Erkenntniß, die Erleuchtung, das gründlichere Vornvornanfängen eines solchen Esels geschildert? Immer denkt man, nun geht er nach Burgdorf oder noch früher nach Stanz und läßt sich taufen bei dem Mann Gottes, Pestalozzi, der die Kinder aus der Gewalt solcher Mondfäuler des Schulamts zu befreien gesendet worden ist, und es bildet sich der Geist, der also über sich schreiben, also sich recensiren und selbstabkanzeln kann. Aber nein, das Ganze bleibt ein ungelöstes Räthsel. Gelöst bleibt nur der Haß des Buchstabengläubigen, des Buchtrouthentheologen auf die Schule im Allgemeinen, die er sogar um das Wort „Meister“ bemäkelt. Das „Meistern“ soll wahrscheinlich allein der Kanzel gehören.“

Einer solchen tiefergriffenen Auslassung gegenüber stellten sich der Pfarrer und der Oberinspector nicht auf die angegriffene Seite. Es hätte für die Verständigung wenig gefruchtet und vollends ihnen selbst den Schein einer Gesinnung gegeben, die sie in solcher Schroffheit, wie sie von Rienhard angegriffen wurde, nicht besaßen. Dem Lectern entfuhrn seine ge-

wohnten zustimmenden „Allerdings!“ „Ja freilich!“ u. s. w., wie immer um zwei Worte im Sage zu früh. Auch da, als Pfarrer Peterenz die mit einem Seufzer, aber auch mit einem „letzten, wirklich letzten“ Glase begleitete Erklärung beendet hatte:

„O wer doch von allem, was uns im magischen Lichtglanz der Idealität vorschwebt, die gemeinen irdischen Nebenbedingungen entfernen könnte! Das ist das gemeinsame Loos bei Allem, was wir erstreben —! Wie auch an der schönsten Blume, wenn man sie gründlich studiren will und sie deshalb aus der Erde zieht, der feuchte Moder des Erdreichs mit Würmern und Schnecken uns anwidert —! Der vollkommene Musterlehrer, lieber Collegen, ja, ja, der soll noch geboren werden, fast hätte ich gesagt, wie der vollkommene Musterschüler —! Auch solche sollte es geben, Kinder, die in die Schule nicht das vorurtheilsvolle Haus übergiebt, sondern die Natur, ein Kind, das vollends nichts zu verlernen, nur aufzunehmen braucht —! Es ist nur zu wahr, es steckt alles voller Schlacken —!“

„Der rechte pädagogische Glaube heiligt, läutert, reinigt alles —!“ entgegnete Reinhard Nesselborn. „Wir müssen erziehen für ein Leben, wie es Gott nur im Sinn gehabt haben kann, als er den Menschen geschaffen. Rousseau's Emil ist nur eine Fabel für die Welt, wie sie ist. Aber für die geistige Welt, für



das Gewissen des Erziehers hat dieser Emil gelebt und lebt noch alle Tage —!“

Es wurde Zeit, sich zu trennen. Den Nachmittags nahm Jeder bei sich daheim. „Noch manches Jahr wie heute —!“ hieß es von allen Seiten, als man schied mit dem Gefühl, daß der Herr Oberpfarrer etwas vorhatte, was er mit seinem Alten erwägen wollte. Mit geistigen Hilfsmitteln konnte der weiland Rektor von Zinzen nicht wie ein Krösus beisteuern. Wahrscheinlich war es also auf die sogenannten Bazen des Alten abgesehen. Der Pfarrer sagte beim Nachhausegehen zum Oberinspector:

„Es waren vier Flaschen recht guten Weins zur Bowle verbraucht worden!“

Endlich einmal ein Satz, den der Schnelldenker nicht abgeschnitten hatte.

Dieser grübelte über die nächtliche Excursion, über das gegebene Ehrenwort und den sonderbar trüben Blick, den er beim Abschied am Förster bemerkt hatte.

Als es nach Entfernung der Gäste so sonderbar still wurde zwischen Großvater und Onkel, da gerieth Gertrud beim Abräumen in eine recht beklommene Stimmung.

## Elftes Kapitel.

---

Mit erhabener Feier schwanm schon im noch sonnenblauen Abendhimmel die fast ganz gefüllte Scheibe des Mondes. Noch war die Wächterin des Tages am westlichen Horizont nicht untergegangen. Kein Wölkchen begleitete das stille Emporsteigen der silbernen Scheibe. Es mußte eine herrliche, im Frühling eine Sommernacht geben.

Noch schärften die Knechte ihre Sensen zur frühen Heuernte. Hier sitzt ein Bauer am Thorweg seines Hofes und bessert die Einfahrt aus — denn im Aprilregen sind die hölzernen Kiegel verquollen. Die Arbeit geschieht mit Schonung der Schwalbennester dicht über dem Thorweg, die seit Jahren dem Hause Glück gebracht haben. Quer über der großen Straße des Dorfs hinweg jagen die Kinder die Gänse heim, jede in ihre besondere Behausung. Die Gans gilt für den Vogel der Dummheit. Mehr noch sollte sie der Vogel des Zorns und der Leidenschaft heißen. Wie sie die Hälse weit vorstrecken, um ihr Ziel zu erreichen, wie sie Jeden, der ihnen in den Weg kommt,

anschauen mit einem jaulenden Tone, der dem Blasen aus den Rüstern eines erzürnten Rosses entspricht —! Sie fürchten keinen Hund, der bellend in ihre Reihen bricht —! Sie unterstützen ihr gellendes Schreien mit dem Schlag der Flügel, womit sie kräftig wie der Schwan ausholen. Im Mittelpunkt des Dorfes, der Kirche gegenüber, an einer Stelle, wo ein kleiner schmutziger Lümpel liegt und daneben ein langer Schuppen steht zum Bergen der Feuerleitern und der lebernen Feuerkübel und sich alle Gassen vereinigen, unter vier, fünf schlanken Pappeln, tummelt sich noch die Jugend des Orts. Viele da auch der künftige Erbe eines großen Bauernhofes in's Wasser, der Grund ist nicht tief und von allen Häusern und Hütten sind die Augen herübergerichtet und wachen über jeden Streit, der sich erhebt. Des Geschreis an dieser Stelle, des Lärmens der Jungen ist kein Ende. Hier führt auch Nante Bartel schon wieder das Wort. Wie sich die Naturen doch alle so früh kundgeben —! Die Einen unter den Kindern müssen immer befehlen, die Andern immer gehorchen. Den Einen unter ihnen ist alles immer recht, die Andern trafehlen über jede Kleinigkeit.

Durch diese lebendige Abendchronik des Dorfes dahin schreitet Wülfing. Er wird von allen Seiten begrüßt. Er mußte es ein Glück nennen, ein ihm von Gott geschenktes, daß er so sorglos, so unbefangen hier wandeln, so still geduldet unter geachteten

Männern sitzen durfte. Denn Niemand kümmerte sich um seine Vergangenheit. Munkelte man auch etwas von einer beim Militär verbüßten Strafe, so wird Militärstrafe vom Volk leichter gedeutet, als eine, die bürgerliche Gerichtshöfe verhängen. Man kennt die Strenge der militärischen Gesetze. Aber man schien auch von seinen Jugendtünden nichts zu wissen. Er sowol wie Hennenhöft hatten gleich anfangs, als sie in ihre Ämter eingesetzt wurden, hier so sicher auftreten dürfen, wurden so vom ersichtlichen Wohlwollen der Herrschaft ausgezeichnet, daß üble Nachrede ihre Stellung nicht erschüttern konnte. Und anfangs hielt sich Hennenhöft auch besser, als wenigstens Wilking und seine Frau erwartet hatten. Der thörichte Mensch affektirte anfangs, man hätte es kaum glauben sollen; und sogar einige Jahre hindurch, eine förmliche Verliebtheit in die geschiedene Gräfin und that, als hätte er sich damals auf dem Wege von Buchenried nach Burghausen einer Gunstbezeugung von ihr rühmen dürfen. Die noch nicht lange verstorbene Person, mit der er auf der Waldmeisterei gehaust hatte, war älter als er gewesen. Erst seit Hennenhöfts Bekanntwerden mit der Marlene Bartel schien der Geist der guten Vorsätze von ihm gewichen zu sein.

Als der Förster das Dorf verlassen hatte und durch Kornfelder, hohes Wiesen gras und über manchen von Weidenbüschen beschatteten Bach seinem Walde zuschritt und nun endlich die Sonne ganz un-

tergegangen war und eine aus dem Blau des Himmels und dem Roth der Abendgluth gemischte Dämmerung violette Fäden ausspann und die Sehweite immer enger und enger zog, da wollte es ein unwillkommener Zufall, daß dem Förster eben die Marlene begegnete und eben am Arm des schon alternenden, graubärtigen, von einem frühen Startgelebt haben nicht mehr niet- und wetterfesten Hennenhöft.

Eine Anwandlung des Zorns befiel den Förster, als ihm das verhaßte Paar so wohlgenuth und frech in den Weg trat, Marlene beinahe in seine Arme taumelte in Folge des abschüssigen Weges, dessen Niedergange sie sich gleichsam mit equilibristischem Spiele dahingab, die Hüften hierhin und dorthin werfend und mit muthwilligem Lachen ihren steifern Anbeter nachsichziehend. Sie war in der That noch mehr als eine Dorffschönheit, diese Tochter der Knochenfammerin. Die Nase stand ihr zwar aufgeworfen und zu kurz in der Mitte des frischen Antlitzes, auch waren die Lippen zu wulstig, die Backenknochen standen etwas spiz hervor und dennoch machte ihr Körperbau ein üppiges Ganzes. Ihr Haar war voll, ihre Augen glänzten wie glühende Kohlen. Sogar die fast bis zum Knie sichtbaren Füße waren zierlich. Dabei trug sie keine bäuerliche oder ländliche Tracht überhaupt. Sie ging wie ein Stadtmädchen mit aufgebauschten Kleidern, wie ein sonntäglich gepuztes Fabrikmädchen. Als solches

hatte sie auch drüben in Obberschwende gearbeitet und sich dabei weiche Hände zu erhalten gewußt. Von Hausarbeit trugen diese keine Schwielen. Ihr Lachen war in überraschender Art einnehmend. Sie brauchte nur den Mund aufzuthun und ihre weißen Zähne zu zeigen, die etwas vorstanden, so gab sie den Eindruck eines weiblichen Wesens, das sich keines anderen Berufs für die Welt bewußt zu sein schien, als zum Vergnügen der Männer da zu sein.

Der equilibristische Schwung, den sich beim Niedersteigen das, wie Wülfing sogleich sah, halbbetrunkene Mädchen in dem Augenblick absichtlich gegeben hatte, wo sie plötzlich auf dem Feldwege des Försters ansichtig wurde, warf sie gradezu in des Emporsteigenden Arme.

Hennenhöft, von ihr losgekommen, stolperte hinterher.

„Gevatter,“ sagte sie in Bezug auf ihr absichtliches Fallen in Wülfings Arme, „das hat was zu bedeuten —!“

„Laßt Ihr taufen, so sucht Euch einen anderen Pather!“ entgegnete der Förster und schleuderte sie zur Seite.

„Oho, Landsmann!“ fiel Hennenhöft ein. „Ist Dir die Schulmeisterassamblee zu Kopf gestiegen? Hoffähig sind wir alle noch nicht. Das werden wir erst noch. Nicht wahr, Marlene —?“

In dieser Anrede an die Tochter des verrufenen

Maurers lag eine seltsame Vertraulichkeit, in dem „Wir werden noch hoffähig“ sogar ein hämischer Bezug auf die Last, die beide gemeinschaftlich zu tragen hatten. Wülfling erschrak anfangs und glaubte einen Augenblick, sein wieder so leichtsinnig gewordener Kumpan hätte seine jetzige Zuhälterin zur Mitwisserin der gemeinschaftlichen Geheimnisse gemacht. Darüber stuzte er dermaßen, daß er schwieg und ruhig weiter gehen wollte.

Nun aber hielt ihn die Marlene mit Grobheiten auf, schimpfte über den Schulmeister und die Verlockung ihres Bruders in seine „Gänfeschule“, prahlte mit dem Wegzug ihrer Eltern in die Stadt, wo aus dem Knaben ein Studirter werden sollte, der dem Pfarrer und Ober-Inspector neunmal etwas zu rathen aufgeben sollte, und endete mit einer Wendung, die dem Jäger kalt die Haut überrieseln ließ:

„O, auch wir können Bagen von unserer Baronin haben —! Nicht blos Deine Kinder soll sie in die lateinische Schule geschickt haben! Wenn's der Waldmeister hier will, so macht sie auch aus mir eine Baronesse' — Haha — Förster, für Geld kann man jetzt alles haben —! Ei, hab' ich denn eine Waschtrogband? Oder einen Kuhmagdfuß —?“

Die Gebehrden, die sie bei diesen Worten machte, waren die frechsten. Während des geträllerten Lieds: „In Lauterbach hab' ich mein' Strumpf verloren,“ zog sie den Rock in die Höhe und tanzte voraus, den

lachenden Hennenhöft nachsichziehend, der sein Gleichgewicht verlor und ab und zu im Weiterstürzen strauchelte und fiel.

Erst jetzt bemerkte Wülfing, daß Hennenhöft wieder die Flinte, senkrecht gehalten und das Schloß mit dem Leder verdeckt, auf dem Rücken trug und den Hirschfänger zur Seite. Einem Waldmeister ziemte die Jügerrüstung nicht. In erster Regung hätte er ihm nachstürzen und ihm die Armatur entreißen mögen. Gekreuzt uur wurde diese Regung von dem zweiten Gedanken: Hennenhöft, Leben und Tod stehen für Dich heute Nacht auf dem Spiele —! Ich warne Dich —! Aber auch dieser Vorsatz, den ohnehin das nothgedrungen gegebene Ehrenwort sofort ersticken mußte, würde nicht haben zur Verwirklichung gelangen können. Denn das offenbar durch eine Schlemmerei halbtrunkene Paar war bald verschwunden. Es war dunkler geworden. Wülfing sah nicht mehr das Paar und hörte nur noch das Zohlen und Jauchzen des übermüthigen Mädchens.

Erschüttert schritt er weiter. Die Nacht senkte sich entschiedener hernieder. Mit dem immer mehr verschwindenden letzten Rest des Sonnenglanzes mischten sich jetzt schon für ihn die Schatten des Waldes. Erst allmählig trat die Wirkung des Mondes ein.

Das Laub raschelte unter den Füßen des sinnend Heimgehenden. Der Blick in die langen Reihen der Tannen hätte Andern, nicht im Walde Heimischen,



gespenstisch erscheinen dürfen. Und heute schien sich auch dem verstörten Förster hier die Geisterwelt zu öffnen. Den Waldmeister sah er dahintaumeln in sein Schicksal —! Wenn ihn eine Kugel trifft in dieser Nacht —! Wenn sein Mund auf ewig geschlossen wird —! Wenn alles mit diesem Menschen zu Grabe geht, was zuviel, zuviel Mitwisserschaft gefunden hat vor — siebzehn Jahren — —!

Eine kurze Freude durchzuckte sein Inneres. Er stand still, um diese von Herzen zu genießen. Ja, er athmete auf, gleichsam als wollte er erproben, wie ihm dann zu Muth sein würde, ihm und seinem Weibe —! Jene da in der Residenz, für die Andere ihr Gewissen geopfert hatten, lebten sorglos und kümmernten sich um nichts. Sie schienen sich mit ihrem Gott abgefunden zu haben.

Dann aber durchzuckte ihn wieder der andere Gedanke: „Wie, wenn Hennenhöft nur verwundet und gefangen genommen würde —! Wenn ihm dann Rache den Mund öffnete? Wenn der zornschnaubende Tümpeling alle Halbheit des gerichtlichen Verfahrens, alle Einmischung der Vergeltung des Barons Fernau, namentlich der Baronin, abschnitte —? Jetzt erst vergegenwärtigte er sich Alles, dem er so gern auswich und dem er nachzudenken sich nie gern überwinden mochte. . . . Der unheimliche ehemalige Waffengeführte war erst später an die Waldmeisterei gelangt, als er selbst an die Försterstelle. Jenes Amt hätte

auch er mitbekleiden können, aber die Baronin sicherte ihm den gleichen Gehalt, wie wenn er auch Waldmeister gewesen wäre. Sie schuf das zweite Amt nur, um Hennenhöft eine ruhige, beschützte Stellung zu geben und ihn zugleich unter die Aufsicht Wülffings, besonders der dankerfüllten, treubewährten Gattin des Letztern zu stellen. Das Verhältniß trug alle Keime der Verfeindung in sich und dennoch hatte es sich die Jahre über leidlich erhalten. Erst in neuerer Zeit, seit drei oder vier Jahren, murmelte zuweilen Hennenhöft, er hätte sein Sklavenleben satt, er wünschte sich wieder Freiheit, wollte in die Welt zurück — nicht nach Amerika, wohin er schon einst entsendet worden war — mit dem Knaben, den die Gräfin insgeheim geboren hatte. Er war nicht nach Amerika gegangen. Den Knaben behauptete er Auswanderern übergeben zu haben. Wenn im Forsthaufe manchmal in Winterabendstunden die Uhr so gespenstisch tickte und hinter dem Ofen die Grille ihr eintöniges Lied sang, dann sagte wol Frau Wülffing: „Er hat ihn umgebracht —!“ Dann konnten die an diesem Verbrechen Bethheiligten in ein tiefes Schweigen versinken. Frau Auguste holte die Bibel vom Wandgesimse und las laut daraus vor und mit Thränen in den Augen gingen sie, das Licht in den zitternden Händen, in ihre Bettkammer. Doch jeder anbrechende frische Morgen, jeder Sonnenstrahl, der belebend auf die Scheiben ihrer kleinen Fenster fiel, ermunthigte sie wieder und redete

ihnen das Schrecklichste aus und dann sagten sie sich wohl: Wie könnte dieser Mensch nur so wohlgemuth sein, so sich tummeln, so zwar, eigen und menschenfremd leben, doch nicht wie Einer, der sein Gewissen betäuben will —! Fürchtete Hennenhöft Gespenster, warum wohnt er allein? In diesem düstern Gemäuer der Waldmeisterei, unter den Trümmern des alten Klosters —? Müßten ihn da nicht die noch nicht gebannten alten Geister schrecken, nicht die sich in Rache-gestalten verwandelnden eignen Gewissensbisse —? Oft schon war dem minder gewissenbschweren Genossen des Verbrechens der Unterschlagung eines Kindes um seine wahre Herkunft und des an einem Vater verübten Raubes seines legitimen Sohnes und der Beraubung des Vaters um ihm gebührendes Gut und Geld der Gedanke gekommen: Das Stück ist noch nicht zu Ende —! Hennenhöft hat noch etwas vor —! Er sinnt auf einen großen, raschen Zug aus dem Glückstopf —! Sahen ihn dann die Förstersleute brüten wie über ein solches Schlangenei, deuteten sie sich in dunkeln Worten an: Wenn sich's in dem Ei mit einem goldenen Krönlein auf dem Haupte regen sollte, mit einem Grafenkrönlein — wenn das unglückliche, nun seinen Namen betrogene Kind noch lebte und Hennenhöft es noch einmal ausspielen sollte als Trumppf gegen den Baron von Fernau, ein: Wer kann mich stechen? Wer zahlt mehr? Fernau oder Wildenschwert —? wie tauchten da in dem Jäger so seltsame Vorstellungen:

gen auf —! Dann verknüpfsten sich miteinander Einzelheiten, Zufälligkeiten, selbst Aeußerungen, wie einmal die des Bäckers von Stettingen, die Wülfling selbst belauscht hatte: Nun, Waldmeister, ich möchte wol wissen, ob Ihr die Amseln und Finken bei Euch zu Gaste habt, ein so guter Kunde seid Ihr für meinen Sonntagsbäcktrog —! Das waren zuckende Blitze, die wie mit dem Schlag einer Augenwimper entsetzliche Möglichkeiten für die Einsamkeit der Waldmeisterei beleuchtet hatten —

Auch heute leuchteten ihm diese Blitze. Wülfling fuhr zurück, er blickte empor, sein wie abwesender Blick sammelte sich. Er erkannte sein Haus.

Seine treuen Hunde springen ihm entgegen. Sein gutes Weib ruft aus dem Fenster: „Kommst Du nun endlich?“ Seine Jägerburschen, ein schon älterer und ein gelehriger Schüler, springen hinzu, ihm die Bedienung zu reichen. Er grüßt alle, er beruhigt sein Weib, er läßt sich den Nachtimbis auftragen und hört mit Freuden, daß Frau Gustel den beiden Söhnen geschrieben hat. Er liest, was sie zusammengebracht. Das Postscriptum, das zum Briefe noch von ihm gehörte, vor allem die Einlage mit Geld, die fünf Siegel darauf, das war seine Sache. Damit hatte es wol noch Zeit. Er erzählt vom Ober-Inspector, vom Schulmeister, vom Oberprediger aus Bruckbach. Aber von Hennenhöft sagt er nichts und nichts von den Gensd'armen und dem Baron von Timpling.

Daß er noch an die Salzlecke müßte und den Hirschen aufpassen, nicht um diese zu schießen, sondern nur um zu sehen; ob sich noch soviel einfänden, als er immer gezählt, das kommt so beiläufig endlich auch heraus.

Da erstaunt die Frau nicht wenig und widerräth entschieden die Partie.

„Der Caspar geht mit —!“ Sein Beruhigungswort meinte den älteren Gehülften — „Lude“ — er meinte den jüngeren — „behütet das Haus —“

„Wo Du den ganzen Tag schon unterwegs gewesen bist! — Du hast Dich auf dem Schloß geärgert. Ich sehe Dir's an —“

Der in der That erschöpfte und übermüdete Mann stellte alles in Abrede.

„Drei Tage Jagd nacheinander strengen nicht so an, als das verdamnte Rechnen und Schreiben —“ sagte er.

„Nun sieh, drum bist Du müde! Dir geht es mit dem Tintenfaß wie mir —“

„Gustel, ich muß die Hirsche zählen — Sie kommen nur im Mondenschein — Der steht heute hell. Um Eins sind wir wieder da. Dann laß' mich morgen früh schlafen, daß ich's wieder einhole —“

„Hansel, laß' es heute —! Die Wilderer sind des Teufels —“

„Wir sind Gottes, Gustel —! Gieb mir die Bibel —! Geh' zur Ruhe! Um eilf Uhr rüd' ich ans —“

„Du hast noch mehr vor, Mann — Du verschweigst mir etwas —“

„Nichts verschweig' ich Dir, Gufstel —“

Caspar wartete auf Verhaltensmaßregeln. Ob er noch bis elf Uhr schlafen sollte —? Und welcher von den Hunden mitginge oder ob keiner —

Der Meister beantwortet alles mit Ruhe.

Doch im vollen Gegensatz zu dem Frieden, den er zeigen will und den er auch leiblich im Gedanten seines gegebenen Worts zu Stande bringt, bricht jetzt sein Weib in den Schreckensruf aus:

„Du hast was mit Hennenhöft —?“

„Ei wo —!“

„Ihn verführen die Bartels! Hennenhöft muß ihnen zeigen, wo die Wildstände sind, wo der Luftstrich geht —! Hansel, Hansel, sag' mir die Wahrheit —!“

„Hab' sie Dir schon gesagt —“

„Laß Dich mit Hennenhöft in keinen Streit ein! Wecke keinen Neid, keinen Haß nicht —! Er redet übel genug von Dir —“

„Glaub's nicht —“

Die Frau sieht sich um. Sie erzählt von den Gehülften. Die sollte er nur fragen. Der Caspar hätte ihm neulich blos im Scherz gesagt: Waldmeister, das Gewehr muß ich Euch nächstens nehmen —! Da —“

„Warum sagt das auch Caspar —?“ fährt Wäl-

sting dazwischen und springt auf und will an die Thür, um seinem Gehülfn zu verweisen, den Nachbar zu reizen.

„Laß es! Schweige —! Willst Du Dich noch mehr verrathen —?“ hält ihn die Frau zurück. „Er hat sich vor'm Caspar gegen Dich vermessen! Er hat gesagt, er könnte die Försterei ebensogut haben wie Du und die Schloßverwaltung noch dazu. Es würde eine Zeit kommen und bald wäre sie da, wo man ihn vierspännig würde fahren sehen und Grafen würden ihm die Dose reichen und Freundschaft mit ihm schließen —“

„Wie —? Grafen —?“ unterbrach der Jäger erstarrt.

„So hat er sich vermessen! Und als mir's Caspar erzählte und, toll genug, mich groß darauf ansehen wollte, da sagte ich: Ja, sagt ihm nur, vierspännig vielleicht, aber auf einem Karren mit zwei Rädern! Graf! setzte ich lachend hinzu, obschon es mir eiskalt über den Rücken lief, Graf! An unserer Mutter Dorf lag eine Gerbermühle, wo ein Gerber wohnte, der die Nachrichten mitbetrieb — ja, der hieß Graf! So scherzte ich, daß sie's ihm wiedersagten. Aber ich hatte den Tod im Herzen.“

„Der Schurke —!“ murmelte Wülfling. Dann aber faßte er sich, gedachte das Gespräch mit Caspar über diese vermessene Ruhmredigkeit beim Wandeln unter den mond hellen Tannen fortzusetzen, berebete sein Weib, zur Ruhe zu gehen und blieb dabei, seinen

Vorsatz nicht aufschieben zu können. Mit dem Ober-Inspector Kerger gehabt zu haben, gab er zu. Ja, er hätte sich gezanft und die Wette gemacht, es gäbe noch mehr als zwanzig Hirsche im Forst. An der Salzlecke — da könnte und müßte er sie nun zählen.

Es war ein eigener Blick, mit dem Auguste das Licht ergriff, das sie mechanisch angezündet hatte. Der Blick kam ihr bei den Worten: „Kerger mit dem Ober-Inspector“. Der Gatte verstand, was ihr Auge sagen wollte. Welche Undankbarkeit für soviel Treue und Hingebung, die wir gewissen Personen gezeigt haben —! Undankbarkeit — das hatte Frau Gustel oft schon gesagt, die könnte aus ihrem zum empfindungslosen Stein erstarrten Herzen Funken schlagen, die alles in Brand stecken müßten, Manches in Asche und Trümmer begraben, was Manchem und ihnen selbst theuer und lieb auf Erden wäre — —

Darauf rief er lebhaft: „Na, na, Gustel, immer allegro —!“ Er geleitete sie mit ihrem Licht zur Ruhe.

Das Postscriptum zum Brief an die Söhne schrieb er lieber gleich und versagte sich die Ruhe, die er Casparn gönnte, den er nach zehn Uhr wecken zu wollen erklärte. Auch das Geld zählte er ab und drückte schön sauber die nöthigen fünf Siegel auf den Brief. Dann nahm er die Flinte und untersuchte Schloß und Lauf, verglich auch noch einmal die aus seiner Jagdtasche genommenen Rechnungsbücher, keineswegs elegant geführte Muster für doppelte italienische Buchhaltung,



und öffnete zuletzt das Fenster und lauschte dem mond-  
hellen Forst.

Alles war still. Nur die Nachtschwalbe strich um's Haus. Ein brüllender Laut, der aus seinem Kuhstall kam, ließ ihn lächeln. Er gedachte: Die alte Kuh fürchtet doch nicht für ihre Milch —? Denn das Volk glaubt, die Nachtschwalbe, die am Tage schläft, besuche Nachts die Kühe, um ihnen die Milch abzumelken. Des Jägers Glaube war das nicht. Sein scharfes Auge sah die Wiese vorm Hause belebt selbst in der Nacht. Genöß doch alles im Wonnemond die Freiheit. Er sah die jungen Hasen dahinschießen und schrillend die Birkhühner streifen.

Zuletzt versuchte er ein wenig zu schlummern. Das ging. Aber mit dem Glockenschlag zehn, mit einem auch hier begleitenden zehnmaligen Ruckruf der alten Schwarzwälderin über sich, weckte er Casparn und bald schritten beide wohlbewaffnet zum Mondenglanz hinaus. Die Vorwürfe, die er dem Begleiter wegen Hennenhöfts hatte machen wollen, machte er ihm, aber mit Maßen . . . .

Inzwischen war es zur nämlichen Stunde noch friedlich stiller geworden im Steintaler Schulhause.

Gertrud hatte gesehen, daß sich der Großvater die Hände an beide Ohren legte, als der Dunkel vertraulich mit ihm zu reden anfangen wollte. „Worgen!“ hatte er gesagt. „Du sollst nicht über einen Streit die Nacht hingehen lassen —!“

Nach diesem Spruch war es also besser, zu schweigen und den morgenden Tag abzuwarten, an welchem leider der Onkel, so lautete seine Erklärung, schon wieder abreisen mußte.

Bemerkt ein Kind im Elternhause Gewitterschwüle, so stocken ihm die Athemzüge. Ein unendliches Weh legt sich auf sein liebevolles Herz. So gern möchte es jeden Gegensatz im Leben versöhnen. Es kennt die Schwere der Erwägungen, den Ernst der Bestrebungen noch nicht. Es kann nicht begreifen, warum nicht alles in der Welt mit Liebe und Güte hergeht. Wie ein verschreckter Vogel flatterte auch Gertrud hin und her. Sie nöthigte dem plötzlich einsylbig gewordenen Onkel das Nachsteffen förmlich auf und hätte dem Großvater eine Strafpredigt halten mögen für sein mißmüthiges Reifen noch über dies und das. Bei seiner langen Betrachtung während des aus Eiern und allerlei Geräuchertem bestehenden Abendimbisses, einer Betrachtung über sein immer näher rückendes Abscheidenmüssen vom Leben hielt ihm das besorgte Kind den Mund zu. Darüber bekam sie die Weisung, sie sollte zu Bett gehen. Aber sie ließ sich nicht nehmen, auszuhalten, bis die Hunde an die Kette gelegt, alle Fensterladen nach unten verschlossen, die Hausthür von innen verriegelt war. Sie, die, wie der Großpapa, die gewonnene Wette ganz vergessend, heute wieder einmal sagte, eigentlich „mit den Hühnern hätte zu Bett gehen“ sollen, hielt doch jeden Abend die letzte Rundschau und rief der Lene erst

dann eine Gute Nacht! wenn diese ihre Dachkammer längst hinter sich verschlossen hatte.

Nach einer traumgeängsteten Nacht hatte das ernste Kind nichts Eifrigeres zu thun, als den Frühstückstisch zu richten. Ihre Böpfe, die selbst im Verhältniß zur schlanken Gestalt der Trägerin ungewöhnlich lange waren, hatte sie bald gebreht. Welches Kleid sie anziehen sollte, die Wahl kostete ihr kein Kopfzerbrechens. Aus dem Garten hatte sie schon Kaiserkronen, Feuerlilien, Maiblumen geholt und in ein hohes blaues Glas mit darauf gemalten goldnen Sprengelchen gesteckt. Die anmuthige Zimmerzierde wurde auf den weißgedeckten Tisch gestellt. Kuchenreste von gestern gab es genug. Sie selbst setzte die Kaffeemühle in den Schooß und drehte den Griff, der heute schwerer als sonst zu regieren war; denn anderthalf Loth mehr als gewöhnlich waren eingemessen worden. Die Schulstunde begann um sieben. Sechs schlug es bereits — da kam der Großvater, der Dunkel, aber auch der feierliche Augenblick, wo sie aus dem Zimmer geschickt wurde und nur ab und zu, rechts und links, beim Rein-, beim Bettmachen abgerissene Bruchstücke eines bewegten Gesprächs erhaschen konnte.

Wie schnitt ihr das oft vernommene „Rein, nein!“ des Großvaters in's Herz —! Sie mußte innehalten im Fegen und kehren und sich ein wenig in die Nähe des Schlüffelochs begeben. War doch auch bei diesem Streit von ihr selbst, von ihrer weitem

Ausbildung, die sie im Grunde gar nicht entbehrte, und von ihrem Vermögen die Rede.

„Was ich von dem Erbe meines Bruders hätte für mich behalten können,“ sagte der Großvater, „für den Abend meines Lebens, ein paar Ruhetage noch vorm Tode, das habe ich in zwei Theile getheilt. Den einen hast Du für Deine Studien bekommen, den andern hat Dein Bruder an sein Landwesen verbraucht, anfangs verloren, dann allmählig wieder gewonnen, ja mit Einigem noch vermehrt. Das sind viertausend Thaler, in guten Obligationen, die ich für Gertrud's Zukunft aufbewahre. Sie ist eine Waise. Wenn ich sterbe —“

„Werden wir da nicht väterlich, mütterlich, schwesterlich an ihr handeln —?“ unterbrach ihn dringend der Sohn.

„Dein Weib und mütterlich —! Deine Töchter und schwesterlich —! Wenn Nebensarten Kattun und Hemden wären —! Nein, lieber Sohn, darauf hin kann ich die arme Waise, die schon Vater und Mutter verloren hat, nicht in der Welt zurücklassen. Die Zinsen habe ich aufgespart, um Gertrud jetzt auf zwei Jahre in ein Stift zu geben, in kein vornehmeres, versteht sich — es giebt ja Stifte auch für Mädchen, die nur zur Hauswirthschaft erzogen werden sollen —“

„Zu Vetschwestern —!“

„Laß sie in dunkelblauem Kattun, mit einem

weißen Schürzchen über die Achseln gehen, wie eine Nonne, was thut's! Als Geistlicher solltest Du doch wissen, daß von Religion nicht genug in die jungen Herzen kommen kann, wahrhaftig lieber zuviel, als zu wenig. Später schwitz genug heraus —!“

Eine Weile wurde es stiller. Gertrud mußte sich tummeln. Die Schule segte und spritzte die Vene. Dem Staube konnte nicht genug da gewehrt werden. Die große schwarze Tafel war abzuwaschen, mancher Tisch von vergossener Tinte zu reinigen.

Gertrud lauschte an einer andern Stelle.

Der Oheim erklärte noch einmal im Zusammenhang sein Vorhaben. Endlich wollte er seinen Predigerberuf, der ihm nachgrade zur unerträglichen Last geworden wäre, einen Beruf, an den er nicht mehr länger den Rest seiner Tage vergeuden wollte, aufgeben und sich dem Erziehungsfach widmen. Vom Staate, sagte er, könnte er eine Förderung dafür erst dann hoffen, wenn er sich bewährt hätte. Seine früheren Leistungen an der Schule seines Wohnorts wären vergessen. Jetzt wollte er seine Kraft noch Einmal zusammenraffen und ein großes Erziehungs-Institut in der Residenz gründen, ein Pensionat für Internen, eine Schule für Externen. Es sollten sechs Classen gebildet werden. Er wollte suchen, seine Zöglinge reif zu machen sogar für die Universität. „Ich bedarf dazu eines Grundstücks, das mir in der Residenz schon empfohlen worden ist —! Die stille Lage einer Vor-

stadt begünstigt mein Unternehmen. Ein Garten soll zum Unterricht, zum Tummelplatz beim Turnen dienen. Das Haus ist geräumig. Es bietet größere und kleinere Zimmer. Manchen Lehrer habe ich schon in Aussicht, auch manchen Schüler. Ein gutgeschriebener Prospekt, eine glückliche Besetzung der wichtigsten Lehrfächer entscheidet. Zahllose Eltern giebt es, denen versagt ist, ihre Kinder selbst zu erziehen. Sie wohnen entweder auf dem Lande oder sind auf Reisen oder trauen sich nicht die Kraft zu, dieses schwierigen Amtes selbst zu warten. Auch mißtraut man den öffentlichen Lehranstalten. Sie sind Kasernenhöfe geworden, keine Akademien mehr. Wer nicht mitmarschiren kann, bleibt zurück. Die vom Staat angestellten Gelehrten leben ihrer Eitelkeit, ihrem Ruhm in den gelehrten Zeitschriften, von Vorlesungen und sonstigen Allotrien her. Ein lateinisches Schulprogramm zu schreiben, das einige Recensionen erlebt, ist ihnen wichtiger, als die Arbeiten der Schüler zu corrigiren. Ueberall fehlt die nachhelfende persönliche Erziehung. Mein Prospekt wird zwar alles das so offen heraus nicht sagen können. Sonst wüchsen mir Feinde wie Sand am Meer. Aber zwischen den Zeilen wird es der aufmerksame Leser angebeutet finden. Da werde ich mich endlich, endlich in meinem Elemente wissen! Hab' ich auch nur im Beginn zwanzig Pensionäre, in drei Jahren hab' ich deren das Zehnfache. Man wird die Ergebnisse mei-

nes Instituts kennen lernen. Natürlich werde ich sie nicht unter den Scheffel stellen. Man soll es sehen, wie rastlos ich arbeite. Das Jauchzen von unserm Turnplatz soll über die Mauern unsers Gartens, ja über Deutschland hinwegschallen. Die fröhlichen, frischen, gesunden Gesichter werden unsere lockendste Empfehlung sein. Ich habe alles, was ich mir zur Realisirung dieses meines neuen Lebensplans nur wünschen kann. Und denke nur an die Freundschaft meiner alten Universitätsgenossen —! Bögendorf ist Schulrath geworden und mein nächster Vorgesetzter. Staudtner, mein alter Freund, jetzt Sanitätsrath, vermittelt den Ankauf des Hauses und die Beschaffung von Zöglingen, die Beziehungen zur Gesellschaft. Nichts, nichts fehlt, als nur Geld, wenig Geld, Vater, Geld zur bloßen Anzahlung auf die Erwerbung des Grundstücks — die Hypotheken bleiben ja stehen — kurz das Geld zur ersten Einrichtung. Zweitausend Thaler sind bereits da, von Freunden gesammelt; gib Du mir noch Gertruds vier, so bin ich mit sechstausend Thalern ein Napoleon in meinem Vorhaben und schaffe im Andenken unseres Meisters Pestalozzi Großes —!“

Das Bild vom Napoleon, das der Dunkel brauchte, erschreckte Gertrud. Sie hatte von diesem Mann nicht viel Gutes vernommen und kannte sein trauriges Ende. Sie verzog sich und kam dem Wohnzimmer erst von einer anderen Seite wieder bei. Da vernahm sie, daß der Großvater in einer eben so langen Gegenrede be-

griffen war, die jedoch nicht dem Vorhaben des Oufels selbst galt, sondern mehr seiner Frau und seinen Kindern.

„Das war Dein erstes Unglück!“ schloß der würdige Greis einen Rückblick, wie es schien, auf die ganze Entwicklung seines Sohnes. „Dein zweites war die Wahl Deiner Frau! O gewiß, es war eine schöne Person und noch ist sie schön und sie wird ewig jung bleiben! Lachen konnte sie, um einen Hypochonder zum Galoppiren zu bringen. Aber Dir war sie nichts nütze, nichts Deinem Charakter, nichts Deinem Beruf. Dein Sinn ging von je, auch als Du jung warst, auf Hohes und Ernstes und der Sinn Deiner Frau war von Anbeginn Gesellschaften, Umgang mit den vornehmen Ständen, Putz und Klatscherei. Das war ihr von je lieber, als Dich in Deinem ernstestem Amt zu unterstützen. Die Frau eines Pfarrers — gerechter Gott, die muß sein Segen werden oder sie wird sein Fluch! Seine ganze Ernte kann sie verderben, seinen geweihten heiligen Rock in eine Hanswurstjacke verwandeln —! Rienhard, Rienhard, darin hast Du gefehlt, daß Du mehr an Dein Wohlgefallen, als an Dein Wohlergehen dachtest —! In Deinem Weibe liebest Du Dir selbst schmeicheln! Jetzt sind Deine Kinder herangewachsen. Der Apfel ist nicht weit vom Stamm gefallen. Die kleine Stadt Bruckbach genügt den weltlich gesinnten Herzen nicht mehr. Putz, Luxus sind selbst für Bruckbach



nicht mehr zu erschwingen. Denn mit den heranwachsenden Töchtern kommt in eine Mutter eine ganze Hölle von Teufeln! Hochmuth, Ehrgeiz, Prahlucht —! Was sie nicht begehrt für sich selbst, begehrt sie für ihre Töchter. Gehen schon die wie die Pfauen, so kann Sie doch nicht zurückbleiben, kann deren Nagd nicht scheinen wollen. Da wird dann die sogenannte Liebe zu den Kindern das Außenschild für eine verruchte Verwüstung der bemessenen Verhältnisse eines braven Mannes, der in seiner einsamen Kammer mit gestütztem sorgenschwerem Haupte die Stunde verfluchen muß, wo er an's Freien gedacht oder sich wenigstens nicht besser besann, als er grade diese, diese Wahl traf —“

Der alte Rector hatte in seine Dorfschule städtische Lebenserfahrung mitgebracht. Er tändelte kindlich mit den Kindern und war doch aus festem Holz geschnitten. Das wußte auch sein Sohn; er hatte Respekt vor dem alten Johann Jacob und übertrug diesen Respekt auf die ganze Sphäre, in der sein würdiger Vater erstarbt war. Niensharde Schwärmerei für Erziehung war eine ächte. Ein Grauen schüttelte ihn bei dem Gedanken: Siebzehn Jahre konnte Deine Frau die Umwandlung Deines Berufs aufhalten —! Von jenem Besuch vor siebzehn Jahren in Schloß Wildenschwert hatte sie ein förmliches Verdammungsurtheil der pädagogischen Gelüste ihres Mannes heimgebracht — so hatten ihr die Huldigungen des Grafen wohlgethan! Nun war sie

aber selbst die eifrigste Betreiberin des Berufswechsels geworden, freilich nur um jener Gründe willen, die der Vater angegeben. Rienhard fühlte die Wahrheit von Allem, was der Vater gesprochen hatte, die Wahrheit vom Segen und Fluch, der für Jeden und vollends für einen Pfarrer in seiner Frau läge.

Die Todtenstille, die eingetreten war, wirkte auf Gertrud so erschreckend, daß sie sich flüchtete, als fühlte sie sich von Grabesluft angeweht. Der Onkel erwiderte kein Wort mehr — Ja es war ihr, als hätte sich ein tiefer Seufzer von des guten Onkels Herzen losgerungen — —

Gertrud lief angstvoll in die Schule und schloß deren Fenster. Es hatte sich zum Regen gewendet. Gegen Morgen war die Sonne nur mit Mühe durch einen Hof von Wolken gebrungen. Gertrud legte die Resebücher auf die Tische, sah nach den Dintefässern und rüstete sich schon, was sie vollkommen verstand, die ersten Anfänge der Schule zu halten, wenn etwa der Großvater unpäßlich oder verhindert blieb. Das Aufstellen einiger der älteren Knaben und Mädchen als Mitaufpasser unterstützte sie. Erstaunlich ist's, wie früh dem Menschen die Herrschaft zu üben etwas Wohlthuendes und wie geschickt er ist, den Tyrannen zu spielen —! Die Aufpasser nahmen sich in der Regel mehr heraus, als sie sollten. Sie hieben schon wüthend zu, wo der alte Kesselborn nur erst mit Worten strafte. Ihr empfindsamen Freunde des Fort-

Schritts und der Humanität —! Ihr wollt die Strafen mindern und milbern —? Lasset das Volk über sich selbst aburtheilen und ihr werdet erstaunen, welcher kategorische Imperativ im Herzen des socialen Menschen lebt —!

Die Kinder kamen zur Schule. Auch Nante Bartel kam. Doch schien er verstört. Bald bemerkte Gertrud, die den Großvater nicht abrufen mochte, daß es unter den durcheinander schwazenden Kindern etwas gab, was so gut wie eine Neuigkeit war und zu Nante Bartel in Beziehung stand.

Bald entspann sich auch über diese Neuigkeit eine Schlägerei. Die aufgestellten Helfer Gertruds sprangen auf einen Winkel zu, wo sich Nante wie eine Kage gebehrdete. Er biß um sich und wand sich unter den Fäusten der stärkeren Jungen, die einen Schlag rächen wollten, den er einem Nachbarshuben gegeben hatte, der zu ihm gesagt: „Na, Deinen Vater, den haben sie jetzt —!“

„Wen haben sie jetzt —?“ rief Gertrud dazwischen. Sie war an sich schon aufgereggt. Sie wollte den Nante und sogar dessen Vater rühmen. Sie glaubte nur an eine verspätete und jetzt überflüssig gewordene Ahndung der Widerseßlichkeit gegen den Schulbesuch.

„Nein, sie haben die Wilddiebe!“ „Alle sitzen sie jetzt —!“ „Einer ist todtgeschossen —!“ „Die Nacht an der Wolfshalde —!“ „Soldaten und Gensd'armen waren dabei —“

So ging es durcheinander.

Nun erst merkte Gertrud, daß es trotz des leise, aber allgemein niedertröpfelnden Regens im Orte belebter geworden war als sonst. Männer riefen. Frauen steckten die Köpfe zusammen. Einspänner jagten zum Schlosse hin. Jetzt befann sich das tiefbewegte Kind, daß es ihr in der Nacht gewesen, als hätte sie schießen hören. Ach ja, außer der Welt, die sie selbst bewegte und ängstigte, gab es noch eine andere. Die tobte und lärmte jetzt um sie her.

Noch war sie zu keinem Entschluß gekommen, wie sie Friede und Sammlung herstellen sollte. Nante stand wie zum Aeußersten gerüstet. Er schien ebenso sehr in Furcht wie in Wuth zu sein. Mit dem ihr in jeder Lage eigenen Muth wagte sich die kleine Schulhalterin mitten in den erregten, theils schlagfertigen, theils sich schon prügelnden Haufen, der sich an's Fenster hin bewegte und jetzt die kostbaren Scheiben bedrohte. Nante hatte Beistand gefunden. War er doch der Matador des Dorfes, der sieggewohnte Händelsucher, dessen Fahne sogar dann lockte, wenn man kaum die Ursache seiner Herausforderungen verstand. Das ist traurig, wie sich Knaben oft im grimmigsten Ernst so feindselig gegenüber stehen können —! Der Schaum tritt ihnen vor den Mund. Das Auge kehrt sein Weißes heraus. Unbekannt mit den Wirkungen der Leidenschaften, ohne Erfahrung über den Bau des menschlichen Körpers, den die

Brutalität der Bejahrteren zu schonen pflegt, wagen sie jede Beschädigung, jeden Stoß, jeden Biß, sollten sie selbst die edelsten Theile treffen. Vollends traurig, dann beobachten zu müssen, wie diese wuthschraubenden Knaben im Grunde nur die Herzlosigkeit ihrer Eltern oder älteren Brüder nachahmen und sich dieser Nachahmung und des Gedankens: Das wird an Dir gerührt, an Dir gepriesen werden —! vollkommen auch bewußt sind.

Gertruds Angst und Verlegenheit wuchs, als auch plötzlich die allgefürchtete Marlene in die Schulstube brach und mit einer aus Verzweiflung und Bosheit gemischten, wahrhaft wüthenden Gebehrde über Kinder, Bänke, Bücher, Scripturen und Schiefertafeln hinweg ihren Bruder beim Arm faßte und ihn aus dem Saale riß.

„Du sollst nach Hause kommen, Range!“ schrie sie. „Willst Du das Haus bewachen und die Kinder! Sie sagen, die Gensd'armen wollten uns holen —! Da muß ich in den Wald; Hennenhöft, der soll ja — — —“

Ein Schreien mehr als ein Schluchzen erstickte ihre Rede, während sie ihren Bruder am Arm zerrte und rückwärts zur Thür zurückschreitend alles niedertrat, was ihr in den Weg kam, selbst Gertrud, die den kleineren Kindern beistehen wollte gegen den Unhold, der aussah, wie wenn er eben erst aus den Federn gekommen. Daß ihr der Unterrock zu entfallen

drohte, womit sie als einzigem Ueberwurf erschienen war, mehrte noch ihren Zorn.

Der alte Nesselborn kam soeben die Stiege herunter. Sein Sohn war oben geblieben. Der Greis war in solchem Grade von dem aufregenden Gespräch ergriffen, so noch wie abwesend, daß er weder etwas von einem Einfangen von Wilddieben begriff, noch die Aufregung im Orte sah oder in dem Tumult, den er auf seinem Vorplatz zwischen der Hausthür und Treppe antraf, etwas andres als eine neue gewaltfame Entführung des verwilderten Schulverächters erkennen konnte. Da war ihm jetzt grade Galle genug im Blute, um mit gereizten Worten, die der Sprechweise des Volks angehörten, loszubrechen und für sein Alter rasch wie ein Windspiel auf die Marlene zuzuspringen und ihr den Einbruch in seine Heerde wie einen Raub zu verweisen, einen Diebstahl, den sie hier am hellen lichten Tage und vor Aller Augen zu begehen wagte.

Da schrie die verwilderte Dirne:

„Alter Taps, nimm Dich in Acht, daß ich Dir nicht die Hiebe zurückgebe, die ich von Deiner knöchernen Hand zuviel gekriegt habe! Meine Mutter ist schon lange aus, aus Dir in der Fabrik Stiefelwische zu machen —!“

Dieser fürchterlichen Rede folgte die frechste That. Das wie tollgewordene junge Frauenzimmer griff nach einem der Schemel, der noch vom gestrigen Tage, wo

diese unter den Lindenbäumen gestanden hatten, auf der Hausflur zurückgeblieben war, schwang ihn und würde den Greis getroffen und unfehlbar verwundet haben, wenn in diesem Augenblick nicht sein Sohn, der eben die Treppe herunterkam, hinzugesürzt wäre und sich der wüthenden Tochter des überführten Schmugglers, ja, der vielleicht um ihren Geliebten oder Verlobten Gekommenen entgegengeworfen und sie zurückgeschleudert hätte.

Der Greis lag ohnmächtig in des Sohnes Armen. Jetzt warf sich auch der kräftigere Theil der Schuljugend auf das bosshafte Frauenzimmer, drängte es hinaus und verfolgte es mit höhndem Pfeifen und Lärmen. Laut schimpfend ging sie dahin. Nante folgte kleinlaut und blickte zur Erde. Weider Heimgehen war wie ein Spießruthenlaufen durch's Dorf. Von allen geöffneten Thorwegen, allen Scheunen und Hütten kamen Männer und Frauen, sprachen laut ihre Schadenfreude, ihre Befriedigung über das auf die Bartels hereingebrochene Schicksal aus und drängten zum Schulhause hin, wo der alte Kesselborn immer noch im Arm seines Sohnes lag.

Unter solchen Umständen konnte heute Vormittag die Schule nicht stattfinden. Die Kinder wurden auf Nachmittag beschieden und entlassen. Gertrud war fortgerannt, um kaltes Wasser zu holen. Der Großvater wurde auf denselben Sessel gesetzt, der ihn in der Hand der jungen Furie hatte niederschmettern

sollen. Einige Zeit war der Alte ganz ohne Bewußtsein gewesen. Der Sohn ließ Essig kommen, den man in die Wasserschüssel goß. Mit dieser Mischung wusch er dem Vater Stirn und Schläfe. Er öffnete ihm die Weste, lockerte das Halstuch. Anfangs besorgte man einen Schlaganfall. Das ganze Haus füllte sich mit Menschen. Sie verzogen sich erst, als der Oberpfarrer um Ruhe und Schonung bat. Auch Pfarrer Peterenz war herbeigeeilt und griff an, den Alten in die oberen Zimmer zu bringen, wo er sich erholtte, dann weitere Hilfsleistung ablehnte und dem Sohn dankte, daß er im rechten Augenblick gekommen wäre. Möglich sonst, sagte er, daß er nicht mehr lebte.

Gertrud sah aus dem Unglück etwas Gutes entspringen. Sie flog hin und her. Erst war es das Entsetzen, das sie wie im Kreise wirbelte. Jetzt aber, wo die Gefahr vorüber schien, küßte sie dem Onkel hoffnungsvoll die Hände, die sie ihm getrocknet hatte, nannte ihn den Retter des Vaters und übertrieb die Kraft der Marlene, das Gewicht des Schemels, die Nähe, in der die Verwegene beim Großvater gestanden — alles nur, weil sie hoffte, nun würde der Großvater die Wünsche des Onkels erfüllen. Ei, dachte sie, das Vermögen soll mir ja doch bleiben und der gute Großvater, der sagt ja selbst, die Vene kann nicht mehr lange leben, aber ich lernte ja schon Schule halten, ich kann mich gewiß ernähren! Und der Onkel verspricht's zu verzinsen und wiederzugeben!



Er hat dem Großvater die höchsten Procente versprochen und Haus und Hof, Möbel und Geräth, Bücher und Werthsachen als Unterpfand —! Wenn ich doch nur den Schlüssel zu Großvaters Schrank hätte, ich gäbe dem Onkel gleich alles —! Sieht er doch gar zu traurig aus —!

Das Haus entleerte sich von Alten und Jungen. Draußen gab es schon wieder etwas Neues. Ein Pfeifen und höhrendes Schreien verfolgte die Marlene, die dem Walde zulief. Sie hatte sich in der Eile besser gekleidet und gegen den Regen ein grellrothes Tuch über den Kopf gebunden. Hinter dem Dorfe herum sah man sie querselbein laufen, der Anhöhe zu, in die Kornfelder, in die Hecken. Lange konnte man sie verfolgen. Lange mußten ihr auch die Zeichen des Spottes, vorzugsweise von den Frauen kommend, vernehmbar bleiben. Aber sie sah sich nicht um. Ohne Zweifel wollte sie Gewißheit über den Waldmeister haben, von dem sie im Gewirr der nächtlichen Ereignisse, an denen sie theilgenommen, nur in Erfahrung gebracht hatte, er wäre verwundet.

Pfarrer Peterenz wußte bereits mehr vom wahren Sachverhalt. Auf dem Schloß hatte er Hennenhöft in seinem Blut und verröthelnd angetroffen. Zwei Kugeln waren diesem, wahrscheinlich aus einer Doppelbüchse, durch die Brust gegangen. Es hatte nur nicht gleich allgemein bekannt werden sollen, weil der Oberinspector außer sich darüber war und die

größte Verantwortung besorgte. Er für sein Theil, sagte der würdige Geistliche, könnte hier nur Gottes Finger erblicken. Das tödtliche Blei hätte einen ungetreuen Verwalter getroffen, der sich gegen seine Herrschaft, die ihm soviel Gutes erwiesen, der größten Undankbarkeit schuldig gemacht hätte. „Von jeher war mir,“ fuhr der würdige Mann fort, „dieser Hennenhöft widerwärtig! Er konnte meinen Blick nicht ertragen. Vielleicht wußte er, daß ich mit einem Theil seines Vorlebens bekannt geworden war, doch dem Willen unseres Patronats Herrn gehorsamte und reinen Mund darüber hielt. Frau von Fernau hatte ihm wahrscheinlich die Abwendung einer großen Gefahr oder sonst einen Dienst zu verdanken oder es war Rücksicht auf Willfing, dessen Kamerad Hennenhöft in alten Zeiten gewesen. Welche einträgliche Stelle hatte er —! Er bekam Geschenke über Geschenke und durfte nur an die Baronin schreiben und jeder Wunsch wurde ihm gewährt.—! Und dennoch verleitete ihn dieser zuchtlose Maurer zur Genossenschaft für einen schon seit Jahren betriebenen Betrug der Herrschaft. Das irrfahrende Weib, die Knochensammlerin, war unverhohlen die Verkäuferin des geraubten Wilbes. Die Tochter diente als sinnlicher Köder für den jetzt auf der Bahre Liegenden — wer weiß, was alles in seiner Behausung betrieben wurde! In früheren Jahren war ein Gerücht verbreitet, man hätte unheimliche Töne, namentlich des Nachts unter den Trümmern des alten Klosters, die seine Wohnung

hilden halfen, vernommen —! Man will den Ruf eines Kindes, zuweilen ein Weinen gehört haben —! Niemanden ließ der Mensch in seine Nähe kommen. Selbst die frühere Magd, die er mitgebracht hatte, als er, ich glaube aus Frankreich, in sein Amt gekommen, durfte nur an der äußersten Spitze seines Anwesens wohnen —! Beobachten hat man wollen, daß er giftige Kräuter gesammelt und mit den Apothekern der Umgegend in einem Verkehr stand, der schon längst die Aufmerksamkeit der Behörden hätte auf sich ziehen sollen —! Sein Nachbar, der Förster, ist brav und zuverlässig. Ich höre, der Ueberfall fand statt an der Salzlecke, wo die Sippenschaft den Hirschen auf der Lauer lag. Anfangs sollen sie den Versuch gemacht haben, sich zur Wehre zu setzen —! Da mußte man zum Gebrauch der Schußwaffe schreiten. Die Kugeln, die den Hennenhöst trafen, sollen aus dem Doppelrohr des Jägersburschen Caspar gekommen sein. Als der Widerstand der saubern Gesellschaft gebrochen war, war der Förster außer sich und bejammerte den unehelichen Tod des ehemaligen Kameraden. Sofort, während die Andern auf Verfolgung der Missethäter begriffen waren, hat er sich über den Sterbenden geworfen, ihn nach seinen letzten Wünschen befragt, sich auch vorsichtig alles angeeignet, was sich bei ihm finden ließ. Gewiß kann manches davon über die geheimen Schliche des Bösewichts Auskunft geben. Willfing lief damit in

die Waldmeisterei und wird uns wohl bald einen Bericht erstatten —“

Der Pfarrer ging wieder. Der Oberinspector hatte ihn auf's Dringendste gebeten, ihm in den ersten Erhebungen dieses so unerfreulichen Vorfalles beizustehen. Die Post, mit welcher sein Amtsbruder nach Brudbach zurückkehren wollte, ging erst am Nachmittag, so daß sich das Abschiednehmen noch verschieben ließ.

Wieder waren Vater und Sohn allein. Der Erstere hatte sich erholt oder stellte sich wenigstens so. Rienhard zwang ihn, sich auf ein altes, mit gewürfeltem Kattun überzogenes Kanapé auszustrecken, legte ihm Bettkissen unter den Kopf und verlangte, er sollte die Erschütterung durch Ruhe zu überwinden suchen. Gertrud blieb wie die zwischen Himmel und Wasser hin und her flatternde Möve. Land, festen Ruhefesz gönnte sie sich nicht.

„Warum wendest Du Dich nicht für Dein Vorhaben an die Baronin —?“ fragte der Vater, dem sein Zwiespalt mit dem Sohn nicht aus dem Kopf wollte, obschon ihm wehe that, dem Sohn eine Festigkeit zeigen zu müssen, die diesem nach dem letzten Vorfall beinahe lieblos erscheinen konnte.

„Ich that es ja schon — Sie schlug mir mein Gesuch rundweg ab —!“

„Seltsam —! Diese reiche Frau! Die uns immer so gnädig gewesen —! Mir hat sie diese

Schulstelle — Deiner Frau so viele Geschenke gegeben —!“

„Ich konnte mich auch nicht in ihren Refüs finden. Ich hatte sie schon vor einem Jahr um zehntausend Thaler zu diesem Behuf gebeten. Auch damals schlug sie mir meine Bitte ab. Jetzt, wo ich sie erneuerte, antwortete mir sogar Fernau statt ihrer. Er entschuldigte sich und seine Frau —“

„Diese steinreichen Leute —! Aber Du sollst ja auch einst gegen die Baronin —“

„Was —?“

Der Vater wollte nicht recht heraus mit der Sprache. Dann sagte er, halb vorwurfsvoll und halb mit Lächeln:

„Du hast sie ja besungen, hör' ich, und —“

„Ein thörichter Kauf, der mich vor Jahren ergriffen hatte —“ gestand Rienhard mit Erröthen zu. „Es ist manches Jahr darüber hingegangen. Ich war damals erschüttert von ihrem Bruch mit Wildenschwert, den ich haßte, seiner Ansichten wegen und weil er meiner Frau in so auffallender Weise den Hof machte. Als es dann eine Frau von Fernau gab, mußte ich besorgen, daß die Briefe, die ich allerdings der in der Welt Herumreisenden nachzuschicken gewagt hatte, Briefe jedoch, die unverfänglich und nur der Ausdruck meiner damaligen tiefen Gemüthsverstimmung waren, lästig fielen. Nach einigen Jahren sah ich die Baronin wieder. Doch war sie so außerordentlich gütig

gegen mich, daß ich meine Besinnung zusammennehmen mußte, um mit klaren Augen zu sehen und mir einzu-  
zuprägen, wie sehr sie lediglich den Baron liebte —!  
Jetzt sind wir alle durch unser Haar an das erinnert,  
was sich für uns ziemt —“

„Der Graf scheint verschollen zu sein —“

„Doch nicht —! Er ist in den Dienst der Regierung zurückgegangen und macht jetzt merkwürdige Reisen für unsere Handelsverbindungen — sogar an der Spitze eines Geschwaders, das unsere Consulate unterstützen soll —“

„Versuche die Anfrage noch einmal —!“

„Zum Drittenmal? Nein, die frühere Theilnahme für uns und Andere hatte wahrscheinlich nur den Grund, der verblendeten Frau Bundesgenossen zu verschaffen —“

„Wofür —?“

„Damals galt es, einen inneren Schaden zu verdecken. Brauchen wir Beistand von der öffentlichen Meinung, dann kann man uns um den Finger wickeln —“

„Ich denke, ihre Söhne wachsen heran. Da halten Eltern das Ihrige zusammen —“

„Der Baron ist ein Verschwenker — Das ungeheure Vermögen soll durch seinen Leichtsinn zusammengesmolzen sein —“

„Hier spürt man nichts davon —“

„Hätte Graf Wildenschwert den Besitzstand behalten, so würde er sich gemehrt haben. Ich verachtete früher den Mann. Ich Thor —! Wildenschwert war ein

Mann von Geist und Energie! Gab er aus, so wußte die Welt warum. Die Frau hat an dem Mann unverantwortlich gehandelt —“

„Jetzt mit Einem mal —? O, wie bist Du so wetterwendisch! Früher sprachst Du anders —! Da nanntest Du den Grafen einen Pedanten, mit dem eine Frau von — was weiß ich! Poesie glaube ich, nicht gleichen Schritt hätte halten können —! Freilich hatte sie damals Deiner Frau einen kostbaren türkischen Shawl geschenkt. Sieh, Lienhard, auch jetzt sprichst Du wieder — nur Deiner Frau nach —!“

„Beginne nicht von Neuem —!“

Lienhard wandte sich dem Fenster zu. Der Vater lenkte ein.

„Die Baronin ist manchmal milde wie Del und manchmal so scharf wie Essig!“ sagte er. „Alle Weihnacht schickt sie mir ein Sümmechen Geld, das mir zu meinen Neujahrsrechnungen zu Statten kommt. Aber immer spielt sie dabei einen Trumpf aus, ein hartes Wort für die Schule. Als sie einmal vor Jahren hier im Orte war, verwandelte sich ihr fast schreckhaft die Miene, als sie in die Schule und unter die Kinder trat. Sie zog die Augenbrauen zusammen, drückte ihren Shawl fest über die Schultern, blickte nur so in die Schulstube hinein und murmelte: Schulmeister, ich habe selbst Kinder! Ich kenne die Verantwortung von Eltern und Lehrern! Aber mir graut, sprach sie und wie sich schüttelnd, vor dem Gedanken, daß Kinder

müßrathen und eine Geißel ihrer Eltern werden können — da graut mir manchmal vor Kindern —! Hat sie Dir für ihre abschlägigen Antworten keinen Grund angegeben —?“

Der Sohn schwieg anfangs. Für sich gestand er sich, daß ihm die Baronin seine Bitte mit ähnlichen Motiven abgeschlagen hatte. Dann zog er sein Portefeuille aus der Brusttasche, öffnete es und zeigte dem Vater ein Billet, das die Antwort der ehemaligen Gräfin Wildenschwert enthielt.

Der Alte sah sich nach seiner Brille um. Da las dann lieber der Sohn selbst:

„Ich bin nicht für die Institutserziehung. Eltern sollen selbst ihre Augen auf die Kinder richten und zu jeder Stunde. Eltern sollen sich nicht von fremder Hand Ruthen binden lassen. Denn das werden zu- meist Kinder, die wir nicht selbst erzogen haben. Bleiben Sie bei Ihrem Beruf, Messelborn! Sie können von der Kanzel herab —“

Der Vater ergänzte aus sich selbst und mit gehobener Stimme die Vorlesung, die der Sohn mit verächtlicher Miene abbrechen wollte.

„Mehr für die Schule thun!“ fiel der Greis ein. „Die Kanzel predigt den Eltern! Wo nicht das Haus die Schule unterstützt, da ist alle gute Aus- saat des Unterrichts verloren —!“

Der Alte fühlte ja noch in allen Nerven die Widersegligkeit des Hauses gegen die Schule. Im



Wesentlichen mochte der Schluß des Briefes der Baronin ebenso gelautet haben.

Doch ebenfalls erregt, ebenfalls gehoben, rief Lienhard, den Brief zusammenknitternd:

„Und eben weil das Haus seine Pflicht nicht erfüllt beim großen Werk der Volks-, National-, der Menschenerziehung, so soll dies die Schule, das heilige Lehramt übernehmen! Der Schulmeister muß Menschen bilden, die den Namen Mensch verdienen, falls es der Staat nicht thut —! „Weib, was hab' ich mit Dir zu schaffen?“ rief einst sogar der Erlöser seiner Mutter zu und sonderte damit sein Wirken vom Hause ab, vom engen Begriff der Familie. Die Welt war sein Haus, die Menschheit wurde seine Familie! Sparta zog ein Heldengeschlecht, weil es die Kinder den Händen der Eltern entriß und sie als die Hoffnungen des Vaterlandes vom Vaterland erziehen ließ. Unser Meister Pestalozzi entzog gleichfalls dem Hause die Kinder. Er entführte sie mit Gewalt den Vorurtheilen, der Trägheit, der Dummheit, dem Schmutz und kleidete sie in die reinen, weißen Gewänder der Lehre. Er wusch, er kämpte sie physisch — den verwilderten Eltern zum Trost. Elternerziehung! Fortimpfung des Egoismus, der kleinlichen Gesellschaftsmühlerei, der Meibisance auf einen Besuch, der eben gegangen, des falschen süßen Lächelns auf einen, der eben kommt —! Principlosigkeit, Naturalismus an allen Ecken und Enden —! Unterdrückung



der jüngern Geschwister durch die älteren. Haus-  
 zehung —! Was heißt sie? Mütter, die ihr Naturell an  
 ihren Kindern anstoben, Väter, die unter ihrem Beruf  
 leuchten und den Kindern alles hingehen lassen wie es  
 eben geht, weil sie Ruhe haben wollen um jeden Preis  
 und den letzten Rest ihrer ohnehin auf ewig verspiel-  
 ten Lebenspoesie in — einer Cigarre, in einer Partie  
 Billard auf dem Casino finden —! Hausziehung —!  
 Mein Programm wird diese Hausziehung schildern.  
 Es wird die Schule nicht unter, sondern neben die  
 Kirche stellen, nicht die Kirche einer bestimmten con-  
 fessionellen Einseitigkeit — davon werde ich himmel-  
 weit entfernt sein! Nein, neben den Tempel der  
 Menschheit, der auch der Tempel der Gottheit ist —  
 denn der vollendete Mensch das ist das reinste, das  
 duftendste Opfer, das dem Urgrund der Dinge, dem  
 Schöpfer Himmels und Erden gebracht werden kann!  
 Stehe mir bei, Vater, ich beschwöre Dich, zur Er-  
 reichung dieses Ziels! Denk' an die Stunden bei  
 Deinem seligen Ballauf zurück! An Deine eigene Be-  
 geisterung, die Dich von der Hobelbank an die Schul-  
 bank getrieben hat, denk' an den Segen, den Du schon  
 verbreitet hast, an die Liebe Deiner Kinder, Deiner Vor-  
 gesetzten —! Vater, ich gelobe Dir, ich werde Gertrud  
 ein Beschützer sein, wie Du es ihr bist. Auch nicht ein  
 Pfennig soll ihr entzogen werden von dem Ihrigen,  
 ihre Zukunft mag sich gestalten wie sie wolle —“

In diesem Augenblick klinkte Gertrud die Neben-

thür, die Thür des von ihr geordneten Schlafgemachs des Großvaters auf. Noch hatte sie den Staubwedel in der Hand. Das beängstigte Kind drückte diesen, wie eine Friedenspalme, dicht an die Brust mit bittender Gebärde und warf aus der Ferne, sich an der Schwelle haltend, dies, um sogleich entfliehen zu können, wenn ihr Vorwitz bestraft werden würde, einen Blick auf den Großvater, der sich erschrocken umsah, einen Blick, der einen Stein hätte erweichen können. Sie begleitete denselben mit dem halberstickten, doch laut eingesetzten Ruf:

„Aber Großväterchen —! So thu's doch —!“

Wie sich aber im Menschen die Gedankengänge festsam bilden, so auch hier.

Aus dem Bilde, das Rienhard von den Mängeln der Häuserziehung entwarf, entnahm nur der Vater die herbste Erinnerung, die den Sohn befallen hätte aus seiner eigenen Lebenserfahrung mit der schönen Mohrenkopfhedwig und deren Töchtern. Er entnahm nur des Sohnes Reue über die für seine Lebensgefährtin getroffene Wahl. Er entnahm nur die trüben Stunden, die dem Vater Gattin und Töchter bereiteten, nur die Sehnsucht dieser vergnügnngsflüchtigen Frauen, in eine große Stadt versetzt zu werden und sich unter Einbrüden zu tummeln, die ihnen weniger Zwang auferlegten, als das Predigtamt.

Da rief er der Enkelin mit gebieterisch ausgestrecktem Zeigefinger ein: „Hinaus —!“ und deut

Sohne wiederholte er sein entschiedenes „Nein!“ Das war wie von Eichenholz dann, fest und knorrig. Ein Schulmeister lernt zeitig Charakter haben. Das sagte er nicht, aber er verrieth's.

Den Kampf des Sohnes gegen diesen Ausbruch des alle Selbstbeherrschung preisgebenden väterlichen Unwillens unterbrach ein erneuerter Lärm auf der Straße.

Stimmen, die laut durcheinander sprachen, wurden vernehmbar. Ein Wagen fuhr langsam vorüber. Säbellappern erscholl. Man sah hinaus und wurde eines Trauerzuges gewahr. Auf einem, von zwei Ochsen gezogenen Leiterwagen lag eine geschwärzte Decke, die ohne Zweifel den entseelten Körper des Waldmeisters barg. Angebunden an den Wagen folgten ihm eine Frau und fünf Männer. Der Eine, der noch ein Tuch um die Stirn trug wie ein Verwundeter, war Bartel, der Maurer. An den weißen Kitteln von zwei Andern ersah man, daß sie demselben Handwerk angehörten. Zwei junge Bursche mußten Bauernbursche der Umgegend sein. Das beschämt niederblickende Weib, mit einem Tragkorbe auf dem Rücken, war die Mutter der Marlene. Die Frauen brühten ihren Widerwillen gegen diese übelberufenen Menschen laut aus. Die Männer schwiegen. Der ganze Zug von Gensdarmen und einigen mit Kitteln versehenen Knechten des Barons Tümppling bewegte sich dem Inquisitoriat der nächsten Stadt zu, wo auch die

Leiche des Waldmeisters die Beschau des Physikats zu gewärtigen hatte.

Der mit seiner ganzen Lebensstellung zerfallene Lienhard murmelte vor sich hin:

„Auch das sind Opfer einer verfehlten Einrichtung unserer Gesellschaft! Die Natur schenkt mit voller Hand! Warum soll man nicht nehmen —? In unserer Brust stehen andere Gesetze als im allgemeinen Landrecht —!“

„Canailles sind's!“ rief sein Vater entrüstet. Dem innersten Zwiespalt zwischen Vater und Sohn würde jener jetzt noch nach anderer Richtung hin Ausdruck gegeben haben, wenn nicht Pfarrer Peterenz wieder eingetreten wäre und beide heute ohnehin feiernden Männer aufgefordert hätte, ihn und den Oberinspector zu begleiten zum Besuch der Waldmeisterei, wo es galt, sich so schnell als möglich in Besitz alles für die Herrschaft wichtigen Eigenthums zu setzen, auf alles Geschriebene Beschlagnahme zu legen und dem Förster Wülfling, der diese Arbeit schon begonnen hätte, beizustehen.

Das Wetter fing an sich aufzuhellen. Streifen blauen Himmels traten hinter den grauen Nebelvorhängen heraus. Es regnete nicht mehr.

Schon um von den Stimmungen des tiefsten Unmuths frei zu werden und sich in einem sie beide gleich viel und gleich wenig interessirenden dritten Gegenstande wieder zu vereinigen, entschlossen sich Vater

und Sohn, der Aufforderung zu folgen, nahmen Hüte und Regenschirme und gingen mit dem Ortspfarrer zum Schlosse hinauf, von wo sich zur beabsichtigten Inventaraufnahme eine kleine Karavane in Bewegung setzen wollte. Der alte Schulmeister hatte gestählte Nerven. Die ihm gegönnt gewesene kurze Ruhe hatte ihn schon leidlich wieder in's Gleichgewicht gebracht.

Vienhard war nicht in solchem Grade zerstreut, daß er nicht noch hätte in die Küche sehen sollen, wo Gertrud grade mit dem Kartoffelschälen für die Mittagsmahlzeit beschäftigt war. Als sie aufstehen wollte, drückte er sie sanft nieder, streichelte ihre Stirn, sah ihr eine Weile in die verlegen niederblickenden Augen und sprach liebevoll:

„Du hast es gut mit mir gemeint! Werb' es Dir auch nicht vergessen —!“

## Zwölftes Kapitel.

---

Mit dem tiefsten Schmerz hatte Wülfing gesehen, welche Anstalten der ritterschaftliche Nachbar an der Salzlecke getroffen hatte, um sich sein Jagdbergnügen künftighin minder gestört zu erhalten.

Ein förmlicher „kleiner Krieg“ wurde in Scene gesetzt.

Wülfing versuchte zu scherzen, als er mit seinem Caspar, der ihn mit allerlei Unterhaltung begleitet hatte, an der Wolfsbalde eintraf und die strategische Unternehmung sich entwickeln sah. „Sie hätten nur noch Cavallerie und Artillerie aufbieten sollen, Herr Rittmeister, und die Schlacht bei Leipzig —“

„Wäre vollständig gewesen —“ hatte der Schnelldenker schon hinzugefügt. Denn nicht minder hatte auch dieser es für seine Pflicht gehalten, bei einer so nachdrücklichen Unternehmung anwesend zu sein. Die Abschiedscene vom Hause, die er hatte aufführen müssen, schilderte er nicht. Er fürchtete die Herzen der Männer zu erweichen, namentlich der „Volontärs,“ die sich freiwillig,

richtiger, aufgeboten, angeschlossen hatten und auf einen verzweifelten Widerstand gefaßt sein sollten.

Der Mond war aufgegangen und der stillere Theil des Nachtbildes entwickelte sich. Von einem dichten Gehölz aus wurden die Lauscher alles dessen ansichtig, was sich rings um sie her begab. Es war ein Tannengehölz, wo sie postirten, hochgelegen, freie Bewegung gestattend, rings aber von Buschwerk, Haselnußgesträuch, Hirschlorberhecken eingeschlossen.

Vorsichtig erschienen erst die durch die Auffrischung der in einem Wiesenrain befindlichen Salzlecke angezogenen Hirsche. Es waren fast so viel wie Willfing als noch vorhanden angegeben hatte. Die Thiere kamen rudelweise. Die jüngern Thiere folgten den wegweisenden Alten. Die Geweihe ragten über die forschend ausgestreckten Köpfe empor. Sie hielten sich dicht an den mächtigen Stämmen eines Eichwaldes, immer den Schatten suchend, das Licht vermeidend, ja wie erschreckt durch ihren eigenen Widerschein.

Jetzt steigen sie abwärts, dem Wiesenrain zu. Alles ist still. Nur aus weiter Ferne hört man zuweilen das Bellen eines Hundes, das Schlagen einer Thurmuhr, das Rauschen einer Mühle.

Die Thiere schlürfen die ihnen wohlthuende, kräftige Soole ein. Der Muthwille, die Streittlust regt sich. Die Geweihe kreuzen sich. Doch kommt es zu keinem jener erbitterten Kämpfe, die unter



Hirschen zuweilen wie ein Zweikampf ausgefochten werden; die übrigen Genossen stehen dann ringsum wie Kampfrichter.

Jetzt wird es lebendig vom Wäbicht her. Wäbicht hieß eine in alter Zeit angelegte Baumschule, an welcher man das spätere Verfehen der herangewachsenen Bäume vergessen hatte und die nun ein Bild der über-raschendsten Regelmäßigkeit bot, den „Waben“ oder Zellen eines Bienenstocks ähnlich. Mächtige, hochragende Bäume standen hier beisammen, deren Kronen ineinander gewachsen waren, da sie nicht Raum zur Ausbreitung gefunden hatten, ein seltsam künstlicher Urwald wenigstens in den Kronen. Diese waren so dicht, daß schon oft im Scherz gesagt wurde, es ließen sich darin Hütten bauen.

Und in der That schien es, als wenn sich eine Bewegung aus diesen Laubkronen entwickelte. Auf ihnen ließ sich lauern und hocken, sicher abwarten, was in die so regelmäßig angelegten Gänge des Wäbicht eintrat an Gethier oder an Menschen. Hier war es oft schon Wülfing gewesen, als hätte er über sich her Stimmen vernommen, so daß er hinaufgerufen, wer über ihm sei, worauf ihm geisterhafte Stille geantwortet, bis er sich entfernte mit dem vor sich hin, aber niemals recht sicher gesprochenen Worte: Es müssen wol Luchse oder wilde Katzen sein —!

Die Raubschützen treten aus dem Wäbicht. Die wie Waben [Wafen, Waffen, Wäffen, Striemen — auch am Waffeisen —] so regelmäßig gebildeten Baum-

reihen lassen, vom schrägfällenden Mondenlicht erhellt, weithin Karren erkennen, in denen die Hirsche, die erlegten, entführt werden sollen.

Der erste Schuß fällt. Da liegt ein prächtiger Ahtender vom tödtlichen Blei getroffen. Der Schütze war Bartel. Alle erkennen den Thäter und jetzt wird auch Hennenhöst erkannt — der Waldmeister unter den Waldfrevlern —!

Wülfing hört und sieht nicht die Commandos des Rittmeisters, die mehr in Zeichen, als in Worten bestehen. Der Ausgang des gewählten Standplatzes war früher schon durch die Heckenbucht gehauen worden. Darübergelegte Zweige hatten ihn verdeckt gehalten. Ohne Geräusch verließ das Aufgebot seinen Standort und vertheilte sich abwärts steigend nach verschiedenen Richtungen. Es galt die Salzecke zu umzingeln, sich nach allen Seiten hin schußgerecht aufzustellen und den Rückzug in's Wäbicht abzuschneiden. Denn dorthin gab es keine Verfolgung. So regelmäßig es ausfah, der Schein täufchte. Dieser Baumgarten war eine Wildniß. Ein Weg legte sich vor den andern, eine Baumreihe kreuzte die andere. Wer unten nicht weiter kommen konnte, flüchtete sich in die Wipfel. So fliehen und greifen die Wilden in Amerika ein.

Bald entbrennt der Kampf. Schuß auf Schuß fällt. Als Wülfing Hennenhöst erkannt hatte, blieb er beim Schnelldenker zurück, dessen Herz hörbar

klopfte. Auch Wülfing hatte jetzt nur Füße, die ihm wie mit Ketten an den Boden gebunden schienen. Erst das muthige Schreien der Angreifer bestimmte ihn, sich loszureißen. Schmach und Schande, Du stehst wie angewurzelt, ein müßiger Zuschauer —! Wülfing bricht sich Bahn, geradeaus, die Parole modelnd nach dem Augenblick — die hin und her fliegenden Kugeln schrecken ihn nicht. Auch war der Sieg schon so gut wie errungen. Die Einen fliehen, die Andern sind gefangen. Vor ihm liegt Hennenhöft, zum Tod getroffen.

Noch erkennt dieser den Kameraden. Noch deutet der Unselige mit krampfhaftgehobenem Arm auf die röchelnde Brust. Noch will er sprechen. Abgerissene Flüche treten auf den Mund, dem bald ein Starrkrampf die Lippen offen stehen läßt. „Gräfin — Kind — Sohn —“ lauten die Entsezensworte, die Hennenhöft noch herstorßt. Der Arm des Sterbenden streckt sich, um auf die Ferne zu deuten. „Nicht Amerika —!“ ist der letzte noch articulirte Laut, den Wülfing versteht. Ein Jammern erstickt die Rede des Sterbenden, ein Ton, als fühlte er ein Entsezen eigener Art, die Verzweiflung über ein noch Unvollendetes. Der Sterbende will sich erheben. Wülfing will ihm helfen. Jener rüttelt sich, wälzt sich. Die Hand tastet auf die Brust. Wülfings eigenen Händen, die die Hände des Sterbenden beruhigen, festhalten wollen, wird ein Schlüssel fühlbar. Diesen ergreift er, steckt ihn zu sich, auch die Börse des Sterbenden. Er erinnerte sich, daß in ihr das

Waldmeisters übrige Schlüssel staken. Ein Instinkt leitete ihn bei Allem. Die Stimme des Weltgerichts, den Posaumenton des Auferstehungstages glaubt er zu hören, der ihm spricht: Das muß alles so sein —! Du mußt sein Todtengräber werden und ehe die Sonne über diese schuldbesleckte Erde aufgeht, mußt Du an Ort und Stelle in der Waldmeisterei zerstören, was nur irgendwie zerstört werden kann —!

Darüber näherten sich die Andern.

Hennenhöft ist todt. Caspar, Wülfings älterer Knappe, ein Bauernsohn aus der Gegend, Schütze mit Leidenschaft, rühmt sich, seinem Blei zweimal auf ihn die Richte gegeben zu haben. Der Rittmeister triumphiert. Die Gensdarmen knebeln die Gefangenen. Ein vollständiger Sieg war errungen. Von dem Abenteuer gab es auf Jahre zu erzählen. An den Karren ergriff man die Hexe, die Knochenfömmlerin, die Verwandlerin der Kirchhölse in Stiefelwische — „Glanz der Unsterblichkeit!“ wie der Rittmeister ausrief. Mit einer Handkoppel, die er von den Hüften loswand, hieb er der Alten einen Willkomm über den Rücken. Die freche Familie hatte zuerst jene Ausdrücke über den Stoffwechsel der Knochen aufgebracht, wie Marlenens gestrige Uebermuthsrede zum Schulmeister bewies.

Wülfing durste sich schon sein Gesicht mit beiden Händen bedecken. Jeder glaubte ihm, daß er sich für seine Herrschaft, seinen Nachbar, seinen Collegen, seinen Wald schämte. Niemand fand ein Arg darin,

daß er spornstreichs davonlief und den Uebrigen den Transport des Todten, der Gefangenen, der gefallenen Hirsche überließ. Daß er die Sachen des Waldmeisters, auch die Uhr an sich genommen hatte, wie er bekannte, fand man in der Ordnung. Man ließ den erschütterten, todtenblaß und vom Mond beschienen selbst wie eine Leiche aussehenden Mann im Walde zurück oder hieß ihn zu seinem Weibe eilen. Caspar blieb bei den Trophäen seiner That.

„Gräfin — Kind — Sohn —!“ Und „Nicht Amerika —!“ Das war das Echo, das dem Dahintausmeluben jedes Baumblatt wiederholte, jeder Windhauch noch verstärkte. An den Schlüssel, an die Börse tastete er, als ob er die Siegel der ewigen Gerechtigkeit, ehe sie erbrochen, die Jornschaalen des Himmels, ehe sie ausgegossen, in Händen hielt. Er strauchelte. Sein Fuß, sonst so fest und sicher, glitt an Stellen aus, die ihm bekannt waren wie die Fläche seiner Hand. Jetzt sah er Thiere, die er lange schon gesucht, Raubthiere der kleinen, schleichenden Art, Iltisse, Marber — er konnte nicht verweilen und sich die Stellen merken, wo sie in einem der moosbewachsenen Felsblöcke verschwanden, die sich wie erratisch hineingeworfen mitten im Walde befanden. Das kam wie vom Geistersehen. Seine Augen hatten nichts als Licht und der Wald wurde doch dunkler und dunkler. Der Mond trat hinter die heraufziehenden Wolken. Ein Wetter drohte. Schon bewegten sich rascher um ihn her die Blätter. Schon

erwachte, unsanft aufgerüttelt, die vor wenig Stunden noch so friedlich in Schlummer gewiegte Natur.

Die Ruhe seines Weibes mochte er noch nicht führen. Wie von Furien gejagt, umging er sein Haus. Er ließ die Hunde bellen, die seine Nähe witterten. Ihm galt es nur, einen Vorsprung zu gewinnen, keine Minute zu verlieren vor'm — Sich=öffnen der Gräber.

Waren es denn die Schrecken des eigenen Gewissens, die ihn so dahinjagten mit verstörtem Angesicht —? Mußte er sich Hennenhöf's Mörder nennen —? Solche Gedanken stetschten ihn an wie die Zähne aus dem Munde lachender Teufel. Hast ja alles geschehen lassen, wie es ging! Die Kugeln, die ihn auf ewig verstummen ließen, kamen Dir ja recht —! Was Du wünschtest und durch Andre geschehen liebest, das hast du auch gewollt —! Er hörte sie triumphiren die Versuchungen seines Herzens. Halloh! Das war der wilde Jäger, der auf wiehernden Pferdegerippen, mit knallenden Peitschen und verstimmten Jagdhörnern durch den Forst ritt, Er immer mit ihm, Er kameradschaftlich vom Junker mit den Feueraugen auf's Roß gezogen, festgehalten, festgedrückt mit knöchernen Armen, eine Beute für die ewige Verdammniß.

Drum vollendete sich aber doch sein nächstes Beginnen. Er erreichte die Waldmeisterei, die einsame herrenlose Wohnung. Zwei mächtige Hunde rissen an der Kette. Ihr Heulen war wie Klaggerheul um

den gefallenen Herrn, dessen Blut sie vielleicht an Wölfings Kleidern rochen. Zwei Hütten schützten die Hunde vor dem Regen, dessen der Jäger nicht achtete. Jetzt stieg er etwas nach abwärts. Sein Auge, sein Fuß fanden sich zurecht. Hier die langen Schuppen für die Rinden, die zum nächsten Aufstreich bestimmt waren — immer war's ein lustiger Tag, wenn die Gerber von zehn Meilen in der Runde kamen und sich überboten und ihre Käufe durch ein Gelag beschloffen, wo beim Trinken Einer die Auktions-Finten des Andern auslachte. Dort die langen Dächer, unter denen die Kohlen aufgehäuft lagen. Rechts und links wandelte man durch schwarzes Geröll oder durch Rohe. Ein Gelag galt den Tannenzapfen, die einen Handelsartikel bis zur Residenz hin bildeten. Da lag das kleine Häuschen, halb in die Erde gebaut. Eine offene Stiege führte hinter ihm her in die Trümmer des Klosters, wo ein Roß stand in einem halb darüber, halb darangebauten Stall und eine Ziege meckerte. Düstere Tannen hatten auf den Trümmern Wurzeln gefaßt und überragten die Niederlassung, die jetzt völlig menschenleer war. Die Arbeiter wohnten zerstreut im Walde und in den Ortschaften rings und kamen erst des Morgens hierher mit frühster Sonne.

Der wie von einem räthselhaften Ruf Gezogene trat an's Haus, zog den Schlüssel, drückte auf die Klinke. Sie gab sogleich nach. Das Haus hatte offen gestanden —! Die ganze Nacht hindurch —!

Da, dachte der Jäger, der sein Herz pochen hörte, da kann es drinnen keine Geheimnisse geben —!

Eine Raze mit funkelnden Augen stellte sich gegen ihn an. Er machte Licht. Ein Jäger im Walde ist nie in Verlegenheit, sich gegen die ihn überfallende Nacht sicher zu stellen. Selbst ein kurzes Wachsende fehlte in seiner Tasche nicht, das so lange vorhielt, bis er hier eine Laterne gefunden hatte, die er anzündete. Alles lag todt und still und keineswegs ungeordnet. Zu stehlen gab es hier wenig. Er sah Schränke. Sie standen offen oder die Schlüssel staken. Nach dem Schlüssel, den er mitgebracht, griff er umkehrte zur Hausthür zurück. An dieser paßte er nicht. Warum griff der Sterbende so hastig nach diesem Schlüssel —? Wülfing probirte ihn an der Küche, der Schlafkammer, an einer Kommode. Nirgends paßte der seltsam geformte Bart. Es war ein starker, großer Schlüssel, der eine Thür von Gewicht voraussetzte. Wie besinnungslos trat Wülfing in den Regen hinaus, leuchtete mit der Laterne. Die Schuppen waren durch Holzriegel gewahrt. Wohin führte dieser Schlüssel?

Jetzt fiel ihm, wie er rathlos da stand, die Börse ein. Das darin enthaltene Geld klümmerte ihn wenig. Es lagen noch zwei Schlüssel darin unter zusammengeballten Papierthalern und großen und kleinen Münzsorten. Wohin führen diese beiden —? Nirgends sah er verschlossene Schränke. Er betastete die Wände, zog alle Tisch- und Kommodenkasten heraus. Da fand er



endlich auch Papiere. Doch enthielten sie nur Verwaltungsnotizen. Einen Stehpult klappte er auf. Da lagen Rechnungen. Wohin er blickte, nichts von Briefen, Aufzeichnungen verdächtiger Art, nirgends die Spuren von Geld, dessen doch Hennenhöft ein Ansehnliches zusammengescharrt haben mußte. Sein Refrain war von je gewesen: Noch kommt mir eine lustige Zeit! Dann spiel' ich auf wie ein Baron —!

In gesteigerter Urruhe, ungewiß, ob er sich diese Erfolglosigkeit seines Ueberfalls der verlassenen Wohnung zum Guten oder zum Schlimmen deuten sollte, fiel sein Auge auf einen Sack in der Küche. Das war jener Brotsack, den sich Hennenhöft selbst füllen zu lassen pflegte, selbst heimtrug. Auffallend war ihm, wie groß noch darin der Vorrath an Brot war. Das ist doch keine Ahnung für eine einzige Person —! sagte er sich und grauenhaft schoß ihm wieder der Gedanke durch den Kopf: Wer theilt denn mit ihm? Dann sagte er sich: Oft genug hatte er Gäste! Wein und Bier und schärfere geistige Getränke vermehren den Appetit —! Letztre hatte er in den Spinden der Küche erblickt. Rathlos betrachtete er die drei Schlüssel. Sie waren nicht etwa verrostet, sondern glatt und blank wie von täglichem Gebrauch.

Erschöpft setzte er sich auf einen Schemel. Vom Licht wurde ein Vogel scheu in einem grünen, halb verhangenen Käfig an der Wand. Das Thier flatterte hin und her und ließ einige Laute von sich.

hören, wie sich Irrend in der Zeit. Es war eine Blaudrossel, selten in dieser Gegend und ein besonders werthvolles Exemplar, das abgerichtet war auf gewisse Tonweisen. Eine Wanduhr schlug dazu Drei. Der Vogel glaubte die Schläge erwiedern zu müssen und machte einige Ansätze zum Pfeifen, die nicht recht vorwärts gehen wollten. Die Raze umschmurrte den ihr kaum bekannten Förster. Sicher hatte er etwas an sich von ihrem Herrn.

Der Regen schlug an die Fenster. Der Morgen kündigte sich noch durch keinen Lichtstreifen an. Der Vorsprung, den Wülfing gefunden hatte, war beträchtlich. Dennoch ging er so ungenutzt vorüber! Diese Schlüssel müssen zu seinen Geheimnissen führen! dachte er in Verzweiflung. Denn wo hat er sein Geld liegen? Wo seine falschen Dienstzeugnisse, seine andern, seine richtigen Anstellungsdecrete, wo so manchen wichtigen Brief vielleicht von unserer Baronin, Briefe, die doch gewiß seine schlaue, mit den Jahren immer tückischer gewordene Berechnung sorgfältig aufbewahrt hielt. —?

Nach einer Weile dumpfen Prätens erhob sich der völlig rathlos Gewordene. Noch einmal pochte er an die Wände, bestreifte sie mit den Händen von oben bis unten, ob er nicht ein Schlüsselloch fände; dann, als alles vergebens war, trat er wieder unter die Hausthür, die er öffnete, um sich draußen umzuschauen.

Da fiel ihm auf, daß die Raze hinauspraug

und trotz des Regens, den kein Thier so scheut, wie die Miniaturausgabe des Tigers, die Anhöhe hinter dem Hause hinaufsprang, wo sie plötzlich im Dunkeln verschwand. Der Förster nahm die Laterne, die Schlüssel und folgte dem Thiere.

Zwar war der Schein des Lichtes matt, ließ aber den Dahintastenden unterscheiden, daß zur Rechten von der Anhöhe eine hölzerne verwitterte Treppe hinaufführte in die Speicher, zwischen aber niedergetretenes Gras und eine natürliche Stufenbildung im grassbewachsenen Hügel einen anderen Gang bezeichnete, dem er folgte.

Hier kam er gleichfalls an Schuppendächer, wie die Lage. Aber auch für Menschenfuß schienen sie überschreitbar zu sein. Er untersah, daß sich der Weg über den kleinen Hügel auf dem Dach fortsetzte. Links und rechts auf dem Dach war die Färbung durch Wind und Wetter eine andere, als auf einem einzigen schmalen Streifen, der sich quer hinüberzog. Diesem folgte er.

Nun aber kam ein tiefer Spalt. Der Schuppen war in eine Enge hineingebaut, die nach der einen Seite Reste des alten zerstörten Klosters zeigte. Der Spalt war so schmal, daß der Jäger nicht unterscheiden konnte, ob die von Gras überwucherte alte Mauer eine Oeffnung hatte, oder nicht. Wie sollte er hier hinübersteigen. —!

Die Lage, die ihm nur ab und zu neben ihm

sichtbar wurde, sprang über den Spalt hinüber. Er that es ihr nach. Das Gegenüber hielt. Gemäuer senkte sich in eine mit Unkraut wild überwachsene Mulde, die wiederum in einen Bretterschuppen endigte. Letzterer schien ohne Eingang zu sein und lag vielleicht nach der andern, nicht sichtbaren Seite hin offen. Doch schien eine Reihe von Steinen einen Weg zu bilden, der um den Schuppen herumführte.

Da der Boden weich, jetzt während des Regens glatt und nachgiebig war, so thaten die Steine gute Dienste. Der emsig Spähende, gezogen wie von einer magischen Gewalt, wählte einen derselben nach dem andern. Die Kaze war verschwunden. Jetzt aber stand er vor einer Thür, die in den Schuppen führte. Da er sie verschlossen fand, langte er nach den Schlüsseln und siehe! der mittelgroße konnte öffnen.

Anfangs fuhr er erschrocken zurück. Er sah nur in ein nächtliches Dunkel und eine Kröte huschte ihm über den Fuß hinweg. Die Luft, die ihn anwehte, war feucht und modrig. Die Laterne in den Schuppen hineinhaltend, bemerkte er, daß der Raum völlig leer stand, sich aber mit einem weißen Schimmer endigte. Nachdem er den Schlüssel wieder ausgezogen und zu sich gesteckt hatte, folgte er diesem blendenden Schein und entdeckte eine Mauer, zur Linken eine sich spiralförmig windende steinerne Treppe. So war die Sage, daß sich theilweise die unterirdischen Gewölbe des Klosters erhalten hätten, nicht unbegründet. Der Jäger

stieg unerschrocken hinunter. Er zählte schon über zwölff Stufen.

Plötzlich stockte sein Fuß. An den Wänden hatte er mit seiner Linken hingetastet, während die Rechte mit der Laterne vorleuchtete. Bisher hatte er dabei nur feuchten, sich abbröckelnden Kalk, den Gallert von Schnecken, die ihr Gehäuse verlassen, gespürt — jetzt stieß er auf einen Kasten, der in der Wand befestigt war, und vor sich sah er das Ende der Stiege und einen geräumigen mit Mauersteinen gepflasterten Platz.

Hier bin ich in seiner Werkstatt! sprach er laut vor sich hin. Was giebt es nun hier —?

Zunächst fesselte ihn der mächtige Kasten. Eine unklare Ahnung erfüllte ihn mit Schauern und ließ ihn an allen Gliedern zittern, als er vor dem Kasten vertrocknete, steinharte Stücke Brots entdeckte, besser abwärts auf dem gemauerten Estrich Krüge, Geschirre von Thon mit hölzernen Deckeln, auch Stroh und Decken. Wie mechanisch und seiner nicht bewußt brachte er den kleinsten der drei Schlüssel an den Schrank. Auch dieser paßte.

Als er geöffnet hatte, glaubte er am Ziel seiner Forschung zu sein. Hier lagen sorgsam aufbewahrt Papiere, eines über das andere geschichtet. An den zerbröckelten Siegeln erkannte er sogleich, daß es zum größten Theil Briefe waren. Nur eines Blicks bedurfte es, um ihn zu bestimmen, mit fieberhaft erregter Hand alles hier Vorgefundene zusammenzuraffen

und zu sich zu stecken. Seine noch nicht abgelegte Jagdtasche war dafür groß genug.

Aber auch diese Vergung verhängnißvoller Documente war eine halb bewußtlose. Denn sein Blick war schon wieder starr auf einen andern Gegenstand gerichtet, auf eine Anzahl kleiner Gläser und eine eben so große Menge kleiner Schächtelchen, die Apothekerzeichen trugen und theilweise jene noch Flüssigkeiten, diese noch Pillverchen enthielten.

Das sind Gifte —! wollte er sich sagen. Aber die richtigen Aufschriften der pharmaceutischen Provision entgegneten ihm: Rein, es müssen Arzeneien sein —! Für wen waren sie bestimmt? Und warum lagen sie so verborgen —? Und warum sind sie sich alle so ähnlich —? Wenige Blicke genügten, um aus den Aufschriften zu erkennen, daß die Etiketten wechselten, Manche trugen die Signatur entfernter Städte. Die Jahreszahlen gingen zurück um ein Jahrzehend.

Sich von diesen Vorräthen schnell etwas anzueignen, war nicht möglich. Wo hätte die Masse untergebracht werden sollen —! Der wie in eine Märchenwelt Eingetretene verzweifelte, denn nun entdeckte er auch noch im obersten Fachwerk des Schrankes Geld — Staatspapiere — Geldrollen. Er öffnete eine. Sie enthielt Sovereigns und Napoleons.

Niederwärts mußte er steigen, um nicht von Schwindel befallen zu werden und zusammenzubrechen. Aber der Höhepunkt seiner Entdeckungen war noch

nicht erreicht. Noch hatte nicht der letzte Schlüssel, der stärkste von allen, seine Dienste gethan —! Daß sich ihm durch diesen noch ein Ungeheures offenbaren würde, ahnte er. Den Eingang dazu — entdeckte er eben.

Eine Thür, die zur Rechten der Stiege lag, trat immer magischer, immer gespenstischer aus den dunklen Umriffen heraus. Die Krüge, das Stroh, das Brot, worauf anders konnte es schließen lassen, als auf einen — Gefangenen? Entsetzt und nur, um sich durch den eigenen Hülfseruf die Brust zu erleichtern und sich Muth zu holen, rief er mit Donnerstimme: „Ist hier wer —?“ Dabei setzte er schon den größten der Schlüssel an das Schloß der geheimnißvollen Pforte. Der Gedanke: Einen Gefangenen hätte hier dieser Unmensch vielleicht verhungern lassen, wenn ich nicht gekommen wäre und doch schon vielleicht — nach Leichen scharre —! lähmte ihm die Sinne. Der Schlüssel paßte, drehte sich, die Thür ging auf.

Alles war still. Rings sah er nur tiefe Dunkelheit. Er brauchte einige Zeit zur Erholung. Sein Auge war umflort. Er sah nichts. Allmählig gewann seine Hand Kraft, die Laterne aufzuheben. Er griff darnach, hob sie in die Höhe und schlich sich näher.

Da sah er, was ihn ein dunkles Gefühl zu sehen hatte erwarten lassen. Auf Stroh, an einen Block befestigt, lag ein menschliches Wesen — vielleicht ein

Kind — ein Jüngling — er konnte es nicht unterscheiden — aber mit todtblassen Zügen — doch lebend. Er hörte Athemzüge und wußte, daß es nicht seine eignen waren.

Vernichtet, wie er war, mußte er sich auf den Boden setzen. Einen Sessel gab es nicht in dem Raum. Nur den Wasserkrug sah er, einen großen, wol für die natürlichen Bedürfnisse bestimmten Topf, einiges Spielzeug, Pferdchen von lackirtem Holz. Seidene Küsschen waren diesen als Zierrath um den Kopf gebunden.

Er streckte die Hand aus, um den Quaben — ein solcher schien es dem kurzgeschnittenen Haar nach zu sein — aufzuwecken. Sogleich zog er sie wieder zurück. Er wollte den Schummer nicht stören. Die Zelle maß nicht mehr als zehn Schuhe im Geviert und war nicht volle fünf-Fuß hoch. An der obern Decke bemerkte er einen Luftspalt. Von einem Ofen, von einem Tisch oder einem Stuhl war keine Rede. An dem erwähnten Pflock war ein lederner Gurt ersichtlich, der sich unter der Decke, die das schlummernde menschliche Wesen einhüllte, verlor. Wahrscheinlich ging der Gurt um den Leib des Gefangenen und hinderte ihn in seinen Bewegungen.

Zerronnen war nun jede Hoffnung, die Zügel des Geschicks in Händen zu behalten —! Eine Fortsetzung des begonnenen Frevels — das war hier



nicht möglich. Das Verhängniß mußte seinen Lauf nehmen — —

Hennenhöft, das sah er sofort, hatte den Sohn der Gräfin Adwiga von Wildenschwert nicht nach Amerika geschafft, war weder, wie beschlossen, bedungen und bezahlt war, selbst ausgewandert, noch hatte er das in Paris eben geborene Kind in einem französischen Seehafen Auswanderern übergeben. Er hatte den Knaben vielleicht erst morden wollen, dann ihn in der Ferne bis zu einem gewissen Alter aufwachsen lassen, hierauf hierher gebracht und Jahre lang wie ein Thier gefüttert, wahrscheinlich um damit einen letzten Trumpf der Gewinnsucht auszuspielen, vielleicht auch, also schlußfolgerte der Tieferschütterte, aus Furcht, aus wirklicher Absicht, seinen Schwur zu halten oder um seine Dankbarkeit zu bezeigen, wie ich sie bezeugte und mein unglückliches Weib es gethan —! Was wird sie sagen, wenn diese Kunde in unsere Hütte bringt und hinausfällt — in die Welt —!

Noch konnte er sich nicht aufraffen. Ob der Tag anbrach, er wußte es nicht. Eines hätte ihn erheben sollen, er hatte alles an sich gerafft, was die Unthat erläuterte. Daß er nun aber sogleich die Unwahrheit sprechen, sich in so Vielem verstellen mußte — welchen Aufschwung erforderte diese Rolle —! Starr sah er vor sich hin und brütete. Der Knabe, das Bild der Gräfin Wildenschwert, lag im festen Schlaf. Schon kam ihm die Vorstellung, daß jene Gifte Opium

wären. Selbst die Kaze, die ihm nachgeschlichen war in die Gefängnißhöhle und den Schlummernden umkreiste, weckte diesen nicht durch die Säge, die sie über seinen Fuß hinweg machte.

Das Kind zu wecken, konnte der Erschütterte sich nicht entschließen. Angezeigt mußte natürlich alles werden. Nur die Briefe gedachte er zu unterschlagen. Er erhob sich, schloß den Schrant und schlich zu den Wohnungen der Menschen zurück, die sich Gottes Ebenbilder nennen und, grausamer als die Thiere des Waldes, mit Bewußtsein ruchlose Thaten verüben.

Oben war der Tag im Anbrechen. Es regnete. Der Förster kehrte in die Wohnung des Mörders zurück, des Doppelmörders, denn Hennenhöft hatte Leib und Seele gemordet, des Unmenschen, der sein Leben in Gefahr bringen konnte, ein Leben, das ein Unterpfand der täglichen Nahrung des Kindes, ein Unterpfand der Entdeckung des Lebendigbegrabenen war. Der Knabe hätte ohne Wülfing's Suchen verhungern müssen —! Und dieser Mörder hatte sich oft gebehrt, für die Mutter des Kindes durchs Feuer gehen zu wollen, ja zu thun, als ob er für sie schwärmte, zu thun, als hätte sie ihn damals vor sieben Jahren auf dem Wege von Buchenried nach Burghausen für sein ganzes Leben bezaubert —

Eine Stunde saß Wülfing, in Thränen, das Haupt gestützt. Noch einmal schlich er zurück in

die unterirdische, von Engeln behütete Behausung. Noch immer schlief der Jüngling, wie er ihn jetzt schon nannte nach näherem Anblick. Er segnete seinen Schlaf. Er fühlte des Jünglings Glieder an. Weich waren sie, muskelschlaff. Ein glückliches Lächeln, wie zurückgestrahlt von einem schönen Traum, lag auf den Zügen des armen Unglücklichen.

Aber von einem Traum —? fragte sich Wülfing. Was hat er erlebt, daß er träumen könnte? Er ist betrogen um sein Recht als Mensch von Mutterleibe an —! Das wurde dem zum Tode Betrübten klar, der jetzt Siebzehnjährige hatte hier mehr als wenigstens dreizehn Jahre unter der Erde gelebt. Da konnte er die Welt nicht kennen, hatte keine Erinnerung und träumte wol nur von seinen Rößlein und ihrem seidnen Zaumzeug —

Jetzt kamen die Arbeiter. Denen verschwieg der Erschütterte noch, was er entdeckt hatte. Den Tod des Waldmeisters wußten sie schon. Man klagte darüber und — wick dem Jäger aus. Der stand hier als Richter, als Wächter. Seine Gehehrde war drohend genug. Er hob die Rechte gen Himmel. Alle zogen sich scheu zurück vor seinem Bornesblick. Niemand schien hier seines Gewissens recht sicher zu sein. Aber von einem Lebendigbegrabenen im Klosterverließ zeigte sich auf den Mienen und in den Reden der Arbeiter keine Spur.

Dann kam die Marlene dahergestürzt wie eine

Wilde. Aber schon unterwegs hatte sie den Tod ihres Verehrers erfahren. Sie hatte in der Nacht irgendwo in der Entfernung nur auf Posten gestanden. Ungewiß, ob sie jetzt fliehen oder weilen sollte, näherte sie sich. Sie stuzte, als sie den Jäger fand.

„Ratter!“ schrie dieser sie an und faßte sie bei'm Tragen. „Was weißt Du von diesem Bßewicht, den jetzt Gott gerichtet hat —?“

Sie konnte nicht lange trozen. Sah sie doch ihrer Verhaftung entgegen. Der zurückgelegte Weg und der erwiesene Tod Hennenhöfts hatten sie kraftlos gemacht. „Was soll ich denn noch wissen —?“ fragte sie.

Ihre Haltung schien keine Verstellung.

„Wo ist des Schurken Geld?“ rief der Jäger, noch ausweichend mit dem Furchtbarsten, das er entdeckt hatte.

Da loberte sie auf. „Hätt' ich's gestohlen —?“ schrie sie. Sie mußte überhaupt erst auf die Zukunft gerechnet haben, im Gegenwärtigen war sie nicht heimlich, nicht theilhaft des vollen Vertrauens ihres Anbeters.

Als sich die Unruhe in der Halbmeisterei mehrte, riß sie sich los. Sie verschwand wie der Luchs, der in die Wipfel der Bäume schlüpft.

Der gegen die neunte Stunde eintreffenden Commission erzählte endlich Wälſing, was er entdeckt hatte.

Der Eindruck ließ sich ermessen. Dreimal war seitßer Wälſing im Gewölbe gewesen. Er mochte nun

nicht wieder zurück. Er gab den Schlüssel an den vor Aufregung zitternden Ober-Inspector und wankte zu seinem Weibe.

Als die Männer, Anwälte des Friedens, Wächter der Ordnung, Bewaffnete und Unbewaffnete, aus dem Verließ emporstiegen, das Geld, die Gläser, die Gefäße, zuletzt ein weinendes menschliches Wesen, das sich vorm Licht des Tages versteckte, als fühlte sich sein Auge von tausend Nadeln gestochen, heraufstrugen, da war Eines über allen Zweifel gewiß, die Grausamkeit und der Frevel des von Gotteshand gestraften Waldmeisters. Eines aber blieb das Dunkelste, die Antwort auf die Frage: Wem gehört dies Opfer der Hölle an, dieser schon halb der Erde entrückte, weil nie auf ihr gewesene Engel, den die Dämonen der Finsterniß von der Himmelsleiter herunterrissen und die Flügel zerbrachen, so daß er auf Erden bleiben mußte — nein, nicht auf Erden, sondern in ihrer Gewalt blieb, in dunkler schreckenvoller Unterwelt — wessen, wessen Kind ist es — —?

Noch weniger verstanden und völlig seltsam war die Aeußerung des tieferschütterten Stenhard, als er zum Vater gewendet sprach:

„Vater, dieser Knabe ist mein! Das ist der Ur-mensch — die Tafel, die noch des Lebens verworrene Runenschrift nicht bekrigelt hat mit den Vorurtheilen von Jahrtausenden —! Das ist der Mensch, der neugeborne, der noch nicht das Licht, nicht die Luft erträgt, nicht

die Luft der Zeit, nicht das Licht dieser Welt —! Er jammert zurück in den Leib seiner Mutter, in die Nacht des Friedens, in den Traum eines schöneren Daseins —! Vater, Vater, den will ich erziehen zum Muster der Menschheit — zur Glorie unserer Meister Cicero, Socrates, Christus, Bacon, Rousseau, Pestalozzi —! Himmlisches, ewiges Licht vom Ursitz der Ideen, gieb mir deinen Segen zu diesem Werke, Vater, gieb Du ihn mir —! O mehr verlange ich ja nicht. Behalte Dein Geld und Dein Gut —! Ich bin gekommen und nehme reichen, reichen Gewinn mit, Gewinn über Alles —! Eine Seelenknoche, einen reinen, unentweiheten, vom Leben, von der Schule, vom Staat, von Kirche, Haus, Gesellschaft noch unvergifteten — Begriff —! Den, den werde Ich zum Menschen machen, den werde ich erziehen!“

Die Nächsten, die alles, was der Oberpfarrer gesprochen, verstanden hatten, waren erschüttert. Aber der Tumult, die Bewegung um das Wunder der Waldmeisterei war zu groß, als daß das Vernommene einen längern Nachhall hätte finden können selbst bei denen, die es begriffen. Der Schnelldenker schnitt alles Erörterten ab durch die Bitte, das halb ohnmächtig in den Armen der Gensdarmen liegende, jammernde und alles ringsumher mit Entsetzen betrachtende Menschenkind nicht zu stören. Selbst die schmeichelndsten, sanftesten Worte schienen dem armen Jünglingskinde wie spitzes Schilf zu sein, an das der Finger nicht

streifen kann, ohne die Nerven des ganzen Körpers verletzt zu fühlen. Licht, Schall, Geruch, alles that ihm weh. Der Knabe jammerte nur nach seinem Spielzeug, den Pferdchen und nach „dem Mann“. Das sollte Heunenhöft sein, sein Mörder. Seine Sprache brachte immer nur dieselben Worte „Pferd“ und „Mann“ und „Mann“ und „Pferd“. Diese bedeuteten ihm Baum und Haus, Thier und Menschen, Himmel und Erde.

Es war der Mensch, der noch in der Krippe liegt, der neugeborne — doch schon vielleicht siebzehn Jahre alt.

Das Entsetzen der Menschen verwandelte sich in Andacht. Selbst den Männern traten die Thränen in die Augen über eine Feierstunde der Natur, über die wie unmittelbar empfundene Nähe der allwaltenden Gottheit.

Ende des ersten Bandes.

## Verichtigungen.

Seite 156	Zeile 7	von oben	lies vorgestern	statt gestern.
= 182	= 2	= unten	= „während ihre Augen gleichsam schlum-	= merkten, nur halb zuzuhören.“
= 206	= 11	= oben	= sie	= statt sich.
= 262	= 1	= unten	= allen-	= statt alle.
= 301	= 7	=	= durch-	= gegangen statt durchgegangen.

---

63641127



